



Heft

132

Soester Zeitschrift

Zeitschrift des Vereins
für Geschichte und
Heimatspflege Soest

herausgegeben von Norbert Wex
unter Mitarbeit von
Dirk Elbert und Ulrich Lör

Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest e.V.,
gegründet am 7. Februar 1881 als Verein für die Geschichte von Soest und der Börde,
vereinigt am 25. Januar 1973 mit dem Verein für Heimatpflege,
gegründet am 6. Mai 1904

Vorsitzender:
Günter Kükenshöner, M. A., An Lentzen Kämpen 17, 59494 Soest

Geschäftsführung:
Dr. Norbert Wex, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest

Kassenführung:
Bettina Steinfeld-Hösel, Michelsweg 3, 59494 Soest

Tauschstelle, Archiv und Bibliothek: Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest,
Telefon (02921) 103-1242, Telefax (02921) 103-81242
E-Mail: info@geschichtsverein-soest.de, Internet: www.geschichtsverein-soest.de
Konto: Sparkasse SoestWerl
IBAN: DE76 4145 0075 0003 0051 47
SWIFT-BIC: WELADED1SOS

Jahresbeitrag 30,- Euro

Redaktionskollegium:
Dirk Elbert, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest
Dr. Ulrich Löer, Kleine Helle 1, 59494 Soest
Stadtarchivar Dr. Norbert Wex, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest.

Jeder Verfasser verantwortet selbst den Inhalt seines Beitrags.
Beiträge für Heft 133 bitte bis zum 31. März 2021 mindestens ankündigen.
Mitgliedern und Tauschpartnern stehen ältere Hefte dieser Zeitschrift bis Heft 90 (1978) beim
Stadtarchiv zum verbilligten Preis von 5,- Euro zur Verfügung, solange der Vorrat reicht.

ISSN 0176-3946
Layout: drebusch:design
Satz und Druck: Althoff Druck, Soest
Westfälische Verlagsbuchhandlung Mocker & Jahn Soest 2020

Inhalt

Julia Ricken: Archäologie aktuell in Soest	5
Frederik Heinze: Neue archäologische Erkenntnisse zur Soester Stadtbefestigung.....	13
Johannes Müller-Kissing: Bauhistorische Nahaufnahme: Der Deckungsgraben im Ulrich-Jakobi-Wall im Kontext des Luftschutzes der Stadt Soest.....	23
Wolfgang Schmid: Soest – eine Stadt der Wunder. Kirche und Frömmigkeit im Spiegel hochmittelalterlicher Mirakelberichte (Fortsetzung und Schluss).....	33
Roland Pieper: Anmerkungen zur Baugeschichte von St. Pantaleon in Lohne - Planänderungen früher Hallenkirchen im Soester und Dortmunder Raum im Bauprozess.....	79
Ilse Maas-Steinhoff: Das Gemäldeepitaph des Soester Barock-Bürgermeisters Gerhard Klotz II (1613-1680) – ein Spiegel des Bedeutungsschwundes von Amt und Stadt?	95
Horst Braukmann: Unruhige Zeiten - Die Situation der Höfe in Kutmecke, Ellingsen und Lühringsen in der Zeit der „Bauernbefreiung“	111
Ulrich Löer: Propst Eberhard Nübel auf dem Weg in die Moderne? Zur Errichtung des Denkmals auf dem Osthofenfriedhof.....	137
Roland Götz: Erwin Sylvanus und das Archigymnasium	149
Rainer Stöcker: Denunziert – entehrt – ermordet. Der Fall August Neuschäfer	185
Mechtild Brand: Niederländische Offiziere Im Oflag Vi A In Soest oder „Die Herren Holländer“	193
Karin Burghardt: Sie warteten fünf lange Jahre - die Frauen der französischen Kriegsgefangenen des Oflag Vi A in Soest	213
Berichtigung zum Aufsatz von Roland Götz über die Ausstattung der evangelischen Kirche St. Albanus und Cyriacus in Welter in der Soester Zeitschrift 131 (2019), S. 61-92 Maria Perrefort: Berichtigung zum Aufsatz „Maria Viegner“ in der Soester Zeitschrift 131 (2019), S. 161-180	243
Dirk Elbert, Wolfgang Stelbrink: Neuerscheinungen – Anzeigen und Besprechungen.....	245
Günter Kükenshöner: Jahresbericht des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest e. V. für das Jahr 2019	251

JULIA RICKEN

ARCHÄOLOGIE AKTUELL IN SOEST

Denkmalschutz und -pflege gehören zu Soest untrennbar dazu. Besonders in der Altstadt ist die Geschichte der Stadt größtenteils bis heute noch erlebbar. Am prägnantesten sind dabei natürlich die noch bestehenden Bauten, vor allem sei hier die Mauer zu benennen, die die Stadt zu zwei Dritteln umgibt, aber auch die urigen Gassen mit ihren Grünsandstein- und Fachwerkgebäuden sowie die über 600 Baudenkmäler. Von den ehemals zehn mittelalterlichen Kirchen stehen noch sieben und sind mit ihren imposanten Erscheinungen aus dem örtlichen Grünsandstein Attraktionen für Einheimische und Touristen. Doch auch die noch sichtbaren Zeugnisse der Geschichte und insbesondere die „unsichtbaren“ haben Geheimnisse, die sich erst durch die Archäologie bzw. die Möglichkeit der archäologischen Untersuchungen erschließen. Durch Ausgrabungen können oft alte Grundrisse oder Bauweisen erkannt werden. 2020 geschah dies beispielsweise für den Wall, da sich bei der Sanierung eines Durchgangs eine einzigartige Gelegenheit bot, den Aufbau der Stadtbefestigung zu dokumentieren¹. Die Stadtarchäologie ist innerhalb des Stadtgebietes zumeist an mehreren Orten gleichzeitig aktiv. Bei der obligatorischen Betreuung der Maßnahmen des integrierten städtebaulichen Entwicklungskonzepts (ISEK) im Altstadtgebiet steht aktuell natürlich das Wallentwicklungskonzept im Fokus der Aufmerksamkeit. Jedoch ist die Stadtarchäologie, die sinnvollerweise in die Abteilung Stadtentwicklung und Bauordnung direkt eingegliedert ist, in jedes Bauvorhaben innerhalb des Stadtgebietes mehr oder weniger involviert.

Ein großes Projekt wurde 2018 im Soester Norden begonnen. Auf der Fläche zwischen der Oestinghauser Landstraße und dem Weslarner Weg entsteht bald ein Neubaugebiet, im Zuge dessen Sondierungsgrabungen notwendig waren. Eine nicht zu unterschätzende Problematik stellen auf diesem Gebiet die noch im Boden liegenden Kampfmittel aus dem Zweiten Weltkrieg dar. Kaum ein Bereich im Stadtgebiet wurde – aufgrund

Verzeichnis der Autoren

Mechtild Brand, Goethestr. 53, 59065 Hamm
Horst Braukmann, Kattenhol 1b, 59494 Soest
Karin Burghardt, An der Schlenke 13, 59494 Soest
Dirk Elbert, Stadtarchiv Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest
Dr. Roland Götz, Recklingsen, Nehler Heide 23, 59514 Welper
Frederik Heinze M. A., Stadtarchäologie Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest
Günter Kükenshöner M. A., An Lentzen Kämpen 17, 59494 Soest
Dr. Ulrich Lör, Kleine Helle 1, 59494 Soest
Dr. des. Johannes Müller-Kissing, Lindenstr. 1, 59457 Werl
Ilse Maas-Steinhoff, Nottebohmweg 23, 59494 Soest
Dr. Maria Perrefort, Gustav-Lübcke-Museum, Neue Bahnhofstr. 8, 59071 Hamm
Dr. Roland Pieper, Alter Milchhof 7, 48145 Münster
Julia Ricken, M. A., Stadtarchäologie Soest, Jakobistr. 13, 59494 Soest
Prof. Dr. Wolfgang Schmid, Friedrichstr. 39, 56333 Winningen
Dr. Wolfgang Stelbrink, Elisabeth-Rathus-Weg 5, 59494 Soest
Rainer Stöcker, Roonstr. 13, 58089 Hagen

¹ Frederik Heinze: Neue archäologische Erkenntnisse zur Soester Stadtbefestigung. In diesem Band.

der Nähe zum Bahnhof – so stark bombardiert wie dieser, sodass die Prospektionsschnitte mithilfe von Luftbildern der Alliierten möglichst zwischen den Bombeneinschlägen geplant wurden (Abb. 1). Nur dann können im anstehenden Boden ältere Spuren erhalten sein. Wie sich vorab schon



Abbildung 1: Alliiertenluftbild mit Bombeneinschlägen von 1944. Foto: Stadtarchiv Soest

durch die Funde von Sondengängern abzeichnete, konnten hier Befunde aus der älteren Römischen Kaiserzeit erwartet und später auch durch mehrere Prospektionsschnitte dokumentiert werden (Abb. 2). Ebenfalls ließen sich einige Befunde der Bronze- und Eisenzeit sowie dem Hoch- und Spätmittelalter zuordnen.

Weitere größere Baugebiete der letzten Jahre erweitern das Bild von der vorgeschichtlichen Besiedlung um Soest². So konnten durch 14C-Analyse die Befunde auf der neu erschlossenen Fläche beim Oberkirchweg in die Eisenzeit datiert werden. Eine Datierung der Befunde auf dem Gelände des Gewerbegebietes Wasserfuhr steht noch aus, Lesefunde deuten jedoch auf das Neolithikum hin.

² Ders.: Ergebnisse archäologischer Untersuchungen in Soester Neubaugebieten. In: Archäologie in Westfalen-Lippe 2019 (im Druck).



Abbildung 2: Befund aus dem Soester Norden mit Bleiplatte aus der Römischen Kaiserzeit. Foto: Stadtarchäologie Soest



Abbildung 3: Übersicht der Ausgrabung Thomästraße mit verschiedenen Befunden. Foto: Stadtarchäologie Soest

Neben größeren Bauflächen sind es aber auch kleinere Baustellen im Altstadtgebiet, die häufig Erstaunliches zu Tage bringen. Die Ausgrabungen 2015 bis 2018 aufgrund von Baumaßnahmen in der Straße Hoher Weg und Thomästraße brachten Spuren qualitativ hochwertiger hochmittelalterlicher Besiedlung in Form von Steinwerken hervor, daneben ließen sich auch jungsteinzeitliche und eisenzeitliche Befunde dokumentieren³ (Abb. 3).

³ Ders.: Neues zur mittelalterlichen Besiedlungsstruktur in der Soester Altstadt. In: Archäologie in Westfalen-Lippe 2015 (2016), S. 128-132.



Abbildung 4: Übersicht der Ausgrabung Schültingerstraße mit Grabbefunden. Foto: Stadtarchäologie Soest

Faszinierend können in Soest selbst die kleinsten Bodeneingriffe sein. Bei dem Bau einer Fahrradgarage konnten beispielsweise vier Bestattungen dokumentiert werden, die dem ehemaligen Soester Stift St. Walburgis zugeordnet werden können (Abb. 4). Die Knochen wurden anthropologisch untersucht und liefern so Informationen zu der körperlichen Verfassung der Bestatteten⁴. Selbst Haussanierungen können noch neue Erkenntnisse über die Vorgängerbebauung geben. In einem Fall in der Osthofenstraße konnte 2018 ein Kriechkeller festgestellt werden, der bislang noch nicht im Kataster verzeichnet war. Im Interesse der Öffentlichkeit stand die Haussanierung eines Adelssitzes im Steingraben. Die Fassade, der Innenbereich und der Garten sind hier vor allem in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt. Aber auch hier gelang es der Archäologie, mögliche Spuren der Vorgängerbebauung aus dem 13. Jahrhundert zu dokumentieren⁵. Bei den Baumaßnahmen stieß man auf eine hochmittelalterliche Kloake sowie einen Brunnen gleicher Zeitstellung und nutzungszeitliche Abwasserkanäle, die – offen gelassen – noch heute im vorderen Gartenbereich sichtbar sind (Abb. 5).

2017 begann der Umbau des Geländes der ehemaligen belgischen Kaserne Colonel BEM Adam zu einem Wohnquartier. Wie üblich war die Stadt-

4 Ders.: Gräber im Garten – Ein archäologischer Nachweis des Friedhofs des ehemaligen Klosters St. Walburgis. In: Soester Zeitschrift 129 (2017), S. 5-12.

5 Ders.: Auf der Suche nach dem Vorgängerbau. Archäologische Untersuchungen am Steingraben 10 in Soest. In: Karin u. Hans-Günter Trockels (Hrsg.): Das weiße Haus im Steingraben. Wiederentdeckung eines barocken Denkmals. Soest 2019, S. 115-127.



Abbildung 5: Dokumentation der Kloake im Steingraben 10. Foto: Stadtarchäologie Soest

archäologie gleich zu Beginn mit einbezogen und führte Sondierungsgrabungen aufgrund von vermuteten Bodendenkmälern durch. Die Kaserne wurde im Zweiten Weltkrieg als Gefangenenlager für französische Offiziere genutzt. Nach der Befreiung 1945 diente sie als vorübergehende Unterkunft für ehemalige Zwangsarbeiter. Bevor die Gebäude im Frühjahr 1946 als Wohnlager für Flüchtlinge hergerichtet wurden, fand eine große Aufräumaktion statt. Aus dieser Zeit konnte die Stadtarchäologie mehrere Verfüllschichten dokumentieren und anhand der Funde das Lagerleben der Gefangenen genau nachvollziehen⁶ (Abb. 6). Diese Befunde waren ein weiterer Aspekt – wie schon zuvor die Entdeckungen auf dem Gelände der ehemaligen Kaserne Steenstraete ab 2003 – zu dem zurzeit viel diskutierten Thema der Archäologie der Moderne. Manch einen wird es noch überraschen, dass die Archäologie sich auch mit den Hinterlassenschaften aus jüngster Vergangenheit beschäftigt. Diese Diskussion ist allerdings schon längst hinfällig, da der Nutzen und die Relevanz einer Archäologie der Moderne außer Frage stehen⁷. Der gesetzliche Auftrag der Denkmalbehörden, sich mit allen materiellen Dingen zu beschäftigen, schließt ebenfalls das 19., 20. und sogar 21. Jahrhundert mit ein und kann bzw. darf nicht nur auf die „alten Zeiten“ beschränkt werden. Die archäologischen Erkenntnisse zur kulturellen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft,

6 Frederik Heinze/Julia Ricken: Prospektionsgrabungen im Kriegsgefangenenlager Oflag VI A in Soest. In: Archäologie in Westfalen-Lippe 2017 (2018), S. 170-174.

7 Fachgruppe Archäologie der Moderne im DVA: Leitlinien zu einer Archäologie der Moderne. In: Matthias Wemhoff, u.a. (Hrsg.): Blickpunkt Archäologie 4/2017. München 2018, S. 236-245.



Abbildung 6: Ausgrabung auf dem Gelände der ehemaligen Kaserne Colonel BEM Adam am Meininger Weg. Foto: Stadtarchäologie Soest

zu menschlichen Handlungen und Aktivitäten können durch die materielle Kultur erforscht werden. Damit kann unter anderem auch jenen, die keine Möglichkeiten hatten, ihre Spuren anders zu hinterlassen, eine Stimme gegeben werden. Außerdem unterstreichen oder widerlegen (!) Funde die Aussagekraft historischer Quellen allein schon durch ihre Nahbarkeit und Haptik. Immer häufiger taucht der Wunsch nach Orten des Erinnerns auf, die durch archäologische Untersuchungen gestützt werden. Gleichzeitig bedingt vor allem unsere Vergangenheit gerade in Deutschland eine Fokussierung auf die sogenannte Konfliktarchäologie, die Zeit des Ersten und Zweiten Weltkriegs.

Für die Stadtarchäologie ergeben sich mit diesen Fundkomplexen ganz neue Herausforderungen, die nach neuen Lösungswegen verlangen. Allein die Fundmasse, die bei den Ausgrabungen auf dem Gelände der ehemaligen belgischen Kaserne geborgen wurde, stellt die Frage nach der Restaurierung und insbesondere der Aufbewahrung dieses Inventars. Hier müssen und werden neue Wege in Bezug auf Umgang und Präsentation solcher Ergebnisse gegangen, die zeigen, wie sehr sich die Archäologie verändern kann und muss, um eben nicht eine statische, abgegrenzte Wissenschaft zu sein, sondern transdisziplinär und fortschrittlich zu arbeiten.

Dabei sei erwähnt, dass bereits 2009 der Luftschutzdeckungsgraben beim Burghofmuseum für eine Ausstellung zum Zweiten Weltkrieg umgenutzt wurde, in dem man auch die Funde aus der Kaserne Steenstraete sehen kann.

Die Stadtarchäologie hat, wie man unschwer erkennen kann, jedes Jahr zahlreiche spannende Ergebnisse vorzuweisen. Doch wie bringt man sie den Soestern und auch Touristen näher? Es wäre utopisch zu verlangen, an jeder archäologisch relevanten Stelle eine Informationstafel oder ähnliches aufzustellen – schnell würde die ganze Stadt überflutet werden. Für Interessierte gibt es natürlich die entsprechenden Publikationen, hier sei allen voran die eigene Reihe der „Soester Beiträge zur Archäologie“ zu nennen⁸. Aber Archäologie „zwischen durch“ und komprimiert zu bieten, stellt eine Herausforderung dar. Es gab bislang verschiedene Versuche von unterschiedlichsten Seiten, einige davon mehr, einige weniger geglückt. Eine sinnvolle und gelungene Form ist sicherlich immer noch der Altstadt-rundgang, der mit seinen 40 Informationstafeln einen umfassenden Blick in die Soester Geschichte bietet und auch digital zur Verfügung steht. Auch das Burghofmuseum mit seiner 700 m² großen Ausstellung zeigt ein vielfältiges Spektrum an archäologischen Funden und Grabungsergebnissen. Gezielte Führungen und eine gute Öffentlichkeitsarbeit durch die Stadt, den Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest sowie auch der Wirtschaftsförderung unterstützen die Informationsübermittlung an die Bevölkerung. Doch ist dies genug? Möchte der „Verbraucher“ noch mehr In- bzw. Output von der Stadtarchäologie? Dass das Interesse an der Soester Geschichte enorm ist, zeigen nicht zuletzt die jährlich abwechselnden Veranstaltungen der „Soester Fehde“ und des „Gaudium in Susato“. Das Problem, aber letztendlich auch der Vorzug von Soest ist eben die noch bestehende Altstadt, die auch zu Recht im Vordergrund steht⁹. Die Geschichte Soests vor dem Mittelalter bleibt dabei häufig eher unscheinbar, obwohl die Wurzeln der Stadt weit zurück reichen. Dies erkannten auch Gabriele Isenberg, die damalige Leiterin des Mittelalterreferates des Westfälischen Museums für Archäologie/Amt für Bodendenkmalpflege in Münster, und Gerhard Köhn, der damalige Soester Stadtarchivar, die die Wichtigkeit einer kommunalen Archäologie für die Stadt herausstellten, nachdem 1980 bis 1982 die wichtige Ausgrabung am Kohlbrink mit der

⁸ Insbesondere: Walter Melzer: 25 Jahre Stadtarchäologie Soest (Soester Beiträge zur Archäologie. 14). Soest 2015.

⁹ Siehe hierzu: Julia Ricken: Erlebbarer Archäologie in Soest – Sinnvolle Abwägung von Nutzen und Erhalt. In: Manfred Schneider u. a. (Hrsg.): Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum. Bd. XI: Archäologie im Hier und Jetzt. Lübeck (im Druck).

Dokumentation der Saline¹⁰ und 1989 die Grabung am Isenacker mit dem dort entdeckten Schmiedequartier¹¹ durchgeführt worden waren. Neben Höxter, Dortmund, Münster, Paderborn und seit kurzem auch Hagen hat Soest eine der wenigen Stadtarchäologien Westfalens. Seit der Gründung 1990 besteht sie unter Dr. W. Melzer und betreut alle archäologisch relevanten Maßnahmen innerhalb des Stadtgebiet Soests und ist wie auch die Untere Denkmalbehörde in die Abteilung Stadtentwicklung und Bauordnung eingegliedert. Deshalb bleibt die Stadtarchäologie auch weiterhin unverzichtbar für die städtische Planung und Entwicklung und wird auch in der Zukunft noch viele spannende Ergebnisse aus der Vergangenheit zutage bringen.

Zuletzt sei noch darauf hingewiesen, dass die Stadtarchäologie Soest 2020 auf 30 Jahre erfolgreicher Arbeit zurückblicken kann. Band 16 ihrer Reihe der „Soester Beiträge zur Archäologie“ würdigt dieses Ereignis, indem dort ausgewählte Funde aus den drei Jahrzehnten der Stadtarchäologie gezeigt und erläutert werden¹².

FREDERIK HEINZE

NEUE ARCHÄOLOGISCHE ERKENNTNISSE ZUR SOESTER STADTBEFESTIGUNG

Eine bis jetzt einzigartige Gelegenheit, einen Einblick in den Aufbau der Stadtbefestigung zu erhalten, die trotz ihrer Präsenz im Soester Stadtbild wohl zu den unerforschtesten städtischen Bau- und Bodendenkmälern gehört, bot sich der Stadtarchäologie im Frühjahr 2020¹. Im Rahmen der umfangreichen Sanierungsmaßnahmen der Soester Wälle wurde zur Verbreiterung des Walldurchgangs im Ulrich-Jakobi-Wall an der Grünen Hecke ein neuer Wallschnitt durchgeführt. Besonders im Fokus der Archäologie lag neben der Dokumentation des Wallaufbaus, bei den Ausschachtungen eventuell Flächen von ungestörtem, anstehenden Lössboden anzutreffen und vielleicht sich dort befindende vor- und frühgeschichtliche Siedlungsbefunde aufdecken zu können. Sensibilisiert war man durch den Altfund einer Buntmetallnadel (Abb. 1), die im November 1943 bei einem ersten Wallschnitt zur Anlage eines Luftschutzdeckungsgrabens im Walkörper



Abb. 1: Spätromische Buntmetallnadel, Länge 15,8 cm. Foto: Chr. Theopold, Stadtarchäologie Soest

(s. Beitrag Müller-Kissing in diesem Band) mittig in der Wallschüttung auf Straßenhöhe gefunden wurde². Bei dem Objekt handelt es sich um eine spätromische Nadel vom Typ Fécamp, von denen Exemplare im Westmünsterland und im Hellweggebiet häufiger vorkommen. Hier zählten sie am Übergang von 4. zum 5. Jahrhundert zum modischen Bestandteil der

10 Susanne Jülich: Die frühmittelalterliche Saline von Soest im Kontext (Bodenaltertümer Westfalens 44). Mainz 2007.

11 Dieter Lammers: Der Isenacker: das eisenverarbeitende Zentrum der hochmittelalterlichen Stadt. In: Die Stadt Soest. Archäologie und Baukunst. Stuttgart 2000, S. 130-132.

12 Walter Melzer/Julia Ricken/Frederik Heinze/Ingo Pfeffer: Was habt ihr denn in Soest gefunden? Ausgewählte Funde von 1990 bis 2020 geben Antwort (Soester Beiträge zur Archäologie 16). Soest 2020.

1 Walter Melzer: Soest – Von den Anfängen zur mittelalterlichen Großstadt. In: Wilfried Ehbrecht u. a. (Hrsg.): Soest – Geschichte der Stadt, Band 1: Der Weg ins städtische Mittelalter. Topographie, Herrschaft, Gesellschaft. (Soester Beiträge 52). Soest 2010, S. 39-146, hier: S. 117. Für eine ausführliche Beschreibung der Stadtbefestigung siehe auch Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern. Erster Band: Profane Denkmäler (Soester wissenschaftliche Beiträge 14). Soest 1955, S. 69-119.

2 Heinrich Diedrichs: Vor- und Frühgeschichte im Kreise Soest – 1. Fortsetzung. In: Soester Zeitschrift 61 (1948), S. 37-47, hier S. 40.

einheimischen Damentracht³. Es bestand also auch die Hoffnung, die entsprechenden Siedlungsbefunde zu diesem herausragenden Fund freizulegen.

Die Geschichte der mittelalterlichen Soester Stadtbefestigung beginnt spätestens im 9. Jahrhundert, als eine Befestigungsanlage errichtet wurde, die sich auch heute noch deutlich mit ihrer rechteckigen Form im Stadtgrundriss erkennen lässt. Sie umfasste knapp 4,5 Hektar und konnte im Jahr 1990 auf dem Grundstück Mariengasse 1 archäologisch nachgewiesen werden⁴. Auf einer Länge von acht Metern wurde hier eine Mauer aus vermörtelten Bruchsteinen aufgedeckt, die in Südwest-Nordost-Richtung verlief und noch bis zu einer Höhe von 0,80 m erhalten war. Sie hatte eine Stärke von 0,60 m und war auf der Nordseite auf Sicht gearbeitet, während die Südseite unregelmäßig gesetzt und mit einer angeschütteten Wallpackung aus Steinen und Lehm versehen war⁵.

Die Niederlegung dieser ersten Befestigung lässt sich archäologisch in das 11. Jahrhundert datieren⁶. Zu dieser Zeit begann eine deutliche Auf siedlung der westlichen und südlichen Altstadt⁷. Da eine unbefestigte Siedlung zu dieser Zeit allerdings nicht denkbar ist, geht die Forschung von einer Abschnittsbefestigung im westlichen Bereich der Altstadt aus, die vielleicht zwischen den Niederungsgebieten des Soestbachs und des Kützelbachs gelegen haben und dem Verlauf der späteren Befestigung gefolgt sein könnte⁸.

Die Stadtmauer, die auch heute noch das Stadtbild prägt und zum größten Teil erhalten ist, wurde erst ab der Mitte des 12. Jahrhunderts errichtet. Sie war ursprünglich mit 10 Toren ausgestattet, umfasste mit einer Länge von 3,8 Kilometern eine Fläche von 102 Hektar und wurde in den folgenden Jahrhunderten kontinuierlich ausgebaut. Zur Errichtungszeit hatte die Mauer zunächst wohl einen eingesteckten Wehrgang sowie einen Spitz-

3 Bernhard Rudnick: Römische Funde aus Soest. In: Walter Melzer (Hrsg.): *Imperium Romanum produxit – Römische Sachgüter in Soest und im mittleren Hellwegraum* (Soester Beiträge zur Archäologie 11). Soest 2010, S. 9-103, hier S. 55f.

4 Walter Melzer: Die Stadt Soest – Eine erfolgreiche Stadtkarriere. In: *Nordwestdeutscher Verband für Altertumsforschung, u. a. (Hrsg.): Die Stadt Soest – Archäologie und Baukunst* (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 38). Stuttgart 2000, S. 12-23, hier S. 15.

5 Melzer (wie Anm. 1), S. 87.

6 Ebd., S. 115.

7 Walter Melzer: Die Stadt Soest – Ihre Wurzeln und ihre Entwicklung bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. In: Manfred Gläser u. a. (Hrsg.): *Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum. Bd. X: Vorbesiedlung, Gründung und Entwicklung*. Lübeck 2016, S. 289-304, hier: S. 294, Abb. 3.

8 Wilfried Ehbrecht/Mechthild Siekmann/Thomas Tippach: *Soest* (Historischer Atlas westfälischer Städte 7. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, Neue Folge 30). Münster 2016, Tafel 5.

graben von etwa 20 Metern Breite im Vorfeld. Diesem, in etwa 64 m Abstand vorgelagert, war ein zweiter, acht Meter breiter Graben. Da sich die Waffentechnik stetig verbesserte, war auch eine fortlaufende Anpassung der Befestigung an diese nötig. Eine erste Maßnahme war die Erhöhung der Mauer, während man dann im 13. Jahrhundert 33 (?) halbrunde Türme vor diese blendete und zudem drei Rundtürme als Verstärkung errichtete. In der Soester Fehde (1444-1449) erfuhr die Stadtbefestigung starke Zerstörungen durch Kanonenbeschuss, sodass man vermutlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an der Innenseite der Mauer einen Wall aufschüttete. Im 16. Jahrhundert erneuerte man einige Toranlagen wie z. B. das Osthofentor, gab den äußeren Wall auf und verfüllte ihn. Schonekind- und Schültingertor wurden 1595 und 1599 geschlossen und die verbleibenden Tore durch Bastionen und Ravelins verstärkt. Nach der Eroberung der Stadt im Dreißigjährigen Krieg gewährleistete die Stadtumwallung keine Schutzfunktion mehr. Im 19. Jahrhundert wurden alle Tore bis auf das Osthofentor abgerissen. Allerdings wurden Wallmauern und Gräfte zwischen 1818 und 1827 repariert und auf dem Wall eine Promenade mit Bäumen angelegt. Die Mauer zwischen Schültinger- und Walburgertor wurde 1868 abgebrochen und 1890 schließlich die Befestigung zwischen Walburger- und Osthofentor niedergelegt, um Platz für die Bahnhofsanlagen zu schaffen⁹.

Bei den aktuellen Untersuchungen am Wallschnitt an der Grünen Hecke konnten nun wichtige neue Erkenntnisse zum Aufbau des Walles und der Stadtmauer in diesem Bereich gewonnen werden.

Die zweischalige Stadtmauer des 12. Jahrhunderts konnte im Südost-Profil in ihrer gesamten Höhe und Breite dokumentiert werden. Die Bereiche auf der Stadtinnenseite, die normalerweise unter der Wallschüttung nicht sichtbar sind, waren vermörtelt. Das fischgrätartige Fundament besteht aus einer zweilagigen, gegenläufigen Setzung mit einer Stärke von 0,80 m aus schräg gestellten Grünsandsteinen. Deutlich war hier zu erkennen, dass das Fundament direkt auf dem anstehenden tragfähigen Löss gründet (Abb. 2). Aus dem Bereich zwischen Steinlage und Löss konnten einige Tierknochen geborgen werden. Hubertus Schwartz hatte angenommen, dass die Stadtmauer auf einem niedrigen Erdwall gestanden habe, dessen Material aus dem der Mauer vorgelagerten Graben entnommen wurde. Belege für diese Konstruktion fand er seines Erachtens neben dem Grandwegertor am Grandweg-Ulricher Wall und auch an einer Stelle am Ulrich-Jakobi-Wall¹⁰. Vermutlich wird in diesen Bereichen aber das na-

9 Melzer (wie Anm. 1), S. 115-118.

10 Schwartz (wie Anm. 1), S. 72.



Abb. 2: Fundamentsockel der Stadtmauer. Foto: F. Heinze, Stadtarchäologie Soest

türliche gewachsenen Gelände Höhenunterschiede aufgewiesen und das Fundament durch Erosion oder menschliche Eingriffe freigelegt haben. Eine Böschung auf der Innenseite der Mauer, wie Schwartz sie beschreibt, ist an der Grünen Hecke nicht nachzuweisen¹¹. Bestenfalls als Anschüttung hinter der Mauer angesprochen werden könnte die Schicht m im Profil der Wallerschüttungen (Abb. 2 u. 3), auf das später noch näher eingegangen wird. Diese besteht aus einem Humus-Löss-Gemisch und stammt vermutlich aus dem Aushub des Fundamentgrabens der Stadtmauer, der beim Bau einfach hinter die Mauer geschaufelt wurde.

Die Breite des Fundamentsockels war an dieser Stelle nicht ermittelbar, da die tiefgründigen Ausschachtungen nur auf der Mauerinnenseite stattfanden und der Bereich vor der Mauer zudem durch einen modernen Sickerschacht gestört war. Es ist aber davon auszugehen, dass die Mauerstärke hier etwa 1,50 m wie im direkt über dem Sockel dokumentierten Bereich beträgt. 1957 zeigten Untersuchungen, ebenfalls am Ulrich-Jakobi-Wall, dass der Fundamentsockel auch auf der Feldseite der Mauer mit dem darüberliegenden Mauerwerk fast bündig abschließt und nur leicht hervorkragt¹².

¹¹ Ebd..

¹² Melzer (wie Anm. 1), S. 119, Abb. 61.

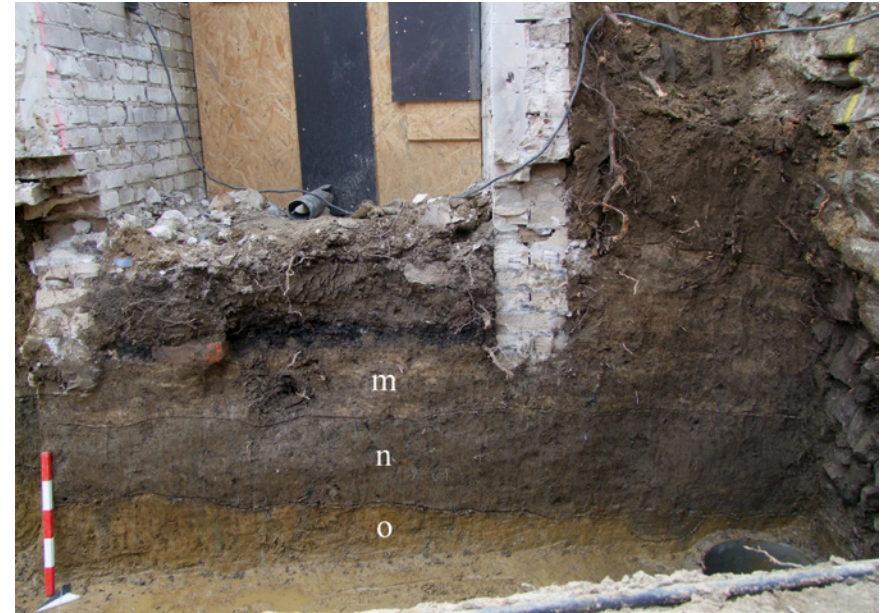


Abb. 3: Fundamentaushub (Schicht m), die ehemalige Oberfläche (Schicht n) sowie der anstehende Löss (Schicht o) im an die Stadtmauer angrenzenden Innenbereich. Foto: F. Heinze, Stadtarchäologie Soest

Über den senkrecht gestellten Grünsandsteinen im Fundamentsockel befinden sich zwei bündig mit diesem abschließende Lagen von großen waagerechten Steinen mit einer Stärke von etwa 0,40 m. Dann folgt ein Mauerabschnitt mit einer Höhe von etwa 1,70 m und einer maximalen Breite im oberen Bereich von etwa 1,37 m. Dieser ist auf der Stadtseite unregelmäßig und nicht auf Sicht gearbeitet und verläuft leicht schräg nach oben, so dass hier ein kleiner Absatz entsteht. Möglicherweise wurde hier vor der Anschüttung des Innenwalls eine Schädelle, die vielleicht während der Soester Fehde durch Beschießung entstanden war, notdürftig repariert¹³. Am der Stelle gegenüberliegenden Mauerprofil ist hingegen im gleichen Abschnitt Sichtmauerwerk zu sehen (Abb. 4).

Über diesem kleinen Absatz verjüngt sich die Mauer auf einer Höhe von 1,80 m auf eine Breite von 1,37 m. Sie verläuft hier wieder senkrecht und ist auf Stadt- und Feldseite auf Sicht gemauert. Schließlich verjüngt sich die Mauer bis zur Mauerkrone erneut auf eine Breite von 0,80 m, so dass ein Absatz mit einer Breite von 0,55 m entsteht. Dieser hat vermutlich zur Nutzungszeit der Anlage als Gegenlager zur Aufnahme eines hölzernen

¹³ Schwartz (wie Anm. 1), S. 73, hier Anm. 5.



Abb. 4: Nordwestprofil durch die Stadtmauer. Foto: F. Heinze, Stadtarchäologie Soest



Abb. 5: Absatz als Gegenlager für den Wehrgang. Foto: F. Heinze, Stadtarchäologie Soest

deutlich tiefer liegt als das Außengelände. Zwar ist am Walldurchgang an der Grünen Hecke eine Höhendifferenz von etwa 0,40 m von der Gräfte

Wehrganges gedient (Abb. 5)¹⁴. Die Höhe der Brustwehr über dem Absatz beträgt etwa 1,50 m, so dass sich in diesem Bereich eine Gesamthöhe der Stadtmauer von der Wallkrone bis zum anstehenden Löss unter dem Fundamentsockel von etwa 6,20 m ergibt.

Gut dokumentieren ließen sich bei den aktuellen Bauarbeiten an der Grünen Hecke auch die Profile der Walschüttung auf der innenliegenden Seite der Stadtmauer. Begonnen wurde mit der Aufschüttung, wie bereits erwähnt, vermutlich erst nach der Soester Fehde¹⁵. Woher das Material für den Wall stammt, ist nicht mehr genau zu rekonstruieren. Sicherlich wurde aber ein großer Teil des Abraums von den Verbreiterungsmaßnahmen der Gräfte für die Wallpackung genutzt. Schwartz vermutete, dass die Erde nicht von außerhalb, sondern aus dem Stadttinnen genommen wurde. Dies führt er darauf zurück, dass dieses wohl



Abb. 6: Südostprofil durch die Walschüttung mit angezeichneten Schichten, ebenfalls deutlich zu erkennen die Störung durch den Luftschutzdeckungsgraben. Foto: F. Heinze, Stadtarchäologie Soest

bis zur Wallstraße in Südwest-Nordost-Richtung zu beobachten, im heutigen Stadtbild lässt sich diese Erklärung allerdings ohne Weiteres nicht mehr nachvollziehen. Schwartz führt Stadtrechnungen des 16. Jahrhunderts an, in denen großangelegten Arbeiten an den Wällen beschrieben werden. So wurde beispielsweise das Material der Reinigung des Großen Teiches 1542 mit Schubkarren auf den Wall gebracht und dort verteilt. 1547 wurden sämtliche Festungswerke instandgesetzt. Auch 1610 und 1613 wurde Erde zur Verstärkung auf die Wälle gekarrt¹⁶. Ob schon bei der ersten Aufschüttung des Walls oder bei diesen Maßnahmen die stadtsseitige Futtermauer errichtet wurde, ist nicht bekannt. Es gibt auch keine Belege dafür, ob diese Mauer auf der gesamten Länge der Stadtbefestigung bestanden hat. Schwartz führt erneut Stadtrechnungen und Befestigungspläne für einzelne Abschnitte der Befestigung an, die belegen, dass eine solche Mauer in der Frühen Neuzeit existiert hat. Auf ganzer Länge des Thomä-Grandweger-Walls wurde sie allerdings erst 1953/54 erbaut¹⁷. Klar scheint nur, dass sie vor der Aufschüttung des Walles obsolet gewe-

¹⁴ Ebd., S. 72f.

¹⁵ Melzer (wie Anm. 1), S. 117f.

¹⁶ Schwartz (wie Anm. 1), S. 73.

¹⁷ Ebd., S. 75.



Abb. 7: Die unterste Schicht n der ehemaligen Geländeoberfläche, gut zu erkennen als dunkler Streifen auf dem hellen anstehenden Löss (Schicht o). Foto: F. Heinze, Stadtarchäologie Soest

sen wäre und demnach wohl erst im Zuge der frühneuzeitlichen Umbaumaßnahmen errichtet wurde.

Deutlich in den Schrägprofilen der Wallschüttung, besonders im Südost-Profil, zu erkennen waren die zahlreichen Schichtungen, die auf verschiedene Baumaßnahmen zurückzuführen sind (Abb. 6). Bedauerlicherweise befand sich im nordöstlichen Bereich des Profils eine große moderne Störung durch einen Schaltkasten, der in diesem Bereich in die Umwallung integriert worden war, so dass sich hier Teile des Profils und die innere Futtermauer nicht dokumentieren ließen.

Als die ehemalige Oberfläche des Geländes (Schicht n) vor der Errichtung von Wall und Stadtmauer konnte die unterste Schicht auf dem anstehenden Lössboden angesprochen werden. Diese dunkle, kompakte und humose Schicht hatte eine Stärke von 0,50 m im Südwesten an der Stadtmauerinnenseite, stieg zur Innenstadt hin auf der Unterseite leicht an und verjüngte sich nach Nordosten auf etwa 0,20 m. Diese Schicht mit fast ebener Oberkante konnte auf einer Strecke von etwa sechs m dokumentiert werden (Abb. 7). Wo diese Schicht an die Mauer angrenzt, ist deutlich zu sehen, dass das Fundament bis zu 0,40 m in die alte Oberfläche eingegraben ist.

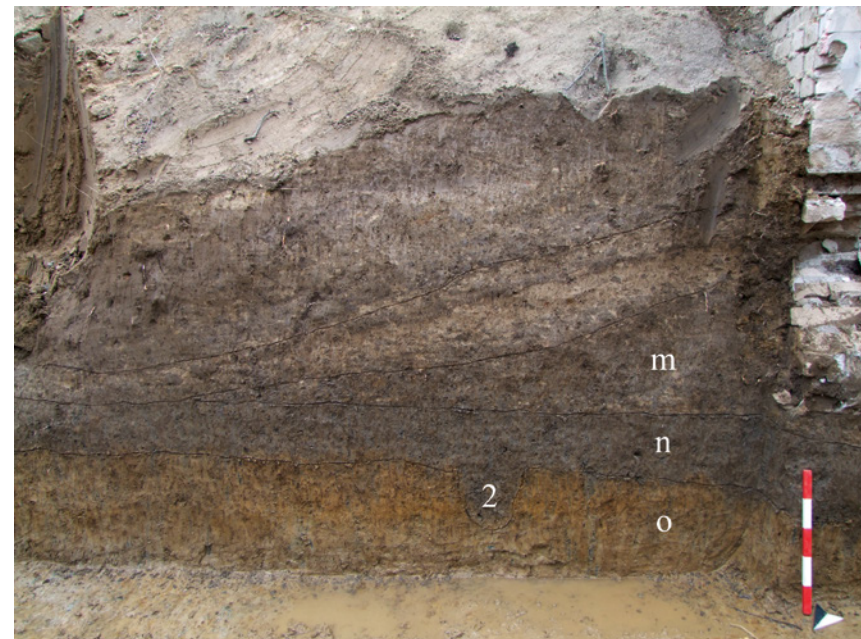


Abb. 8: Befund 2: eine der Pfostengruben. Foto: F. Heinze, Stadtarchäologie Soest

Farblich und von der Art der Verfüllung her nicht von dieser Schicht zu unterscheiden waren zwei Pfostengruben (Befund 2 und 3), die sich mit einem Abstand von etwa 3 m zueinander unter der ehemaligen Oberfläche im Löss abzeichneten (Abb. 8). Befund 3 war fundleer. Befund 2 enthielt jedoch einige Tierknochen, die noch zu naturwissenschaftlichen Datierung herangezogen werden können. Denn ob die Befunde, zusammen mit einer weiteren Pfostengrube, in das Hochmittelalter datieren und somit beispielsweise auf eine Holzkonstruktion als Unterbau für einen Wehrgang gedient haben, lässt sich auf archäologischem Weg nicht klären. Möglich ist auch, zieht man den Altfund der spätrömischen Bronzenadeln in Betracht, dass es sich hier um eine gänzlich andere Zeitstellung handelt.

Über der ehemaligen Oberfläche schloss sich die bereits erwähnte Schicht m, die vermutlich aus dem Abraum des Fundamentgrabens der Stadtmauer bestand. Diese war bereits durch den Luftschutzdeckungsgraben von 1943 gestört, dessen Bau auch noch zahlreiche andere Schichten in Mitleidenenschaft gezogen hatte. Über dem Bauwerk des Zweiten Weltkriegs allerdings sind die schräg von oben von der Mauer nach innen zur Wallstraße verlaufenden Schichten ungestört, was belegt, dass der Deckungsgraben in einer Tunnelvortriebstechnik gebaut wurde. Die ungestörten Schichten haben jeweils unterschiedliche Stärken und bestehen aus unterschiedli-

chem Material, jedoch meist mit einem hohen Lehmanteil. Stark humos sind lediglich die obersten Schichten, besonders an der Hangkante zur Stadtinnenseite. Im oberen südwestlichen Bereichs des Profils befand sich zudem eine große humose Störung durch den Wurzelballen eines Baumes. Vereinzelt konnten beim Reinigen des Profils aus unterschiedlichen Schichten Tierknochen und mittelalterliche Keramikfragmente geborgen werden.

Die aktuelle archäologische Untersuchung an Soests markantestem Baudenkmal hat einige neue Erkenntnisse über die Konstruktion der Umwallung im Bereich des Walldurchganges an der Grünen Hecke erbracht. Spuren der angenommenen Mauer der Abschnittsbefestigung des 11. Jahrhunderts waren nicht zu finden. Jedoch wurde die Gesamthöhe der bestehenden Stadtmauer ermittelt und deren Gründung auf dem anstehenden Lösslehm nachgewiesen. Dokumentiert werden konnte auch die ehemalige Geländeoberfläche vor dem Bau der Stadtbefestigung sowie fast das gesamte südöstliche Wallprofil. Drei Pfostengruben im Bereich der Innenseite der Mauer könnten zur hölzernen Konstruktion eines Wehrganges gehört haben. Naturwissenschaftliche Untersuchungen einzelner Funde werden hoffentlich zeigen, in welche Zeit die Pfostenbefunde datieren.

JOHANNES MÜLLER-KISSING

BAUHISTORISCHE NAHAUFNAHME: DER DECKUNGSGRABEN IM ULRICH-JAKOBI-WALL IM KONTEXT DES LUFTSCHUTZES DER STADT SOEST

Bei der Sanierung des Ulrich-Jakobi-Walls trafen die Arbeiter Ende Januar 2020 bei der Verbreiterung des Walldurchbruches in der Verlängerung der Straße „Grüne Hecke“ auf eine vergessene Luftschutzanlage aus dem Zweiten Weltkrieg. Erste Nachforschungen ergaben, dass mehrere dieser Durchbrüche durch den Stadtwall erst 1943 angelegt worden waren. Dabei handelte es sich nicht nur um reine Fluchtwege in das Umland, sondern vielmehr um Zugangsbauwerke zu Stollen, die innerhalb der Wallkörper angelegt worden waren.

Das frühzeitige Verschließen der Stollenanlage nach dem Krieg hatte nicht nur dafür gesorgt, dass diese Anlage den meisten Soestern nicht bekannt war, sondern dass vor allem ein Großteil der Einrichtung sowie eine Vielzahl zeitgenössischer Graffiti konserviert wurden. Auch der un-



Abbildung 1: Blick in die Südostsektion des Stollens mit seiner Mischung aus Mauerwerk und Betonabschnitten. Foto: Verf.

umgängliche Vandalismus und Diebstahl möglicher NS-Paraphernalia in derartigen Bauwerken hielt sich durch die Vermauerung in Grenzen (Abb. 1). Zusammengenommen stellt der Luftschutzstollen am Ulrich-Jakobi-Wall einen seltenen Befund von hohem wissenschaftlichem Wert dar, den es gilt, in der Folge im Kontext des Luftschutzes vorzustellen¹.

Bereits in den 1920er-Jahren waren mit der Weiterentwicklung der Luftwaffe in verschiedenen Ländern Methoden entwickelt worden, mit denen die Bevölkerung im Zuge eines neuen Krieges geschützt werden sollte². Die zwei Grundpfeiler dieser Bemühungen waren der aktive Luftschutz, sichergestellt durch Jagdflugzeuge und Flugabwehrbatterien, die den einfliegenden Gegner noch vor Erreichen des Ziels abschießen sollten, und der passive Luftschutz, der dann von Bedeutung wurde, wenn gegnerische Flugzeuge ihre Bomben abwarfen. Hierzu wurden Schutzräume für die Bevölkerung geschaffen, Notfallpläne für die Feuerwehr³ und andere Bergungseinheiten aufgestellt und die Bevölkerung in Kursen im richtigen Verhalten für den Ernstfall geschult. Im Verlauf des Krieges, besonders ab dem Spätsommer 1940, zeigte sich dann, dass die Verantwortlichen in den Planungsstäben das Ausmaß eines modernen Luftkrieges unterschätzt hatten⁴. Die danach bis 1945 aufgebauten Luftschutzorganisationen und -einrichtungen der Stadt Soest, denen der Luftschutzstollen am Ulrich-Jakobi-Wall angehörte, sind daher nicht als von vornherein geplantes Konstrukt, sondern vielmehr als organisch gewachsener Notbehelf zu sehen⁵.

Soest mit seinem bedeutenden Güterbahnhof und Militäreinrichtungen galt bereits zu Kriegsbeginn als potentiell Zielgebiet feindlicher Bomberverbände, verfügte aber neben wenigen kleineren Schutzräumen über keine bombensicheren Schutzplätze für die Zivilbevölkerung. Im September 1940 wurde die Stadt deshalb neben 80 weiteren als kriegswichtig eingestuften Städten ins sogenannte „Führersofortprogramm“ aufgenommen

- 1 Der Autor untersuchte im Auftrag der Unteren Denkmalbehörde Soest die Deckungsgräben am Burghof und im Ulrich-Jakobi-Wall. Für die gute Zusammenarbeit sei Frau Bohnenkamp von der Unteren Denkmalbehörde sowie Herrn Dr. Melzer und Herrn Heinze von der Stadtarchäologie Soest gedankt.
- 2 Bernd Lemke: Luftschutz in Großbritannien und Deutschland 1923 bis 1939. München 2005.
- 3 Andreas Linhardt: Feuerwehr im Luftschutz 1926-1945. Die Umstrukturierung des öffentlichen Feuerlöschwesens in Deutschland unter Gesichtspunkten des zivilen Luftschutzes (Deutsche Brandschutzgeschichte 19). Braunschweig 2002.
- 4 Allgemein vgl. Rolf-Dieter Müller: Der Bombenkrieg. 1939-1945. Berlin 2004. Zum Ruhrgebiet und dem dadurch zwangsläufig auch betroffenen Soest siehe: Ralf Blank: Ruhrschlacht. Das Ruhrgebiet im Kriegsjahr 1943. Essen 2013.
- 5 Eine gute Quelle zu den Soester Luftschutzanlagen und den Erlebnissen der Menschen in ihnen bietet Gerhard Köhn: Bomben auf Soest: Tagebücher, Berichte, Dokumente und Fotos zur Erinnerung an die Bombardierung und das Kriegsende vor 50 Jahren (Soester Zeitschrift 106 (1994)). Soest 1994.

und sollte mit bombensicheren Luftschutzanlagen ausgestattet werden⁶. Allerdings scheint es zu Verzögerungen gekommen zu sein – vermutlich hatten andere Städte eine höhere Priorität – und erst 1942 wurde mit dem Bau von Hochbunkern begonnen⁷. Neben diesen bombensicheren Bauwerken gab es noch über 1000 Luftschutzräume innerhalb der Keller der Zivil- und Verwaltungsgebäude. Diese, das Rückgrat jeden städtischen Luftschutzes bildenden Einbauten, boten üblicherweise nur Schutz vor Druckwellen und konnten die Last der Trümmernmassen aushalten, falls das Gebäude darüber zusammenbrach. Im Gegensatz zu den Hoch- und Tiefbunkern, die ab Spätsommer 1940 in den deutschen Städten errichtet wurden, waren die Luftschutzräume bereits in den 1920er-Jahren entwickelt worden. Gleiches galt für die 21 in Soest projektierten Deckungsgräben⁸, von denen nur zwölf gebaut wurden⁹.

Deckungsgräben waren als widerstandsfähigere Alternative zu Luftschutzkellern entwickelt worden, die dennoch nicht zu teuer war. Im Prinzip handelte es sich um einen grabenförmigen, 1,2 bis 1,8 m breiten Betonkörper, der erdgleich versenkt wurde. Der Aushub der Baugrube wurde anschließend etwa 1,0 m hoch auf die 0,3 bis 0,5 m starke Betondecke aufgeschüttet. Die Deckungsgräben setzten sich aus mehreren Teilstücken zusammen, die versetzt zueinander angeordnet und mit Zwischentüren abzuriegeln waren, um bei einem Treffer zu verhindern, dass der Explosionsdruck durch den gesamten Bau schoss. Jede Sektion verfügte im Idealfall über eine eigene Luftversorgung, einen Abort sowie einen Zugang bzw. Notausgang und eine Heizung – meist in Form eines Ofens. Ein gutes Beispiel für diesen Bautyp ist der Deckungsgraben am Burghofmuseum, der für Besucher zugänglich ist. In jeder Luftschutzanlage waren zusätzlich Erste-Hilfe Materialien und Werkzeuge vorhanden, um Verletzte zu behandeln und sich im Zweifelsfall aus einem verschütteten Zugang selbst freischaufeln zu können. Von diesen Gegenständen hat sich nichts mehr in den untersuchten Anlagen erhalten.

- 6 Erich Hampe: Der Zivile Luftschutz im Zweiten Weltkrieg. Dokumentation und Erfahrungsberichte über Aufbau und Einsatz. Frankfurt a. M. 1963, S. 292.
- 7 Die Verzögerungen sind typisch. Der forcierte Bau der Bunker an wichtigen Standorten band zunehmend Material und Personal, wodurch innerhalb des Sofortprogramms Prioritäten vergeben werden mussten. Auch der Ausbau des Atlantikwalls ab Spätsommer 1942 verschärfte die Situation. Vgl. hierzu Jörn Brinkhus: Luftschutz und Versorgungspolitik. Regionen und Gemeinden im NS-Staat, 1942-1944/45. Bielefeld 2010.
- 8 Wilfried Maehler/Michael Ide: Luftschutz in Bochum. Bochum 2004, S. 31.
- 9 Hubertus Schwartz/Wolf-Herbert Deus (Hrsg.): Soester Chronik. Zugleich Bericht der Stadtverwaltung Soest über die Zeit vom 1. April 1942 bis 31. Mai 1948 (Soester wissenschaftliche Beiträge. 4). Soest 1951, S. 102.

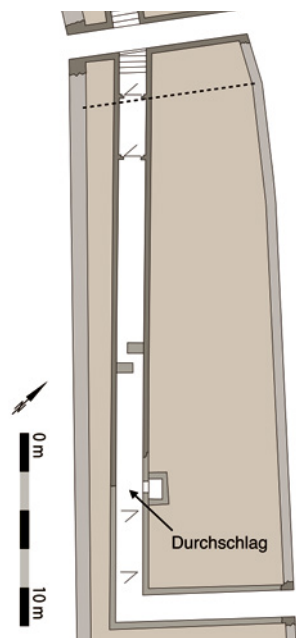


Abbildung 2: Flächenplan des Deckungsgrabens. Die gestrichelte Linie gibt die Grenze der Baugrube an, die zur Entdeckung des Stollens führte. Zeichnung: Verf.

Der Deckungsgraben im Ulrich-Jakobi-Wall stellt bautechnisch in vielerlei Hinsicht eine Besonderheit zu den normalen Bautypen wie dem Graben am Burghofmuseum dar, was eine direkte Folge des Bauplatzes ist (Abb. 2). Im Gegensatz zu den anderen Gräben, die gezackt angelegt wurden, nutzt er den Wallkörper als Schutzhülle und musste dementsprechend gerade verlaufen. Gleichzeitig sollte ein Walldurchbruch in den Bau integriert werden, um einen Verkehr außerhalb der Stadt zu ermöglichen. Der Durchbruch bildete den mittigen Zugang, an den sich im Südosten und Nordwesten jeweils eine ca. 30 m lange Sektion anschloss. Die Regel, immer mindestens einen Zugang und einen Notausgang zu haben, wurde im Fall des untersuchten Deckungsgrabens so gelöst, dass an den dem Durchbruch abgewandten Enden der Schutzsektionen jeweils ein weiterer Zugang angelegt wurde. Die auf die Ulrich-Jakobi-Wallstraße führenden Türöffnungen wurden nach dem Krieg vermauert, sind aber heute noch im Mauerbild zu erkennen (Abb. 3). Neben dem gradlinigen Verlauf ist vor

Während die Instandhaltung der großen Bunker aufgrund der technischen Einrichtungen in den Aufgabenbereich speziell ausgebildeter Techniker fiel, war für den Unterhalt der Deckungsgräben und Luftschutzräume nur eine kurze Einweisung notwendig. Üblicherweise wurde der/die für den Deckungsgraben verantwortliche Luftschutzwart/in aus der direkten Nachbarschaft des Grabens von der örtlichen Luftschutzleitung bestimmt. Im Angriffsfall musste er die Türen aufsperrn, Licht anschalten und für einen geordneten Einlass sorgen. Nach dem Angriff oblag ihm die Säuberung des Aborts, der meist ein Trockenklosett war, die Meldung von Schäden und eine allgemeine Reinigung. Oft mussten auch Erbrochenes oder Fäkalien entfernt werden, da einerseits die schlechte Belüftung in den meist überfüllten Schutzanlagen zu Übelkeit führte und andererseits viele Menschen auf den Stress mit Erbrechen, Wasserlassen oder Durchfall reagierten¹⁰.



Abbildung 3: Blick hinauf zum mit Bruchsteinen vermauerten Nordwestzugang (Bildmitte). Am rechten unteren Bildrand ist die Schleuse zu erkennen. Foto: Verf.

allem der Bauvorgang eine Besonderheit. Während die Deckungsgräben normalerweise in Baugruben gesetzt wurden – der Deckungsgraben am Burghof wurde während des Sportunterrichts von Schülern gebaut –, trieb man in den Ulrich-Jakobi-Wall Stollen vor. Der Lehmkörper des Walls war dabei so stabil, dass er nicht abgestützt werden musste. Nach dem Stollenvortrieb wurden schnellstmöglich die Wände eingemauert, wobei auf eine Bodenplatte verzichtet wurde. Die Betondecke wurde schnell gegossen. Eine Deckenfuge zeigt indes, dass die Sektionen in zwei Bauabschnitten gegossen wurden. Nach dem Bau des Schutzkörpers wurde eine einfache Drainage aus Tonröhren verlegt und der Boden mit verdichteten Industrieschlacken bedeckt.

Beide Schutzsektionen waren sicherlich gleich aufgebaut, auch wenn die südöstliche teilweise nicht untersucht werden konnte. Ein Volltreffer blockiert den Stollen seit Kriegsende und eine Untersuchung war daher nicht möglich.

Von dem Walldurchgang aus gelangte man durch eine Schleuse aus zwei Holztüren in den eigentlichen Schutzraum, der eine Länge von insgesamt 20 m besaß. Umbaumaßnahmen in der Schleuse der Südostsektion zeigen, dass die Maurer hier einen Fehler machten und die Schleusentüren zu dicht aufeinander folgen ließen. Ein Versetzen der inneren Türleibung war allerdings notwendig, um die Schleuse mit einer Krankentrage betreten zu

¹⁰ Vgl. hierzu Ludger Tenberge: Erinnerungen eines Zeitzeugen: So schlimm waren die Bombennächte im Wallbunker. Soester Anzeiger, 12.03.2020.



Abbildung 4: Rechts im Bild sind die Reste der abgeschlagenen Türleibung zu erkennen, die weiter hinten eingebaut werden musste. Foto: Verf.



Abbildung 5: Detailansicht der Schikane mit der darunter liegenden Drainageröhre. Foto: Verf.

können (Abb. 4). Gleiches galt für die Breite der Treppenzugänge, die zumindest vor den Türen zwei Personen genug Platz bieten sollten, um hinunterzulaufen und gleichzeitig genug Bewegungsfreiraum für eine Krankentrage bieten sollten¹¹.

Mittig wurde der Schutzraum durch eine Schikane aus zwei 0,5 m starken Ziegelsteinsäulen getrennt. Dies war notwendig, um Schäden bei Durchschlägen von Bomben auf einen Teil des Bauwerks zu beschränken. Da die Schikanen lediglich einen schwer begehbaren, doppelt gewinkelten und 0,5 m schmalen Durchgang besaßen, war es sicherlich vorgesehen, dass die Schutzsuchenden über beide Eingänge nur bis zur Schikane durchrückten, wenn der Deckungsgraben bei Alarm betreten wurde (Abb. 5). Interessanterweise ließ sich nur eine Ofenstelle innerhalb der gesamten Schutzsektion feststellen, weshalb es wahrscheinlich ist, dass die Schikane erst nachträglich eingebaut wurde. Reste der Ofenrohrhalterung und die verrohrte Auslassöffnung fanden sich im nördlichen Abschnitt der Nordwestsektion.

¹¹ Das bisher einzige Luftschutzprodukt, das nachweislich in Soest hergestellt wurde, waren Krankentragen der Metallwarenfabrik Gustav Markus. Die Artikelnummer RL5-37/48 zeigt, dass der Artikel ab 1937 produziert wurde. Holger Förstemann/Ingo Danielzik: RL-Nummern-Liste: Kenn-Nummern der Reichsanstalt für Luftschutz. 1936-1944. Norderstedt 2008, S. 202.



Abbildung 6: Blick aus dem Schutzraum hinaus auf den Abortraum und die Schleuse. Foto: Verf.

Der zweite Zugang erfolgte über die Ulrich-Jakobi-Wallstraße. Über mehrere, heute verschüttete Stufen gelangten die Schutzsuchenden durch eine Schleuse in den Schutzbau. Direkt neben der Schleuse war eine Nische in den Wall gegraben worden. Hier wird ein Trockenklosett gestanden haben, das üblicherweise nach jeder Benutzung mit etwas Torf gefüllt wurde (Abb. 6).

Jede der durch die Schikane geteilten Schutzraumsektionen verfügte über eine Beleuchtung durch zwei Lampen. Die Belüftung funktionierte über den natürlichen Luftaustausch mittels zweier Tonrohre, die im Deckenbereich eingebaut waren. Problematisch dabei war, dass hierdurch keine (Rauch-)Gas-

sicherheit möglich war und die Luft bei einer hohen Belegung immer schlechter wurde.

Eine Aufstellung aus der Kriegszeit gibt die Schutzplatzzahl mit 125 Personen an. Wie auch im Burghofdeckungsgraben saßen die Menschen dabei auf einfachen Holzbänken, wobei im Ulrich-Jakobi-Wall keinerlei Hinweise auf einen festen Einbau gefunden wurden. Vielmehr wird es sich um einfachste, lose hineingestellte Bänke gehandelt haben. Zahlreiche starke Nägel an beiden Wänden zeigen, dass bereits beim Bau des Stollens an Kleiderhaken gedacht wurde. Die 10 bis 15 cm aus dem Beton schauenden Nägel wurden dabei in den noch frischen Beton geschlagen, kurz nachdem die Deckenschalung entfernt worden war. Allerdings stellten anscheinend die Schutzsuchenden schnell fest, dass sie mehr Stauraum brauchten: Fast überall wurden später in den bereits deutlich härteren Beton kleinere Nägel eingeschlagen. Die von mehreren Zeitzeugen für Soest, aber auch für viele anderen Bunker im Bundesgebiet angesprochenen Stammplätze ließen sich auch im Deckungsgraben unter dem Ulrich-Jakobi-Wall nachweisen¹². Mehrfach schrieben die Menschen ihre Namen, Adressen und das Datum an die Wand. Hierbei handelte es sich allerdings

¹² Zu Soest: Holger Strumann: Bunker-Fund in Soest: Dieser Mann (86) saß als Kind darin und sah nach den Bombenangriffen die Toten. Soester Anzeiger, 31.01.2020.

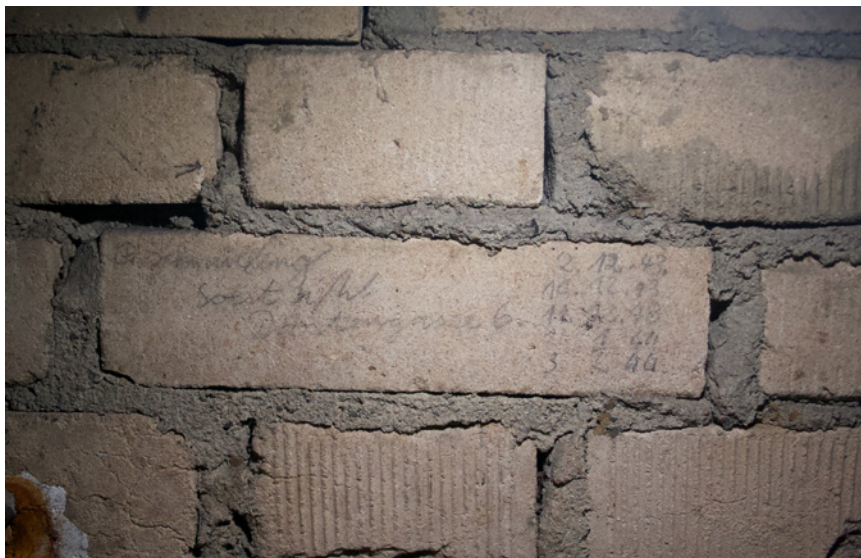


Abbildung 7: Die Bewohner der Drostengasse 6 lebten nur 260 m vom Deckungsgraben entfernt. Sie saßen mindestens sechs Mal auf demselben Platz. Foto: Verf.

nicht um Platzmarkierungen, sondern Hinweise für Bergungsmannschaften. Für den Fall, dass die dort Sitzenden starben, war wenigstens eine schnelle Identifikation möglich – vergleichbar mit den heute geführten Passagierlisten in Flugzeugen. Mehrere Daten unter denselben Namen beweisen jedoch, dass die Menschen regelmäßig die gleichen Sitzplätze aufsuchten (Abb. 7). Mittels mehrerer Beschriftungen lassen sich auch regelmäßige Überbelegungen beweisen: Namen und Daten in den eigentlich freizuhaltenden Schleusen zeigen, dass auch diese Bereiche belegt waren. Selbst bei einer konservativen Berechnung kommt man dabei auf 180 bis 200 Menschen. Auf die Schutzsektionen heruntergerechnet bedeutet das, dass sich geplant zwischen Schikane und Schleuse jeweils 31 Menschen aufhalten sollten, in der Realität waren es aber bis zu 50.

Zum Ende des Krieges hin mehrten sich die Luftangriffe auf Soest, da ab Ende 1944 besonders das Verkehrsnetz und damit der bedeutende Soester Verschiebebahnhof ins Visier der alliierten Luftwaffe geraten war. Zu diesen strategischen Bombenangriffen, die allgemein die Versorgung innerhalb des Deutschen Reichs lahmlegen sollten, kamen ab April 1945 auch taktische Angriffe, die im Zusammenhang mit dem Vorrücken der Front standen und direkt die Bodentruppen unterstützen sollten. Dadurch wurde die Bevölkerung für viele Stunden am Tag in die Bunker getrieben. Während sich ausgebombte Familien bereits zuvor dauerhaft in den Hochbunkern einrichten konnten, blieben die Deckungsgräben indes nur temporär belegt, da in ihnen ein dauerhafter Aufenthalt einfach nicht mög-



Abbildung 8: Blick auf den Einsturz, der den weiteren südöstlichen Abschnitt blockiert. Foto: Verf.

lich war. Am 4. April 1945 kam es dann erstmals zu Artilleriebeschuss, bei dem natürlich auch die Luftschutzanlagen aufgesucht wurden. Tiefe Einritzungen des Datums im Bereich einer der Schikanen könnten darauf hinweisen, dass dieses Datum zumindest von den Erstellern der Graffiti als Zäsur empfunden wurde.

Dieses letzte Kapitel des Krieges in Soest wird durch den verschütteten Südostteil des Deckungsgrabens eindrücklich beleuchtet. Wenige Meter nach der Schikane ist die Decke zerstört und der weitere Durchgang wird durch Erdreich und Steine blockiert. Die Spuren zeigen eindeutig, dass ein Geschoss oberhalb der deutlich zu dünnen und mit zu wenig Stahl armierten Decke explodierte und sie in den Deckungsgraben drückte. Die Art des Schadens deutet weiterhin darauf hin, dass es sich nicht um einen Bombentreffer, sondern um ein Artilleriegeschoss handelte (Abb. 8). Ein mögliches Opfer konnte anhand des Sterberegisters nachgewiesen werden. Der 15-jährige Jugendliche wird in den Unterlagen als am Ulrich-Jakobi-Wall in Folge von Feindeinwirkung gefallen bezeichnet. Als Todeszeitpunkt wird der 5. April 1945, drei Uhr nachts, angegeben, als andere Tagebucheinträge von starkem Artilleriefeuer sprechen. Anscheinend war er mit seiner Mutter im Deckungsgraben, die dann auch die Todesanzeige bei der Stadt einreichte. Da keine weiteren Toten in den vergangenen Monaten ermittelt werden konnten, könnte es sein, dass viele der normalerweise hier Schutzsuchenden in dieser Nacht in ihren Kellern blieben, da sie sich aufgrund des andauernden Beschusses nicht auf die Straßen

wagten. Vergleichbares Verhalten ist aus anderen Städten, aber auch aus Soester Tagebüchern belegt. Ein deutlich früherer Durchschlag scheidet aus, da die Luftschutzanlagen immer schnell wieder repariert wurden, weil sie weiter genutzt werden mussten.

Der Schaden am Deckungsgraben sollte während des Kriegs zwar einer der letzten, aber nicht der einzige sein. Beinahe alle Deckungsgräben erhielten Treffer, die zu mehr oder weniger vielen Verletzten und Toten führten, wie die Soester Chronik zu berichten weiß. Wie bereits anfangs erwähnt, waren die Deckungsgräben nicht auf diese Form der Kriegsführung ausgelegt worden. Dabei war es zusätzlich nicht hilfreich, dass die gebauten Anlagen, wie die im Ulrich-Jakobi-Wall, nicht den schutztechnischen Anforderungen entsprachen. Dass ein Schutz möglich war, zeigt der Beschussschaden am Burghof-Deckungsgraben. Hier wurde eine Wand ein Stück nach innen gedrückt, die Stahlbetondecke angehoben und kleine Teile der Decke splitterten ab. Abgesehen von wenigen Verletzten wird es hier aber keine Toten gegeben haben, da die Wände und Decken vorschriftsmäßig ausgeführt worden waren, um zumindest Nahtreffer zu überstehen.

Nach dem Krieg wurden die Holztüren, von denen sich noch die genormten Luftschutzrahmen vor Ort befanden, ausgebaut. Wie auch die Holzbänke, der Ofen oder auch die Kabel fanden sie schnell neue Beisitzer. Im Fall der Elektroinstallationen scheint es aber mehr um den Materialwert gegangen zu sein, da Lampen, Schalter und Verteilerdosen einfach aufgebrochen wurden und vor Ort liegen blieben. Langsam sammelte sich daraufhin Abfall in den Stollen, spielende Kinder (?) verloren eine Reihe von Taschenmessern und hinterließen ihre Graffiti zwischen denen ihrer Eltern. Nachdem die Türen vermauert worden waren, konnte der Zustand des Stollens konserviert werden, was besonders in Bezug auf die Graffiti eine heute eindruckliche Beschäftigung mit der Geschichte ermöglicht.

Neben Schriftquellen und anderen Erinnerungsstücken bieten vor allem erfahrbare Orte wie der Deckungsgraben im Ulrich-Jakobi-Wall ideale Möglichkeiten, die Erinnerung an die Schrecken und das Leid, das das Dritte Reich verursachte, aufrechtzuerhalten und auch nach dem langsamen Verschwinden der Zeitzeugen mit Leben zu erfüllen. Grundvoraussetzung hierfür ist aber immer eine wissenschaftlich saubere Aufbereitung des Themas. Die Ergebnisse der Dokumentation der Deckungsgräben am Burghof und im Ulrich-Jakobi-Wall zeigen eindrucklich, dass das Thema der Luftschutzanlagen in Soest noch viel Potential für weitere Untersuchungen bietet, nicht zuletzt, da noch weitere verschlossene Anlagen im Wall vorhanden sind.

WOLFGANG SCHMID

SOEST – EINE STADT DER WUNDER
KIRCHE UND FRÖMMIGKEIT IM SPIEGEL
HOCHMITTELALTERLICHER MIRAKELBERICHTE
(FORTSETZUNG UND SCHLUSS)

Inhalt

Teil 1 in Heft 131 (2019)

I. Das Wunder von Soest

II. Mirakelberichte und andere hagiographische Quellen zur Stadtgeschichte

III. Wundergeschichten des Caesarius von Heisterbach aus Soest

III.1. Der selige Hermann – ein neuer Heiliger in Soest?

III.2. Der Teufel holt einen spielsüchtigen Ministerialen

III.3. Ein Wirt wird unschuldig zum Opfer dämonischer Mächte

III.4. Ein künftiger Mönch will in Lübeck sündigen

III.5. Ein böser Dämon treibt einen Soester Bürger in den Selbstmord

III.6. Ein Priester hat eine Konkubine, die auch ihn betrügt

III.7. Gott prüft einen Kreuzfahrer

III.8. Vom Sterben eines Soester Bürgers

III.9. Zwei Bauern beschwerten sich über ihren Pfarrer beim Dekan von St. Patrokli

III.10. Gottschalk von Volmarstein, Caesarius von Heisterbach und Engelbert von Berg

III.11. Exkurs: Weitere Reliquien, ein wundertätiges Marienbild und ein heilskräftiges Kreuz in Soest

Teil 2 (in diesem Heft)

IV. Weitere Wundergeschichten aus dem mittelalterlichen Soest

IV.1. Der hl. Anno in Siegburg heilt eine Frau aus Soest (1180)

IV.2. Der hl. Liudger in Münster hilft auch in Soest (1170)

IV.3. Trierer Heiltum kommt über Soest nach Helmarshausen: Die Translation des hl. Modoald (1107)

IV.4. (K)ein wundertätiger Heiliger? Der Stifts- und Stadtpatron St. Patrokli

IV.4.1. *De translatio s. Patrocli (962/64)*

IV.4.2. *Der Patrokli-Schrein (1311-1330)*

IV.5. *Der hl. Vitus besucht auf dem Weg von Saint Denis nach Corvey Soest (836)*

V. *Das Bild der Stadt Soest um 1200 im Spiegel von Mirakelberichten*

Nachtrag: Weitere Mirakel der Herren von Volmarstein

IV. Weitere Wundergeschichten aus dem mittelalterlichen Soest

Im letzten Teil dieser Studie sollen noch zehn Mirakel aus fünf weiteren hagiographischen Texten vorgestellt werden, die einen Bezug zu Soest aufweisen. Da sich das Thema kaum systematisch recherchieren lässt, kann es sich allenfalls um eine Reihe von Zufallsfunden handeln, deren Zahl man bei einer weiteren Suche sicherlich noch vergrößern könnte. Ebenso ließe sich die Analyse der einzelnen Quellen und ihrer historischen Kontexte durchaus noch vertiefen, doch können in dieser, auf den Aspekt der Wunder konzentrierten Übersicht nur wenige Aspekte herausgegriffen werden.

Drei Texte stammen aus dem 12. Jahrhundert, einer aus dem 10. und einer aus dem 9., so dass wir jetzt auch einige Entwicklungs- und Traditionslinien herausarbeiten können. Bei den beiden jüngeren handelt es sich um Mirakelsammlungen anderer Gnadenstätten, zu denen Pilger aus Soest zogen, bei den drei älteren um Translationsberichte; bei zwei von ihnen war Soest nur Transitstation, bei einer dagegen Zielort. Dabei ist auch in inhaltlicher Hinsicht ein Einschnitt zwischen den Mirakelsammlungen und den Translationsberichten zu erkennen, die eine deutlich stärkere kirchenpolitische Zielsetzung erkennen lassen; aus diesem Grund werden die fünf Quellen in umgekehrter Reihenfolge, entgegen der Chronologie, behandelt.

IV.1. *Der hl. Anno in Siegburg heilt eine Frau aus Soest (1180)*

Der Kölner Erzbischof Anno starb 1075 und wurde in der von ihm gegründeten Benediktinerabtei Siegburg begraben. Obwohl um 1105 die *Vita Annonis maior* verfasst wurde, geriet er zunächst in Vergessenheit. Um 1180 nahmen die Siegburger Mönche einen neuen Anlauf und ließen die *Vita Annonis minor* verfassen, weiter einen Translationsbericht sowie eine Sammlung von Gebetsbitten. 1183 erfolgte die Heiligsprechung. Wohl im Zusammenhang mit der Kanonisation wurde der Annoschrein in

Auftrag gegeben¹. Zahlreiche Gläubige, die bei den Kölner Heiligen keine Hilfe fanden, pilgerten nach Siegburg, wo sie der hl. Anno heilte. Allerdings konnte er dem Abt seines eigenen Klosters nicht helfen, der deshalb eine Wallfahrt nach Sayn unternahm².

Das Mirakelbuch führt auch eine namentlich nicht genannte Frau aus der Nähe von Soest im Raum Westfalen auf (*in regione Westvalium iuxta Susatiam*), die seit Jahren bettlägerig war. Als sie durch Pilger – die also auf dem Rückweg von Siegburg in die Gegend von Soest kamen – von den Wundern des hl. Anno hörte, rief sie ihn um Hilfe an und versprach eine Wallfahrt, wenn sie geheilt würde. Umgehend erhielt sie ihre Gesundheit zurück und pilgerte nach Siegburg³.

IV.2. *Der hl. Liudger in Münster hilft auch in Soest (1170)*

Der hl. Liudger wurde 805 zum ersten Bischof von Münster geweiht. 799 gründete er die Benediktinerabtei Werden. Nach seinem Tod 809 wurde er in Werden bestattet. Bereits im 9. Jahrhundert entstanden drei Viten, doch erreichte der Kult keine größere Bedeutung⁴. Die *Vita tertia sancti*

- 1 Abkürzungen: CHDM: Nikolaus Nösges/Horst Schneider (Hrsg.): *Caesarius von Heisterbach: Dialogus miracularum. Dialog über die Wunder*. Bd. 1-5, Turnhout 2009 (Fontes Christiani. 86). – MG: *Monumenta Germaniae Historica* (<http://www.mgh.de/dmgh/>). – REK: *Die Regesten der Erzbischöfe von Köln*. – WKB: Karl Hengst (Hrsg.): *Westfälisches Klosterbuch. Lexikon der vor 1815 errichteten Stifte und Klöster von ihrer Gründung bis zur Aufhebung*. Bd. 1-3, Münster 1992-2003 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen. 44, Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte. 2). – Prägnanter Überblick bei Annegret Wenz-Haubfleisch: *Miracula post mortem. Studien zum Quellenwert hochmittelalterlicher Mirakelsammlungen vornehmlich des ostfränkisch-deutschen Reiches*. Siegburg 1998 (Siegburger Studien. 26), S. 179-186. – Erich Wisplinghoff: *Die Benediktinerabtei Siegburg*. Berlin 1975 (Germania Sacra N. F. 2,9). – Norbert Ohler: *Zuflucht der Armen. Zu den Mirakeln des Heiligen Anno*. In: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 48 (1984), S. 1-33. – *Monumenta Annonis. Köln und Siegburg. Weltbild und Kunst im hohen Mittelalter*. Kat. Köln 1975. – Claudia Lingscheid: *Erzbischof Anno II. von Köln im Spiegel seiner Viten*. In: *Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins* 81 (2011/12), S. 7-48. – Marc Steinmann: *Der Schrein des hl. Anno im Siegburger Kirchenschatz*. Köln 2014.
- 2 Wolfgang Schmid: *Der Schrein des heiligen Simon in Sayn. Heiligenverehrung, Schatzkunst und Politik um 1200*. Lahnstein 2019, S. 41.
- 3 Mauritius Mittler (Hrsg.): *Libellus de translatione sancti Annonis archiepiscopi et miracula sancti Annonis*. Bd. 1-3. Siegburg 1966-1968 (Siegburger Studien. 3-5), Bd. 3, S. 52-53.
- 4 Eckhard Freise (Hrsg.): *Die Vita Sancti Liudgeri. Vollständige Faksimile-Ausgabe der Handschrift Ms. theol. lat. fol. 323 der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Text, Übersetzung und Kommentar, Forschungsbeiträge*. Graz 1999. – Liudger wird Bischof. Spuren eines Heiligen zwischen York, Rom und Münster. Kat. Münster 2005. – Wilhelm Diekamp (Hrsg.): *Die Vitae sancti Liudgeri*. Münster 1881 (Die Geschichtsquellen des Bistums Münster. 4). – Michael Buhlmann: *Das Münsteraner Büchlein über die Wunder des heiligen Liudger* (http://www.michael-buhlmann.de/PDF_Texte/mbhp_bgw09_pdf.pdf). – Sabine Reichert: *Hochmittelalterliche Hagiographie im Kontext ter-*

Liudgeri berichtet von einem Mann aus Soest (*de villa, quae Sosat apelatur*), Aldricus, der mit einer Heriswida verheiratet war, die vor sieben Jahren den Verstand verloren hatte. Nachdem sie durch die *fama* von den täglichen Wunderheilungen am Grab erfahren hatten, gingen sie von Soest nach Werden, wo sie nachts mit Erlaubnis der Brüder beim Grab des Heiligen in der Krypta (*in cripta, ubi sanctum eius corpus requiescit*) beteten und Heilung fanden. Das Mirakel findet sich auch in der um 1141 in Werden verfassten *Vita rhythmica sancti Liudgeri*⁵.

Auch in der Bischofsstadt Münster zeichnete man Mirakel auf, hier entstand um 1170 der *Libellus Monasteriensis de miraculis sancti Liudgeri*. Danach hatte ein namentlich nicht genannter Kaufmann aus Soest einen Sohn, bei dem der Urin aus dem verletzten Nabel floss⁶. Nachdem ihn fünf Jahre lang schlimme Schmerzen gepeinigt hatten, hatte die Mutter einen Traum, wonach der hl. Liudger helfen könnte. Als sie von dessen Wundern in Münster – wo man in der Liudgerikirche ein wundertätiges Kreuz mit Reliquien verehrte – erfuhr, versammelte sie ihre Nachbarn und Verwandten und versprach dem Heiligen eine Opfergabe. Der Junge wurde geheilt und reiste mit seinem Vater nach Münster⁷.

IV.3. Trierer Heiltum kommt über Soest nach Helmarshausen: Die Translation des hl. Modoald (1107)

1107 gelangten die Gebeine des heiligen Trierer Bischofs Modoald, der von 614/27 bis 647/49 amtiert hatte und in dem von ihm gegründeten, vor der Stadt gelegenen Kloster St. Symphorian begraben worden war, nach Helmarshausen. Zwischen 1107 und 1112 verfasste ein Mönch aus diesem Kloster die *Translatio sancti Modoaldi*, die nach 1127 durch eine Mirakelsammlung ergänzt wurde⁸. Anschaulich werden die überaus schwierigen

ritualer Stabilisierung. Die Verehrung des Hl. Ludger in Münster und des Erzbischofs Engelbert in der Erzdiözese Köln. Magisterarbeit Münster 2006. – Dies.: *Miracula Sancti Ludgeri*. Eine Neubewertung der hochmittelalterlichen Ludgerusverehrung im Bistum Münster. In: Thomas Frank u. a. (Hrsg.): *Wege zum Heil. Pilger und Heilige Orte an Mosel und Rhein*. Stuttgart 2009 (Geschichtliche Landeskunde. 67), S. 181-197.

5 Diekamp (wie Anm. 4), S. 122, 215. – Vgl. zum Grab, zur Hallen- und zur Ringkrypta Gabriele Isenberg: *Kirchen- und Kryptenbau in Werden vom 9. bis 11. Jahrhundert*. In: Freise (wie Anm. 4), S. 167-176. – Die Gebeine des Heiligen wurden unter Abt Adalwig (1065-1080) aus der Krypta in die Oberkirche gebracht und in einem Schrein aus vergoldetem Silber beigesetzt, Peter Ilisch: *Die Verehrung des heiligen Liudger im Mittelalter*. In: Ebd., S. 177-180.

6 Moderne Mediziner bezeichnen das als Urachuszyste oder Urachusfistel, freudl. Hinweis von Dr. Cord Michael Sander/Bassenheim.

7 Diekamp (wie Anm. 4), S. 244. – Buhlmann (wie Anm. 4), S. 6 Nr. 10. – Reichert, *Hagiographie* (wie Anm. 4), S. 38-39.

8 MG SS 12, S. 284-310. – REK I, Nr. 1083. – Hans Joachim Sperl/Ernst-H. Garkisch

Verhandlungen in Trier geschildert, die bei drei Besuchen in den Jahren 1105, 1106 und 1107 stattfanden. Schließlich erhielt man neben dem hl. Modoald Zähne des hl. Bischofs Abrunculus und einen Arm des hl. Bischofs Bonosus, die ebenfalls in St. Symphorian begraben waren. Aus dem Domschatz brachten die Mönche Partikel des Petrusstabes und vom Heiligen Nagel mit, aus St. Eucharius von dem legendären hl. Bischof Celsus, von dem Apostel Matthias und von der hl. Severa, der Schwester von Modoald, aus St. Maximin Teile des Palliums und der Stola von Celsus, einen Teil des Abendmahlsmessers sowie den Arm des legendären hl. Bischofs Auctor. Über Prüm, Münstereifel und St. Pantaleon in Köln ging die Reise der Mönche – auf dem Hellweg? – nach Soest und dann über Paderborn nach Helmarshausen.

Nachdem 1105 zunächst nur der Arm des hl. Auctor nach Helmarshausen gelangt und in der Sakristei ausgestellt worden war, geschah eine ganze Reihe von Wundern. So lebte auf einem dem Kloster gehörenden Hofgut in *Muthen* ein junger Mann, der aus Soest stammte⁹. Eines Morgens erwachte er und erlitt einen Schwächeanfall. Seine Mitbewohner waren entsetzt, als sie seine aufgerissenen Augen und seinen verzerrten Mund sahen – es handelt sich also wohl eher um einen epileptischen Anfall, für den man teuflische Mächte verantwortlich machte – und trugen ihn zum Kloster, wo man den Arm des hl. Auctor holte und mit diesem den Kranken, der an die Wunderkraft des Heiligen und der Reliquie glaubte, segnete, der daraufhin geheilt wurde. Sein Bruder hatte die Mönche, die den Auctor-Arm nach Helmarshausen gebracht hatten, gastfreundlich aufgenommen. Als später sein Hof niederbrannte, blieb die Scheune, in der die Reliquie aufbewahrt wurde, verschont¹⁰.

Ausführlich wird dann am 21. April 1107 die Ankunft des hl. Modoald in Soest beschrieben. Die Stiftsherren von St. Patrokli hatten den Mönchen auf halbem Wege einen jungen Mitbruder (*iuvēnis quidam clericus*) entgegen geschickt, der ihnen mitteilte, dass ihnen die Kunde von ihrer Rückkehr und ihrem Erfolg beim Reliquienerwerb vorausgeeilt sei. In Soest

(Hrsg.): *Translatio Sancti Modoaldi*. Die Überführung der Reliquien des Heiligen Modoald von Trier nach Helmarshausen. Bad Karlshafen 1999 (Beiträge zur Geschichte der Stadt Karlshafen und des Weser-Diemel-Gebiets. 99). – Frank G. Hirschmann: *Die „Translatio Sancti Modoaldi“ als Quelle für Topographie und Sakralausstattung Triers um 1100*. In: *Liber amicorum necnon et amicarum für Alfred Heit*. Beiträge zur mittelalterlichen Geschichte und geschichtlichen Landeskunde. Trier 1996 (Trierer Historische Forschungen. 28), S. 17-33. – Annegret Wenz-Haubfleisch: *Reliquientranslation und geistliches Beziehungsnetz. Die Übertragung des heiligen Modoald von Trier nach Helmarshausen (1107)*. In: *Studien zur Geschichte des Mittelalters*. Jürgen Petersohn zum 65. Geburtstag. Stuttgart 2000, S. 100-121. – Dies. (wie Anm. 1), S. 186-190.

9 Zu Muthen MG SS 12, S. 294 Anm. 26.

10 MG SS 12, S. 294. – Sperl/Garkisch (wie Anm. 8), S. 30-31.

wurden sie von einer großen Schar von Männern und Frauen jeden Alters begrüßt (*plebis innumera multitudo promiscui sexus et aetatis*). In Wechselgesängen (*in gloriam sanctorum laudum carmina concrepantes*) lobten diese den Heiligen. Ihnen folgten die Geistlichen in feierlichem Ornat mit Tragekreuzen und Weihrauchfässern (*cultu ornata concio clericorum cum crucibus et thymiamateriis*). Mit Hymnen und Lobgesängen begleiteten sie die Reliquien (*suscipientes et deducentes sanctorum reliquias in hymnis et laudum melodiis*). Wir haben also einen feierlichen *adventus*, eine Prozession, mit der *clerus et populus* den Heiligen begrüßten, ein Zeremoniell, das zahlreiche Parallelen zu dem feierlichen Einritt eines neuen Stadt- oder Landesherren aufweist¹¹. Es ist in ähnlicher Form auch für den Empfang der 1204 in Konstantinopel geraubten Reliquien in Halberstadt und in Pairis im Elsass überliefert¹².

Nach einer feierlichen Messe (in St. Patrokli?) – die ebenfalls zum *adventus*-Zeremoniell gehörte – lud ein angesehener Geistlicher mit Namen Azelinus die Mönche von Helmarshausen in sein Gästehaus (*hospitalitatis*) ein. Von der Kirche aus wurde der Heilige in großer Ehrfurcht in ein Gebäude gebracht, das ein Drittel einer (römischen) Meile entfernt lag (*per spatium itineris, quod computari poterat tertia pars miliarii*)¹³. Einige Geistliche und Laien begleiteten ihn. Unterwegs kam ihnen das Gesinde (*familia*) des Azelinus entgegen, das wegen seines Reichtums sehr zahlreich war (*quam vir totius opulentiae plurimam possidebat*). Er selbst schritt mit anderen Klerikern (*cum clericis*, Stiftsherren?) an der Spitze. Der Bericht ist nicht ganz eindeutig, die Geistlichen nahmen den Heiligen wohl nicht ins Gästehaus mit, sondern brachte ihn mit Vortragekreuzen, Weihrauch und Lobgesängen in die in der Nähe befindliche Kapelle (*in oratorium*). Diese hatte Anno, Erzbischof von Köln, seligen Gedenkens (*beatae memoriae Anno Coloniensis episcopus*) zu Ehren des hl. Matthi-

11 Aus der Fülle der Literatur: Winfried Dotzauer: Die Ankunft des Herrschers. Der fürstliche „Einzug“ in die Stadt (bis zum Ende des Alten Reichs). In: Archiv für Kulturgeschichte 55 (1973), S. 245-288. – Mark Mersiowsky/Ellen Widder: Der Adventus in mittelalterlichen Abbildungen. In: Der weite Blick des Historikers. Einsichten in Kultur-, Landes- und Stadtgeschichte. Peter Johanek zum 65. Geburtstag. Köln 2002, S. 55-98. – Gerrit Jasper Schenk: Zeremoniell und Politik. Herrschereinzüge im spätmittelalterlichen Reich. Köln 2003 (Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters. 21). – Martin Heintzelmann: Translationsberichte und andere Quellen des Reliquienkultes. Turnhout 1979 (Typologie des sources du moyen âge occidental. 33), S. 66-77.

12 Gia Toussaint: Kreuz und Knochen. Reliquien zur Zeit der Kreuzzüge. Berlin 2011, S. 164-167. – Nikolaus Gussone: Adventus-Zeremoniell und Translation von Reliquien. Victricius von Rouen, De laude sanctorum. In: Frühmittelalterliche Studien 10 (1976), S. 125-133.

13 Vgl. zur Verwendung militärischer Begriffe auch Othmar Rütting: Zur ersten Soest-Erwähnung anlässlich der Reliquien-Überführung des hl. Vitus im Jahre 836. In: SZ 98 (1986), S. 15-22.

as geweiht (*in honorem beati Matthiae dedicaverat*). Anschließend wird berichtet, dass man die Bischofskirche in Paderborn von der Ankunft der Mönche informierte, wo man bereits sehnsüchtig auf sie wartete¹⁴.

Ein drittes Mal taucht Soest in den Modoald-Mirakeln auf. Hier wird noch einmal das Dorf Muthen genannt, wo eine Frau für ein nicht erfülltes Gelübde bestraft wurde. Anschließend wird von einem Mirakel berichtet, das wohl in Helmarshausen stattfand und in dem es um die wunderbare Anzündung einer Kerze geht; als Zeuge wird zweimal ein namentlich nicht genannter Gast aus Soest genannt. Immerhin handelt es sich nicht wie in Muthen um einen Knecht, sondern um eine angesehene Person, die die Gastfreundschaft der Mönche genoss und als Zeuge fungierte¹⁵. Leider verschweigt uns die Quelle seinen Namen ebenso wie den des aus Soest stammenden Landarbeiters.

Nicht nur die anschauliche Schilderung des *adventus*-Zeremoniells ist hier von besonderem Interesse, sondern auch die Person des Azelinus und der Hinweis auf die Matthiaskapelle, über die der Verfasser der *Translatio* viel mehr berichtet als über St. Patrokli. Dieser Hinweis ist für die Frage der Sakraltopographie von Soest um 1107 recht aufschlussreich: Hier gab es neben der 1118 erweiterten Stiftskirche St. Patrokli und der erst um 1150 vergrößerten Pfarrkirche St. Peter wohl nur den spätestens aus dem 10. Jahrhundert stammenden Vorgängerbau der Pfarrkirche (seit 1180) Alt St. Thomae¹⁶. Innerhalb dieser noch recht überschaubaren Kirchenfamilie muss die Matthiaskapelle eine herausgehobene Rolle gespielt haben. Über ihre Funktion und institutionelle Anbindung (Zugehörigkeit zur Stiftsimmunität oder zum „Gästehaus“, Kapelle des Propstes?) kann man ebenso spekulieren wie über das Interesse der aus Trier kommenden Helmarshausener Geistlichen.

14 MG SS 12, S. 306. – Spernal/Garkisch (wie Anm. 8), S. 54. – Wilfried Ehbrecht: Einwohner und Bürger. Von der Stadt- zur Gemeindebildung. Soest in spätsalischer und staufischer Zeit (etwa 1100 bis 1250). In: Ders. (Hrsg.): Soest – Geschichte der Stadt, Bd. 1: Der Weg ins städtische Mittelalter – Topographie, Herrschaft, Gesellschaft. Soest 2010 (Soester Beiträge 52), S. 311-427, hier S. 330. – Mark Mersiowsky: Städtische Vor- und Frühgeschichte von Dagobert I. bis Lothar III.: Soest im Früh- und Hochmittelalter. In: Ebda., S. 161-240, hier S. 219-220.

15 MG SS 12, S. 312. – Spernal/Garkisch (wie Anm. 8), S. 66-67.

16 Gabriele Isenberg/Walter Melzer: Die Stadt Soest. Archäologie und Baukunst. Stuttgart 2000, S. 63-72. – Walter Melzer: Soest – Von den Anfängen zur mittelalterlichen Großstadt. In: Soest. Geschichte (wie Anm. 14), Bd. 1, S. 39-146, hier S. 68-75, 120-121. Auch für St. Maria zur Wiese und St. Maria zur Höhe konnten Vorgängerbauten nachgewiesen werden, Walter Melzer: Von „St. Maria im Sumpf“ zu „St. Maria zur Wiese“. In: Jürgen Prigl (Hrsg.): St. Maria zur Wiese. München 2013, S. 66-73.

Die Soester Matthiaskapelle wird in der frühneuzeitlichen Überlieferung gelegentlich erwähnt, sie lag in der Kesselstraße auf dem Gelände des Roßhofs und wurde wohl schon um 1650 abgebrochen¹⁷. Jetzt berichtet die *Translatio* nicht nur, die Kapelle sei so bedeutend gewesen, dass in ihr die Reliquien des Heiligen abgestellt wurden, sondern auch, dass sie Erzbischof Anno – der auch das Patroklistift erheblich förderte, indem er die Zahl der Präbenden vergrößerte¹⁸ – geweiht hatte, und dass sie ein Matthiaspatrozinium besaß. Dies ist allein schon deshalb bemerkenswert, als der Apostel in Trier liegt und bei der Translation eine ganze Reihe Trierer Reliquien, auch aus seiner Kirche, die damals noch St. Eucharius hieß, mitgeführt wurden.

Das Matthiaspatrozinium ist aber noch aus einem anderen Grund hervorzuheben: Es war 1107 offensichtlich schon vorhanden und kann in keinem Zusammenhang mit den von den Helmarshausener Mönchen erworbenen Matthiasreliquien stehen. Die Urheberschaft Erzbischof Annos (1056-1075) wirft allerdings das Problem auf, dass die *Inventio* des hl. Matthias erst 1127 stattfand. Um 1049/51 bat Kaiser Heinrich III. (1039-1056) den Trierer Bischof Eberhard (1047-1066) um Reliquien des hl. Matthias für Goslar. Zwar wurde das Grab geöffnet, aber gleich wieder verschlossen; angeblich, ohne Reliquien zu entnehmen. 1061 wurde in der Trierer Dompropstei eine Kapelle mit dem Patrozinium des Apostels geweiht; es müsste dabei eine Reliquie vorhanden gewesen sein. 1072 tauchen möglicherweise aus Goslar stammende Matthiasreliquien in Bamberg auf, 1107 folgt der Beleg für Helmarshausen¹⁹. Wie der Kölner Erzbischof Anno in

17 Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern. Bd. 1-5. Soest 1955-1961 (Soester wissenschaftliche Beiträge 14-20), Bd. 3, S. 156, vgl. auch Bd. 2, S. 205. – REK I, Nr. 1083. Irrig ist die Interpretation von Schwartz in Bd. 5 (Die Kirchen der Soester Börde), S. 21, wonach es sich um die im Kern romanische Pfarrkirche St. Matthias in Meiningsen handeln soll, vgl. auch Isenberg/Melzer (wie Anm. 16), S. 87-88.

18 Rolf Köhn: Die Anfänge des Soester Patroklistiftes. Eine quellenkritische Studie. In: SZ 84 (1972), S. 5-23, hier S. 22. – Wilhelm Janssen: Soest – Kollegiatstift St. Patrokli. In: WKB, Bd. 2, S. 346-353, hier S. 349. – Mersiowsky (wie Anm. 14), S. 205-206, 219. – Genauere Informationen bei Manfred Wolf: Kirchen, Klöster, Frömmigkeit. In: Heinz-Dieter Heimann (Hrsg.): Soest – Geschichte der Stadt, Bd. 2: Die Welt der Bürger. Politik, Gesellschaft und Kultur im spätmittelalterlichen Soest. Soest 1996 (Soester Beiträge 53), S. 771-817, hier S. 781 mit Anm. 51, S. 889. – Die Information basiert auf einem Eintrag in dem bisher nur in Auszügen veröffentlichten Nekrolog von St. Patrokli; nicht in der Ausgabe von Theodor Ilgen: Zur Orts- und Wirtschaftsgeschichte Soests im Mittelalter. In: Hansische Geschichtsblätter 9 (1900), S. 115-146.

19 Hirschmann (wie Anm. 8), S. 31. – Wenz-Haubfleisch (wie Anm. 1), S. 199 Anm. 151, guter Überblick zur Matthiasverehrung S. 197-205. – Rudolf M. Kloos: Lambertus de Legia. De vita, translatione, inventione ac miraculis Sancti Matthiae Apostoli libri quinque. Des Lambert von Lüttich fünf Bücher über das Leben, die Übertragung, die Auffindung und die Wunder des heiligen Apostels Matthias. Trier 1958 (Trierer Theologische Studien. 8)

den Besitz von Matthiasreliquien gekommen ist und warum er ausgerechnet in Soest eine Kapelle zu Ehren des in Trier begrabenen Apostels weihte, ist unbekannt²⁰.

Nicht minder interessant ist die Person des Azelinus, bei der es sich um einen außerordentlich vermögenden Kleriker mit einer großen *familia* gehandelt haben muss, der sicherlich Stiftsherr, vermutlich – auch wenn es nicht angegeben wird – Dignitar an St. Patrokli gewesen sein dürfte, also Propst oder Dekan²¹. Allerdings führt auch hier wieder eine Spur zu Erzbischof Anno: Dieser beurkundete 1074, dass die Kirche des hl. Kunibert in Köln durch Erzbischof Everger (985-999) schwere Verluste erlitten habe. Die entfremdeten Besitzungen seien inzwischen zurückerstattet worden. Daraufhin übertrug Anno dem Stift auf Bitten der Heiligen Kunibert, Clemens und der beiden Ewalde Einkünfte in Höhe von fünf Pfund aus den erzbischöflichen Höfen von Soest. Diesen Ort habe der hl. Kunibert (627-648) für die Kirche des hl. Petrus in Köln erworben. Erzbischof Herimann I. (889/90-924) habe dessen Gebeine ausgraben und nach Soest überführen lassen, um den Besitz gegen unrechte Ansprüche in einem Zweikampf zu verteidigen (*duello defendit*). Weiter habe der hl. Anno die Gebeine der beiden hl. Ewalde, die als Sachsenmissionare 693 in Westfalen den Märtyrertod erlitten hatten, nach Köln überführen und in St. Kunibert begraben lassen²².

Die freilich gefälschte Urkunde ist in dreierlei Hinsicht wichtig: Erstens enthält sie den Hinweis, dass bereits der hl. Kunibert im 7. Jahrhundert Soest für die Kölner Kirche erworben haben soll²³ – vielleicht durch eine

– Petrus Becker: Die Benediktinerabtei St. Eucharius-St. Matthias vor Trier. Berlin 1996. (Germania Sacra. N. F. 34), S. 397-399.

20 Aus Köln können die Matthias-Reliquien nicht kommen, hier gibt es keinen Nachweis für eine frühe Verehrung, vgl. Hans-Joachim Kracht/Jakob Torsy: Reliquarium Coloniense. Siegburg 2003 (Studien zur Kölner Kirchengeschichte. 34), S. 384-386.

21 Sein Name fehlt in den einschlägigen Listen, Janssen (wie Anm. 18), S. 349.

22 REK I, Nr. 315, 1039. – Franz Schneider: Die heiligen Ewalde im Schatten von St. Kunibert. In: Colonia Romanica 7 (1992), S. 15-20. – Kracht/Torsy (wie Anm. 20), S. 247-248. Zudem entdeckte er in St. Ursula in Köln das Grab der hl. Ursula.

23 Egal für welche Lösung man sich entscheidet, bleibt die Frage nach dem Zeitpunkt der Schenkung der sechs großen Höfe (Borgeln, Elfsen, Gelmen, Hattrop und Oestinghausen) an die Kölner Kirche unbeantwortet, denn im Bruno-Testament werden sie nicht genannt und dieser wird wohl kaum ein Stift in einer Gegend gegründet haben, in der er keinen Besitz hatte. Ob diese Besitzungen mit den in der gefälschten Anno-Urkunde genannten Höfen identisch sind, erscheint fraglich. – Vgl. zu den Kölner Höfen Hugo Rothert: Zur Kirchengeschichte der „ehrenreichen“ Stadt Soest. Gütersloh 1905, S. 5. – Cornelia Knepe: Burgen und Städte als Kristallisationspunkte von Herrschaft zwischen 1100 und 1300. In: Harm Klueting (Hrsg.): Das Herzogtum Westfalen: Das kurkölnische Herzogtum Westfalen von den Anfängen der kölnischen Herrschaft im südlichen Westfalen bis zur Säkularisation 1803. Bd. 1, Münster 2009, S. 203-234, hier S. 209.

Schenkung des ihm nahestehenden Königs Dagobert I.²⁴ Über die Frage, ob die gefälschte Urkunde einen glaubwürdigen Kern besitzt, kann man trefflich streiten; auch die Autoren der Soester Stadtgeschichte waren nicht einer Meinung²⁵. In jedem Fall argumentierte man bereits im ausgehenden 11. Jahrhundert mit der Person des hl. Kunibert – und nicht mit der des hl. Bruno –, und danach verfestigte sich diese Gründungslegende so sehr, dass wir sie nicht nur in der Koelhoff'schen Chronik von 1499 – die gleich auch König Dagobert I. ins Spiel bringt – finden²⁶, sondern auch noch auf dem barocken Kölner Kunibertschrein²⁷. König Dagobert regierte von 629 bis 639, Kunibert war von ca. 623 bis 663 Erzbischof von Köln und Madoald von 614/27 bis 647/49 Erzbischof von Trier, so dass es sich um Zeitgenossen handelte, die wohl noch nicht daran gedacht haben, dass sie postum in der Soester Kirchengeschichte eine wichtige Rolle spielen sollten.

Zum Zweiten hätten wir mit der Übertragung des hl. Kunibert und dem mit seiner Hilfe bewirkten Gottesurteil ein weiteres Wunder von Soest, und zwar schon im 7. Jahrhundert, also zwei Jahrhunderte vor der Ankunft des hl. Patroklos. Und zum Dritten wird als Zeuge in der Urkunde ein *Azelino preposito* genannt. Allerdings sollte man mit einer Identifizierung vorsichtig sein, da der Name nicht allzu selten ist²⁸. So gab es einen Azelinus (Hezelinus), der von 1041 bis 1061 Dompropst in Köln war und

24 Heribert Müller: Bischof Kunibert von Köln. Staatsmann im Übergang von der Merowinger- zur Karolingerzeit. In: Zeitschrift für Kirchengeschichte 98 (1987), S. 167-205, hier S. 186, 195. – Ders.: Kunibert von Köln (um 590-663?). In: Rheinische Lebensbilder 12 (1991), S. 7-23, hier S. 15. – Ders.: Bischof Kunibert von Köln (um 590-663?). Leben und Werk. In: Colonia Romanica 7 (1992), S. 8-14, hier S. 12. – Vgl. zur Kunibertverehrung in Soest Matthias Zender: Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde. Die Heiligen des mittleren Maaslandes und der Rheinlande in Kultgeschichte und Kultverbreitung. 2. Aufl. Köln 1959, S. 194. – Einzelbelege bei Peter Ilisch/Christoph Kösters: Die Patrozinien Westfalens von den Anfängen bis zum Ende des alten Reiches. Münster 1992 (Westfalia Sacra. 11), S. 205 (Belege für St. Patrokli 1214 [Erwähnung eines Kunibertsaltars nach 1214, WUB VII, Nr. 106] und St. Maria zur Wiese ohne Jahr).

25 Mersiowsky (wie Anm. 14), S. 170-174, 219, lehnt einen historischen Kern ab (Überblick über die ältere Forschung S. 172). – Wilhelm Janssen: Soest – „Hauptstadt“ des Erzstifts Köln rechts des Rheins. In: Soest. Geschichte (wie Anm. 14), Bd. 1, S. 243-288, hier S. 247, führt Argumente an, die eine Schenkung zumindest plausibel machen, nämlich die archäologischen Funde, wobei die seit dem 7. Jahrhundert in großgewerblichem Maßstab betriebene Salzproduktion eine zusätzliche Stütze wäre.

26 Mersiowsky (wie Anm. 14), S. 171.

27 Auf dem Kunibertschrein von 1626/88 wird der Kölner Bischof als Missionar Sachsens, Westfalens, Frieslands und eines Teils von Gallien sowie als Gründer von Soest, Utrecht und anderer Kirchen bezeichnet, Müller, Kunibert (1987, wie Anm. 24), S. 199.

28 So auch Mersiowsky (wie Anm. 14), S. 220 mit Anm. 351, S. 240. – Vgl. REK I, S. 375.

von 1069 bis 1076 als Weihbischof von Skara nachzuweisen ist²⁹. Ein *capellanus* Azelin ist 1079/83 belegt, und gleich mehrere Dienstmannen des Erzbischofs führten das ganze 11. Jahrhundert hindurch diesen Namen.

So werden gleich zwei Acelini als Zeugen einer Urkunde Erzbischof Sigewins (1079-1089) genannt, in welcher dieser eine Stiftung an St. Patrokli errichtet: Er schenkte ihr die Kirche in Erwitte, wo der Ritter Walter, der in seinem Dienst stand, ermordet worden war, um an dessen Todestag, am 29. Oktober, für sein Seelenheil und das seines Bruders Erzbischofs Anno am Altar des hl. Patrokli zu beten. Da Walters Tod auch im Nekrolog von St. Patrokli vermerkt wird und er darin ausdrücklich als Bruder *VENERABILIS ANNONIS ARCHIEPI[SCOPI]* bezeichnet wird, kann man zwar den vermögenden Stiftsherrn des Translationsberichts nicht identifizieren, gewinnt aber doch einen weiteren Hinweis auf die engen Beziehungen zwischen Erzbischof Anno und der Stadt Soest³⁰.

IV.4. (K)ein wundertätiger Heiliger? Der Stifts- und Stadtpatron St. Patroklos

Verglichen mit den anderen Heiligen ist die Quellenlage für den hl. Patroklos außerordentlich dürftig³¹. Er wird von Gregor von Tours im 6. Jahr-

29 REK I, Nr. 794, 810, 815, 882, 939, 983, 1038-1039, 1117. – Manfred Groten: Priorenkolleg und Domkapitel von Köln im Hohen Mittelalter. Zur Geschichte des kölnischen Erzstifts und Herzogtums. Bonn 1980 (Rheinisches Archiv. 109), S. 39-40, 196.

30 REK I, Nr. 1190. – Friedrich Wiskott (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte der Stadt Soest. H. 1. Soest 1857, S. 14-15. – Hugo Rother: Das St. Patroklostift zu Soest von seinen Ursprüngen bis in die Tage der Reformation. In: Jahrbuch des Vereins für die Evangelische Kirchengeschichte Westfalens 16/17 (1914/15), S. 31-32. – Schwartz (wie Anm. 17), Bd. 2, S. 81 Nr. 1. – Köhn (wie Anm. 18), S. 9. – Rolf Köhn: Die Translation der Patroklusreliquien nach Soest und ihre mittelalterliche Überlieferung. In: SZ 85 (1973), S. 21-38, hier S. 22. – Mersiowsky (wie Anm. 14), S. 206, 219-220. – Ob Erzbischof Anno tatsächlich einen Bruder Walter hatte und unter welchen Umständen er in Erwitte erschlagen wurde, ließ sich nicht ermitteln, auch nicht bei Georg Jenal: Erzbischof Anno II. von Köln (1056-75) und sein politisches Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte der Reichs- und Territorialpolitik im 11. Jahrhundert. 2 Bde., Stuttgart 1974-1975 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters. 8). – Die Identifizierung wird durch einen Eintrag im Nekrolog der von seinem Bruder Anno gegründeten Abtei Siegburg gestützt, wo es ohne Angaben zum Todesort am 28. Oktober heißt: *Walterus frater s. Annonis archiepiscopi*. Vgl. zu Annos Verwandtenkreis – auch der Vater und ein Neffe führten den Leitnamen Walter – REK I, S. 243-244.

31 Joseph Jansen u. a.: Der heilige Patroklos. Festschrift zur 1000-Jahr-Feier der Reliquienübertragung nach Soest am 5. Juli 1964. Soest 1964 (Soester wissenschaftliche Beiträge. 26). – Wolfgang Sudkamp: St. Patroklos. Patron des Domes und der Stadt Soest. Zur Bedeutung des Heiligen in Geschichte und Gegenwart. Iserlohn 1991. – Köhn (wie Anm. 30). – Ders. (wie Anm. 18). – Norbert Eickermann: Wann wurde der Bericht von der Übertragung der Patroklosreliquien verfaßt? Ein Nachtrag zum Translationsbericht in der Soester Zeitschrift 85 (1973). In: SZ 105 (1993), S. 8-12. – Beate Weifenbach: Patroklos: Patron und kampfbereiter Beschützer der Stadt Soest. Zur bildlichen Darstellung und Deutung

hundert kurz erwähnt sowie in dem fälschlich des hl. Hieronymus zugeschriebenen Martyrologium des 5., dem des Beda Venerabilis aus dem 8. und dem des Usardus aus dem 10. Jahrhundert. Diese geben an, dass am 21. Januar das Fest des bei oder in Troyes begrabenen hl. Patroklos gefeiert wurde. Aus dem Bericht des Gregor von Tours erfahren wir weiter, dass sich am Grab des Heiligen Wunder ereigneten und dass sich dort eine kleine Kapelle befand, in der ein Priester Dienst tat. Ein Reisender brachte dem Geistlichen eine Vita und eine Passio des Heiligen mit, die diesen begeisterte, so dass er eine Abschrift anfertigte und sie dem Bischof von Troyes übergab, der sich aber nicht beeindrucken ließ und ihn tadelte. Später brachten Soldaten eine Vita des Heiligen aus Italien mit, die den Bischof dann doch überzeugte. Die Verehrung wuchs, eine Basilika wurde gebaut und jährlich das Fest des Heiligen gefeiert. Über seine Person erfahren wir überhaupt nichts.

Dann liegen uns vier Quellen aus dem 10./11. Jahrhundert vor: 965 errichtete Erzbischof Bruno von Köln sein Testament, in dem er für die Gründung eines Klosters mit Nebengebäuden in Soest (*monasterio et clauastro Sosatio*) den stattlichen Betrag von 100 Pfund sowie liturgische Geräte und Gewänder für den Altar zur Verfügung stellte; hinzu kamen Güter in Recklingsen und Erwitte³². Die Gründung des Stifts war also 965 noch nicht erfolgt, sondern erst in Planung. Ein Patrozinium wird nicht genannt, auch über die Klerikergemeinschaft erfährt man nichts Näheres.

Ruotgers Vita des Bischofs enthält an anderer Stelle den Hinweis, Bruno habe mit Leidenschaft Reliquien gesammelt und nach Köln gebracht, um Fürsprecher im Himmel zu gewinnen und ihre Verehrung zu vergrößern³³. Dabei nennt er im Einzelnen den Stab des hl. Petrus, den er in Metz er-

des Stadtheiligen. In: Ilse Maas-Steinhoff (Hrsg.): Stadtbürger im Schutz ihrer Heiligen. Neue Beiträge zur mittelalterlichen Kunst und Stadtkultur in Soest. Essen 2003, S. 11-28, 137-140. – Ulrich Lör: Vom Märtyrer zum Schutzpatron. Zur Überlieferung der Vita des hl. Patroklos und seiner Reliquientranslation. In: Capsa gloriosi martiris beati Patrocli nostri patroni. Der Schrein des hl. Patroklos aus Soest. Berlin 2004, S. 15-20. – Wilfried Ehbrecht: Das mittelalterliche Soest – eine Stadt der Heiligen. In: Soest. Geschichte (wie Anm. 14), Bd. 1, S. 987-1042, hier: S. 997-1010.

32 REK I, Nr. 476. – Hatto Kallfelz: Lebensbeschreibungen einiger Bischöfe des 10.-12. Jahrhunderts. Darmstadt 1973 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. 22), S. 258-259. – Heinrich Schrörs: Das Testament des Erzbischofs Bruno I. von Köln (953/965). In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 91 (1911), S. 109-128.

33 Kallfelz (wie Anm. 32), S. 258-259. – Odilo Engels: Ruotgers Vita Brunonis. In: Anton von Euw/Peter Schreiner (Hrsg.): Kaiserin Theophanu. Begegnung des Ostens und Westens um die Wende des ersten Jahrtausends. Bd. 1, Köln 1991, S. 3346. – Vgl. zur Deutung der Angaben in dem Bruno-Testament Schrörs (wie Anm. 32), S. 124 mit Anm. 3 auf S. 122-123. – Wolf (wie Anm. 18), S. 775-777.

warb, und einen Teil der Kette des hl. Petrus, den er in Rom erhielt³⁴. Zu Ehren dieser Reliquien vergrößerte er den Kölner Dom zu einem prachtvollen Gebäude³⁵. Anschließend berichtet die Vita, er habe als Unterpfänder des Heils die Reliquien der berühmten Märtyrer Patroklos – hier an erster Stelle genannt –, Elifius, Privatus und Gregorius aus verschiedenen Orten in seine Bischofsstadt gebracht, außerdem Reliquien von Christophorus und Pantaleon³⁶. Zudem habe er den heiligen Kölner Bischof Evergislus († nach 590) in St. Cäcilia beisetzen lassen³⁷. Es wäre eine lohnende Aufgabe, die Viten, die Herkunft (Toul, St. Denis) der einzelnen Reliquien und deren spätere Verwendung näher zu untersuchen, um die Kontexte dieser Reliquienpolitik und die Rolle von Soest darin zu erschließen³⁸. Näher auszuleuchten wäre auch der Zusammenhang mit Brunos Kirchen- und Klosterpolitik und der Gründung der Abtei St. Pantaleon. Dies ist für die Soester Stadtgeschichte ebenfalls von besonderem Interesse, da sich in der Petrikerkirche ein Schrein des hl. Albinus befand³⁹. Dessen Reliquien brachte die Kaiserin Theophanu um 990 von Rom nach Köln und schenkte sie der Abtei St. Pantaleon, wo sie 991 vor dem dem Heiligen geweihten Altar begraben wurde⁴⁰. Die um 1050 in St. Pantaleon verfasste *Translatio sancti Albini martyris* und der um 1186 entstandener Albinusschrein

34 Auf die umfangreiche Literatur kann hier nicht eingegangen werden, vgl. REK I, Nr. 467. – Kallfelz (wie Anm. 32), S. 224-225.

35 Über diese Nachricht gibt es eine umfangreiche und äußert kontroverse Forschungsliteratur, vgl. Irmgard Achter: Die Kölner Petrusreliquien und die Bautätigkeit Erzbischof Brunos (953/965) am Kölner Dom. In: Das erste Jahrtausend. Kultur und Kunst im werdenden Abendland an Rhein und Ruhr. Textband 2, Düsseldorf 1964, S. 948-991. – Hanns Peter Neuheuser: Der Kölner Dom unter Erzbischof Bruno. In: von Euw/Schreiner (wie Anm. 33). Bd. 1, Köln 1991, S. 281-298. – Klaus Gereon Beuckers: Rolle rückwärts. Der Alte Kölner Dom und seine Datierung. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 78 (2014), S. 222-233.

36 REK I, Nr. 466. – Vgl. Nr. 411 zu Brunos Versuch, 956 die Reliquien des hl. Audomarus nach Köln zu überführen. – Für die Reliquien des hl. Gregor stiftete Bruno testamentarisch ein Oratorium, Kallfelz (wie Anm. 32), S. 257.

37 Ernst Gierlich: Die Grabstätten der rheinischen Bischöfe vor 1200. Mainz 1990 (Quellen und Abhandlungen zur mittelhochdeutschen Kirchengeschichte. 65), S. 261-262.

38 Zu den anderen Translationen vgl. Kracht/Torsy (wie Anm. 20), S. 200-202, 234-235, 246-247, 274-275, 413-414, 437. – Eduard Hegel: Die Elifius-Reliquien. Translationen zwischen Lothringen und den rheinischen Landen in alter und neuer Zeit [1950]. In: Ders.: Ecclesiastica Rhenana. Aufsätze zur rheinischen Kirchengeschichte. Bonn 1986 (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein. 6), S. 205-212. – Vgl. zur Patroklos-Translation die eingehenden Untersuchungen von Köhn (wie Anm. 18).

39 Rolf Dieter Kohl: Ein mittelalterlicher Reliquienschrein des hl. Albinus aus der Soester Petrikerkirche. In: Westfalen 52 (1974), S. 118-125. – Ulrich Schäfer: Skulptur und Plastik im mittelalterlichen Soest. In: Soest. Geschichte (wie Anm. 18), Bd. 2, S. 527-622, hier S. 596.

40 Helmut Fußbroich, Helmut: Metamorphosen eines Grabes. Grabstätten der Theophanu in der Kirche der ehemaligen Benediktinerabtei Sankt Pantaleon. In: von Euw/Schreiner (wie Anm. 33), Bd. 2, S. 231/241.

(St. Pantaleon) lassen einen bedeutenden Kult erkennen, der auch in der Abgabe von Reliquien nach Soest zum Ausdruck kam⁴¹.

Freilich muss man die beiden Berichte der Bruno-Vita an zwei Stellen hinterfragen: Womöglich war Ruotger, Mönch in St. Pantaleon, der die Lebensbeschreibung Brunos kurz nach dessen Tod im Auftrag Erzbischofs Folkmars verfasste, über die Soester Verhältnisse nicht gut informiert, so dass er bei der abschließenden Redaktion übersah, dass der an anderer Stelle erwähnte hl. Patroklos bereits nach Soest überführt worden war, und zwar von Erzbischof Bruno selbst, was eigentlich nur dann einen Sinn ergibt, wenn man die Translation eines nicht unbedeutenden Heiligen mit einem Stiftsgründungsplan verbindet. Außerdem ergibt die Schenkung von Teppichen, Chormänteln und liturgischen Geräten für einen Altar nur dann einen Sinn, wenn man sie mit einem zumindest geplanten Kirchenbau in Zusammenhang bringen kann.

IV.4.1. *De translatio s. Patrocli* (962/64)

Unsere zweite Quelle ist der Translationsbericht *De translatio s. Patrocli*⁴². Es handelt sich um einen recht kurzen Text, von dem wir weder den Autor noch die Abfassungszeit kennen, der aber wohl nicht von Ruotger verfasst wurde⁴³.

Der Bericht beginnt mit einer Passio des Heiligen, der unter Kaiser Aurelianus (270-275) sein Martyrium erlitt und in Troyes begraben wurde. Die wortreiche Schilderung enthält so gut wie keine Informationen zu seiner Person. Mit etwas Phantasie kann man aus dem Kriegswagen Gottes, der unter dem Jubel der Engel seinen Siegeszug in der Stadt des Himmelreichs hält, vermuten, dass es sich um einen Legionär handelt. Die

41 Wolfgang Peters: Zur Verehrung des hl. Albinus im mittelalterlichen Köln. Beobachtungen zur Entstehung eines städtischen Heiligenkultes. In: Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins 67 (1996), S. 1328. – Martin Dolch: Die Heiligennamen Albin und Alban. Zur Verehrung westfränkischer Heiliger im Rheinland im 8. Jahrhundert. In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 39 (1987), S. 43-66. – Kracht/Torsy (wie Anm. 20), S. 125-126, 128-129. – Zum Translationsbericht: Heinz Erich Stiene: Kölner Heiligenlegenden im 10. und 11. Jahrhundert. In: von Euw/Schreiner (wie Anm. 33), Bd. 1, S. 125-136, hier S. 127-131.

42 REK I, Nr. 458; MG SS 4, S. 280-281; Jansen (wie Anm. 31), S. 14-17. – Köhn (wie Anm. 30), druckt S. 35-38 den lateinischen Text ab und kündigt eine Übersetzung an. – Ders. (wie Anm. 18). – Eickermann (wie Anm. 31). – Löer (wie Anm. 31), S. 17-18. – Mersiowsky (wie Anm. 14), S. 196-197, 202-205.

43 Die Datierungsvorschläge reichen vom 10. bis zum 12. Jahrhundert, Köhn (wie Anm. 18), S. 12-13. – Ders. (wie Anm. 30), S. 27. – Eickermann (wie Anm. 31), S. 11. – Mersiowsky (wie Anm. 14), S. 197. – Dagegen Wolf (wie Anm. 18), S. 774 (zeitgenössisch), ebenso <http://www.geschichtsquellen.de/werk/5101> (960/964).

Angaben sind deutlich dürftiger als die Notizen bei Gregor von Tours, die der Verfasser offensichtlich nicht kannte.

Das folgende Kapitel fand 685 Jahre später statt, also im Jahre 960. Der Kölner Erzbischof Bruno (953-965) wurde von seinem Bruder, Kaiser Otto I. († 973), in die gallische Kirchenprovinz Lyon geschickt, um einen kriegerischen Konflikt zu schlichten (*sanctus Bruno, reverendissimus Coloniensis ecclesiae archiepiscopus, ab Ottone imperatore augusto fratre suo in Lugduensem Galliam missus est*). Es folgte eine verworrene Schilderung der teilweise auch mit militärischen Mitteln ausgetragenen Konflikte zwischen den Söhnen zweier Schwestern, die namentlich nicht genannt werden, und die dann der *gloriosus archiepiscopus, pacis nuncius* schlichtete. Es handelt sich um die Auseinandersetzungen zwischen dem Frankenherzog Hugo dem Großen († 956) und dem französischen König Ludwig IV. († 954) bzw. seinem Nachfolger Lothar († 986)⁴⁴.

Erzbischof Bruno war nicht nur Herzog (*archidux*) von Lothringen, sondern auch Reichsverweser (*tutor et provisor*) im Westen und zudem durch seine Familie intensiv in diese Konflikte verstrickt. Seine Schwester Gerberga († 969) war mit Ludwig IV. verheiratet und regierte nach dessen Tod 954 anstelle seines unmündigen Sohnes Lothar das Westfrankenreich. Ihre Schwester Hadwig († 959) war mit dem 956 gestorbenen Hugo verheiratet, der ebenfalls einen unmündigen Sohn hatte. In beiden Fällen übernahm Bruno die Vormundschaft. Diese Ereignisse werden auch in Ruotgers Bruno-Vita eher beiläufig und wenig präzise geschildert⁴⁵. Mehrere Geschichtsschreiber berichten darüber hinaus, dass Erzbischof Bruno im Oktober 959 mit König Lothar Dijon und Troyes belagert hat, so dass wir wenigstens einen Hinweis auf die Stadt des hl. Patroklos haben⁴⁶.

Der nächste Teil berichtet, dass Bruno kurz vor seiner Abreise Ansgisus († 970), den vertriebenen Bischof von Troyes, unter dem Beifall des Volkes wieder in sein Amt eingesetzt hat. Zum Dank hätte ihm dieser den Leib des hl. Patroklos (*corpus beati Patrocli martyris*) geschenkt, dessen Vita jedermann nachlesen könne – hier wird wie bei Gregor von Tours eine Lebensbeschreibung des Heiligen erwähnt. Der Bischof bereute sein Versprechen und erlaubte erst nach langen Verhandlungen unter Zustimmung von Kirche und Volk die Herausgabe des Heiligen.

Im nächsten Teil wird berichtet, dass der inzwischen nach Köln zurückgekehrte Erzbischof Bruno den Bischof von Lüttich, Ebrachar (*Everacrus*),

44 Auf die Ereignisse kann im Rahmen dieser Studie nicht näher eingegangen werden, vgl. die Anmerkungen von Jansen (wie Anm. 31), S. 17, Anm. 4.

45 Kallfelz (wie Anm. 32), S. 240-245. Allerdings wird hier der Kölner Hoftag von 965 ausführlich beschrieben, REK I, Nr. 462.

46 REK I, Nr. 434.

für die Erhebung und Überführung des hl. Patroklus nach Troyes geschickt hat. Der Name lässt aufhorchen: Ebrachar († 971) war Dekan an St. Cassius in Bonn, bis ihm Bruno 959 zu dem umstrittenen Bischofsthron von Lüttich verhalf. In den folgenden Jahren gründete er hier zwei Stifte. Er war in der Reichs-, Territorial- und Kirchenpolitik ein wichtiger Vertrauter Brunos und nahm auch an seiner Beerdigung teil⁴⁷. Ihn schickte er 960 mit einer Delegation nach Troyes, wo sie auf der Suche nach dem Heiligen den Marmorboden der Kirche aufstemmten. Intensiver Wohlgeruch strömte ihnen entgegen, nach mittelalterlicher Sicht ein untrüglicher Beweis für die Echtheit einer Reliquie. Außerdem signalisierte er seine Zustimmung zu der Translatio. Die Süßigkeit des Duftes wird ausführlich beschrieben, alle anwesenden Geistlichen wollten sich an der Grabung beteiligen, um die wundersame Kraft des göttlichen Duftes zu spüren. Schließlich wurde der steinerne Sarkophag gefunden, geöffnet und der hl. Patroklus erhoben. Was man da gefunden und gesehen hat, verschweigt der Bericht.

Unter dem Jubel des Volkes wurde der Heilige 960 nach Köln gebracht. Während man über seine dortige Aufbewahrung und Verehrung in den folgenden Jahren kein Wort erfährt, wird die Bedeutung der Metropole und Mutterkirche sowie ihres gläubigen Volkes, die ihren Einfluss durch ganz Gallien bis zum Ozean ausüben würde, mit deutlichen Worten hervorgehoben (*Urbs ista metropolis et mater ecclesiarum fidelis populi principatum auctoritatis suae hinc longe in Gallias, inde usque ad oceanum extendebat*). Wie keine andere Stadt sei Köln es würdig, den hl. Märtyrer Patroklus zu beherbergen, da im Schoß der Kölner Kirche eine große Zahl heiliger Leiber und Reliquien sowie Tausende von Märtyrern auf ihre Auferstehung warten (*Dignus profecto locus, qui custodiret in gremio suo perlatum ad se sancti martyris corpus, in quo non modo magnus sanctorum corporum et reliquiarum numerus, verum etiam numerosa milia martyrum expectant venturum in die iudicii Dominum suum*). Der Translationsbericht ist also durchaus auch eine kirchenpolitische Streitschrift, die die Vorrangstellung der Kölner Kirchen gegenüber derjenigen in Trier und Mainz sowie in Reims deutlich macht. Köln ist die *roma secunda* und dazu gehört auch das ordnende und schlichtende Eingreifen des heiligen (!) Erzbischofs Bruno in der Bischofsstadt Troyes. Eine zweite Komponente, die viel deutlicher hervortritt als in der Vita, ist Brunos politische Rolle im westfränkischen Reich.

47 Dietrich Höroldt: Das Stift St. Cassius zu Bonn von den Anfängen der Kirche bis zum Jahre 1580. Bonn 1957 (Bonner Geschichtsblätter. 11), S. 213. – Jean-Louis Kupper: Ebrachar. In: Lexikon des Mittelalters 3 (1986), Sp. 1530-1531. – REK I, Nr. 429 (Bischofswahl), 432, 436 (Translatio), 465, 480 (Beerdigung Brunos), 503 (Tod).

Pflichtbewusst verwaltete der Oberhirte sein Bistum: „Darum hielt er es für angemessen, einen gewissen Ort des Sachsenlandes namens Soest (*locum quendam Saxoniae*), der reich an irdischen Gütern (*rebus seculi opulentum*), voll Volkes (*populo plenum*), weit und breit (*longe lateque*), obschon von sächsischen Völkern umgeben, nichtsdestoweniger der Bevölkerung der Provinzen sehr bekannt, aber im (christlichen) Glauben noch fast unerfahren war (*sed religionis adhuc pene ignarum*), durch diese Unterpfänder des heiligen Patroklus auszuschmücken (*decorare*) und gewissermaßen zu den Sakramenten des künftigen Heils hinführen zu sollen.“⁴⁸

Der Erzbischof betrieb also zielstrebig den inneren Ausbau seines Territoriums, und zwar in weltlicher wie in geistlicher Hinsicht. Dazu gehörte, dem bedeutenden, reichen und volkreichen *locus* Soest als Unterpfand des Heils die Reliquien des hl. Patroklus zu übertragen und so das Seelenheil der noch nicht hinlänglich christianisierten Bevölkerung zu sichern. Reliquientranslationen waren also wie der Burgen- und Mauerbau sowie die Gründung von Klöstern und Stiften ein Mittel der Herrschaftskonsolidierung. Das heilige Köln besaß außerdem so viele Reliquien, dass es zum Landesausbau durchaus einige davon an die Städte in seinem Herrschaftsbereich abgeben konnte, die aber auch ein Abhängigkeitsverhältnis sichtbar machen. Auch hier wird deutlich, dass es in dem Translationsbericht nicht nur um Heiligenverehrung, sondern auch um Politik geht, und dass diese ganze Aktion auch als kirchenpolitischer Akt verstanden werden muss, der mit dem Translationsbericht publizistisch vermarktet wurde⁴⁹.

Aus diesen Beweggründen überführte (*inferretur*) Erzbischof Bruno (*venerabili Brunone archiepiscopo*) – der jetzt nicht mehr heilig ist – den Leib des hl. Patroklus von Köln nach Soest, wo er am 9. Dezember 962/964 eintraf⁵⁰. Das Volk und der Klerus strömten ihm entgegen, um ihn freudig und ehrenvoll zu empfangen. Mit Lobgesängen wurde der Heilige in der Kirche beigesetzt, die der fromme Bischof gegründet und ausgestattet hatte (*quam idem pius antistes fundaverat et donis competentibus ditaverat*). Deshalb würde der Bischof von den Bürgern von Soest und von den Bewohnern des Landes hochgeschätzt und verehrt (*a civibus et incolis terrae in magna veneratione habetur*). Der Translationsbericht er-

48 Ich folge hier der nicht ganz unproblematischen Übersetzung von Jansen (wie Anm. 31), S. 16.

49 Jürgen Petersohn (Hrsg.): Politik und Heiligenverehrung im Hochmittelalter. Sigmaringen 1994 (Vorträge und Forschungen. 42).

50 Über das Datum wurde in der Forschung lange und kontrovers diskutiert, vgl. Köhn (wie Anm. 18), S. 20. – In der Soester Stadtgeschichte gibt es verschiedene Positionen: Mersiowsky (wie Anm. 14), S. 196 (962). – Ehbrecht (wie Anm. 31), S. 999 (964). – Melzer, Soest (wie Anm. 16), S. 96 (962/964).

weist sich ein drittes Mal als kirchenpolitische Propagandaschrift, in der es um eine letztlich religiöse Legitimation der erzbischöflichen Stadtherrschaft geht. Weiterhin handelte es sich um eine Geschichtskonstruktion: Die Translatio behauptet, Bruno habe nicht nur den hl. Patroklus nach Soest überführt, sondern auch das Stift gegründet und mit Gütern ausgestattet. Bisher hatten wir nur eine Absichtserklärung in seinem Testament von 965 und die Translation von 962/964.

Durch den Translationsbericht wird aus dem *TRANSLATOR* Bruno der *FUNDATOR*, wobei wir wissen, dass das Stift im 10. und 11. Jahrhundert über recht bescheidene Anfänge nicht hinauskam⁵¹. Auch der Joker mit dem hl. Kunibert wird nicht gezogen; dessen Verdienste hätten in einer Vita seines Nachfolgers auch keinen Platz gehabt. In jedem Fall haben wir hier einen Text, der vermutlich im 10. Jahrhundert und wohl in Köln, im Umfeld der Erzbischöfe, verfasst wurde, und der zunächst die Stellung der Metropole Köln und dann die der Filiale Soest sowie die bischöfliche Stadtherrschaft religiös legitimiert.

Ergänzt werden das Bruno-Testament und der Translationsbericht durch eine dritte Quelle, durch zwei *cedulae*, zwei Pergamentstreifen aus dem 10. Jahrhundert, die 1944 im Patrokliusschrein gefunden wurden. Beide nennen den Namen des Heiligen, einer das Martyrium unter Aurelian und beide seinen Todestag. An einer *cedula* war das Siegel Erzbischof Brunos angebracht, zwei weitere Siegel liegen lose bei⁵². Die Pergamentstreifen ermöglichen den Nachweis, dass im 10. Jahrhundert tatsächlich Reliquien, die man als die des hl. Patroklus ansah, nach Soest gebracht wurden und dass sie Erzbischof Bruno (in Köln?, in Soest?) mit Authentiken versah. Von Wundern berichten jedoch die *cedulae* – wie auch der Translationsbericht – nichts.

Diese findet man an anderer Stelle, nämlich in unserer vierten Quelle: In einem im 9. Jahrhundert in Corvey entstandenen Sakramentar, das sich nach Stationen in Essen und Verdun heute in München befindet, wurde

51 Übersicht zu den Positionen der Forschung bei Mersiowsky (wie Anm. 14), S. 204. – Jansen (wie Anm. 18), S. 347, 349. Gegen die Annahme bescheidener Anfänge bis ins ausgehende 11. Jahrhundert spricht, dass der Gründungsbau bereits eine stattliche Gesamtaußenlänge von 62,5 Metern besaß; auch angesichts des Baukörpers kann man kaum von bescheidenen Anfängen sprechen. – Melzer, Soest (wie Anm. 16), S. 95–98. – Hans Josef Böker: Die romanische Sakralarchitektur der Stadt Soest. In: Soest. Geschichte (wie Anm. 14), Bd. 1, S. 751–874, hier S. 753–791.

52 Köhn (wie Anm. 30), S. 25. – Mersiowsky (wie Anm. 14), S. 197–205. – Wolf (wie Anm. 18), S. 773–774. – Joachim Oepen: Das Siegel des Kölner Erzbischofs Wichfried am Holzschrein von St. Severin. Identifizierung und Einordnung. In: Ders. u. a. (Hrsg.): Der hl. Severin von Köln. Verehrung und Legende. Befunde und Forschungen zur Schreinsöffnung von 1999. Siegburg 2011 (Studien zu Kölner Kirchengeschichte. 40), S. 93–121, hier S. 96–104.

von einer Hand des 10./11. Jahrhunderts zum 21. Januar nachgetragen, dies sei der Todestag des Märtyrers St. Patroklus, der in Troyes sein Martyrium erlitten hatte, von wo aus er durch den verstorbenen Erzbischof Bruno (der Nachtrag entstand also nach 965) nach Soest überführt wurde, wo er jetzt durch Wunder glänzt (*Brunone, Coloniensi archiepiscopo, Suosaz translati, ubi [non] claret miraculis*)⁵³. Somit haben wir wenigstens einen, wenn auch sehr allgemeinen Beleg dafür, dass der hl. Patroklus Wunder bewirkte. Von der Stiftsgründung durch Bruno wird dagegen nichts erwähnt.

Eine wichtige Quelle zur Geschichte der Patrokli-Verehrung in Soest sind neben der Baugeschichte der Stiftskirche auch die verschiedenen Denkmäler des Stifts- und später auch Stadtpatrons: Ein rätselhaftes Steinrelief aus dem 12. Jahrhundert, das erstmals um 1140 nachgewiesene Stiftssiegel, eine verlorene Wandmalerei mit einer Darstellung des Heiligen im Chor aus der Zeit um 1166, weiter eine Glasmalerei aus dieser Zeit und schließlich eine um 1230 für St. Patroklus angefertigte Sandsteinfigur, die sich heute in Münster befindet. Aus dem Märtyrer Patroklus wurde mit der Zeit ein Legionär, ein Krieger, wie wir ihn im 13. Jahrhundert auf einer Wandmalerei in der Nikolauskapelle oder um 1230 als Holzfigur in der Patroklikirche finden. Das erstmals 1261 nachweisbare Sekretsiegel zeigt den hl. Patroklus als Stadtpatron⁵⁴. An bildlichen Quellen haben wir also keinen Mangel.

Es kann so nur festgehalten werden, dass es bis ins 14. Jahrhundert nur einen recht allgemeinen Beleg für Wunder am Grab des hl. Patroklus gibt, zu dem man womöglich noch die wundersame Geldschenkung an den Propst von Fröndenberg rechnen muss. Dies ist ein bemerkenswerter Befund, denn trotz seiner Popularität als Stifts- und dann als Stadtpatron gibt es nicht nur keine Nachrichten über Wunder, sondern auch keine hagiographischen Quellen wie Viten oder Mirakelsammlungen, die diese dokumentierten und die weitere Verehrung des Heiligen beförderten. Offensichtlich hatten weder die Stiftsherren noch die Ratsherren ein Interesse daran, was sie deutlich von ihren Kollegen in den rheinischen Städten unterschied.

Ergänzend kann man neben den Kunstwerken auch die Belege für die Verehrung des hl. Patroklus analysieren, die Auskunft darüber geben, in

53 Das komplizierte Thema und die Frage der Konjektur kann hier nur verkürzt dargestellt werden, vgl. Köhn (wie Anm. 18), S. 16–18. – Ders. (wie Anm. 30), S. 25–26. – Mersiowsky (wie Anm. 14), S. 202. – Wolf (wie Anm. 18), S. 773.

54 Das hier nur angeschnittene Thema ist in der Literatur schon häufig behandelt worden, z. B. Weifenbach (wie Anm. 31). – Sudkamp (wie Anm. 31), S. 32–36. – Ehbrecht (wie Anm. 14), S. 360–366. – Ders. (wie Anm. 31), S. 997–1010.

welchem Umfang und in welche Entfernung der Kult des Heiligen über die Stadtmauer hinweg ausgestrahlt hat⁵⁵. Nach der Zusammenstellung von Peter Ilisch und Christoph Kösters über die Patrozinien Westfalens gab es in der Kölner Kirchenprovinz neben Soest ein erstmals 1333 belegtes Patrokluspatrozinium für die Pfarrkirche in Kirchhörde bei Dortmund. Die Pfarrkirche in Wormbach bei Schmallenberg besitzt eine Wandmalerei mit einer Darstellung des Heiligen aus der Zeit um 1200. Wir können bei gerade einmal zwei Belegen festhalten, dass man nicht von einem raumprägenden Patrokluskult sprechen kann und dass sich auch kein Schwerpunkt seiner Verehrung im ehemaligen Archidiakonat Soest erkennen lässt.

Nicht besser sieht es im nördlich gelegenen Bistum Münster aus. In der Stiftskirche in Beckum fundierte im 15. Jahrhundert der Soester Stiftsherr Johannes von Lippe ein Fest zu Ehren des Heiligen. Im Bistum Paderborn lässt sich die Pfarrkirche St. Patrokli in Marienmünster in Löwendorf nennen. Hier gab es ein wundertätiges Patroklibild, das Wunder bewirkt und die Kirche zu einem Wallfahrtsort gemacht haben soll⁵⁶. Von einer über die Stadtmauer hinausgehenden Ausstrahlung des Stadtpatrons kann man also nicht sprechen. Lediglich in Köln stößt man auf ein bemerkenswertes, freilich recht spätes Zeugnis: 1498 wurde im Dom ein Patroklialtar gestiftet, dessen Geschichte in einer eigenen Studie untersucht werden soll⁵⁷.

IV.4.2. Der Patrokli-Schrein (1311-1330)

Im frühen 14. Jahrhundert entstand ein bemerkenswertes Denkmal der Patrokli-Verehrung: 1311 schlossen die Stiftsherren einen Vertrag über die Neuanfertigung des Patroklusschreins. Der Anlass war, dass der Schrein (*quod cum capsula gloriosi martiris, beati Patrocli, patroni nostri*) aufgrund seines hohen Alters so sehr beschädigt sei, und das schon seit langer Zeit, dass es ihnen nicht gefällt, dass er so herumgetragen werde (*adeo sit et dudum fuerit contrafacta ex nimia vetustate, quod non placeat nobis, ut taliter deportetur, sed potius emendetur*). Es lässt sich daraus folgern, dass es einen Vorgängerschrein gegeben hat, der sehr alt und unansehnlich war und deshalb bei Prozessionen nicht mehr mitgeführt werden konnte⁵⁸.

Ähnliche Argumente verwendeten 1220 die Kanoniker des Marienstifts

⁵⁵ Zender (wie Anm. 24).

⁵⁶ Ilisch/Kösters (wie Anm. 24), S. 569-570.

⁵⁷ Jakob Torsy: Zur Geschichte des Altares des hl. Patroklus. In: Kölner Domblatt 6/7 (1952), S. 49-57. – Bemerkenswert erscheint, dass das monumentale Werk von Kracht/Torsy (wie Anm. 20), S. 416 für die Stadt Köln keinen einzigen weiteren Beleg anführt.

⁵⁸ Hans-Walter Stork: Urkunden zum Soester Patrokli-Schrein. In: Westfälische Zeitschrift 148 (1998), S. 295-316, S. 298.



Abb. 1: Aachen, Dom, Marienschrein, Marienseite. © Domschatzkammer Aachen

in Aachen, als sie einen neuen Marienschrein (Abb. 1) in Auftrag gaben: Der vorhandene Schrein (*antiquo feretro*) sei alt, beschädigt und wegen seines bescheidenen Schmuckes der in ihm geborgenen Heiltümer nicht würdig; seit der Zeit Karls des Großen sei er nicht mehr geöffnet worden⁵⁹. Daraus ließe sich mit einer gewissen Vorsicht folgern, dass der alte Patroklusschrein nicht erst um 1200 – als die großen Schreine in Köln, Aachen, Deutz, Siegburg, Steinfeld und der etwas kleinere in Sayn entstanden – angefertigt wurde, sondern bereits zu einem früheren Zeitpunkt. Weiterhin ließe sich vermuten, dass zum Ersten um 1200 kein Interesse an einem kostspieligen Schrein bestand, und dass man sich zum Zweiten erst um 1300 für ein solches Projekt entschied.

Im Rheinland lässt sich für das 11. und vor allem aber für das 12. Jahrhundert eine intensive Kultkonkurrenz beobachten, die kirchenpolitische Beweggründe hatte und bei der Inventionen, Translationen, Mirakelberichte und nicht zuletzt auch Werke der Schatzkunst die zentralen Medien waren. Ausgangspunkt waren die Kathedralstädte Trier und Köln, zunehmend spielten auch die auswärtigen Klöster (Deutz, Siegburg) und Stifte

⁵⁹ Erich Meuthen (Hrsg.): Aachener Urkunden. 1101-1250. Bonn 1972 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 58), Nr. 67, 124. – Jürgen Fitschen: Die Entstehung des Marienschreins und seine stilgeschichtliche Stellung in der Kunst des Rhein-Maas-Gebietes der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. In: Dieter P. J. Wynands (Hrsg.): Der Aachener Marienschrein. Eine Festschrift. Aachen 2000, S. 73-90, hier S. 79-82.

(Bonn, Xanten, Aachen) eine Rolle⁶⁰. Hier erscheint bemerkenswert, dass sich die bedeutende Stiftsstadt Soest, immerhin wie Köln, Bonn und Xanten Sitz eines Archidiakons, zunächst nicht beteiligte⁶¹.

Kehren wir zu der Urkunde von 1311 zurück, dann ist bemerkenswert, dass die Liste 15 *canonici ecclesiae Soaciensis* nennt, an der Spitze der Dekan Radolphus, gefolgt von den Dignitaren (Scholaster, Kantor, Thesaurar)⁶². Man vermisst den Propst (von 1310 bis 1338 Heinrich von Virneburg)⁶³. Dies mag darin seinen Grund haben, dass er als Kölner Domherr keine Präsenzpflicht in Soest hatte und die Geschäfte in der Regel der Dekan führte. Dass er sich an der prestigeträchtigen Gemeinschaftsstiftung nicht beteiligte, ist dennoch bemerkenswert.

Wir haben also eine kollektive Finanzierung durch einen exklusiven Stifterkreis, bei dem jeder den gleichen Anteil von fünf Mark in die Kasse gab. Ein Vergleich mit der Urkunde über die Finanzierung des Aachener Marienschreins von 1220 macht erhebliche Unterschiede deutlich: In Aachen spielte der Propst eine maßgebliche Rolle. Weiter sollte der Schrein vorrangig aus den offensichtlich stattlichen Einkünften eines Opferstocks und nicht aus den Pfründen der Stiftsherren finanziert werden. Dies setzt einen erheblichen Pilgerstrom voraus, den man in Soest offensichtlich weder hatte noch einkalkulierte⁶⁴. Eine weitere Beobachtung ist bemerkens-

60 Wolfgang Schmid: Von den Heiligen Drei Königen zum Heiligen Rock. Die Formierung der rheinischen Kultlandschaft im 11. und 12. Jahrhundert. In: Geschichte in Köln 63 (2016), S. 97-128. – Alheydis Plassmann: Über die Nützlichkeit von Heiligen. Die Translation der Heiligen Drei Könige und die Erhebung der Gebeine Karls des Großen. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 82 (2018), S. 37-52.

61 Koordinaten sind der Schrein der hl. Felicitas aus der Pfarrkirche in Lüdinghausen (um 1130/60), der Crispinus- und Crispinianusschrein in Osnabrück, der Prudentia-Schrein in der Propsteikirche in Beckum, um 1230/40 von der Stadt- bzw. Kirchengemeinde (populus Bekemensis) gestiftet, Goldene Pracht. Mittelalterliche Schatzkunst in Westfalen. Katalog Münster 2012, Nr. 37, 46, 138. Der Liboriusschrein in Paderborn wurde 1622 eingeschmolzen. Verloren ist auch der 1065/80 entstandene Liudger-Schrein in Werden, s. o. Anm. 5.

62 Die Zahl der Stiftsherren betrug 1257 15 und wurde 1322 auf 16 angehoben, Rothert (wie Anm. 30), S. 12. – Janssen (wie Anm. 18), S. 349. – Ich folge hier der recht plakativen Darstellung in der Sektion IV: „Goldschmiedewerke als Zeichen von Rang und Anspruch. Die Emanzipation der Stadt Soest von ihrem Stadtherren im 14. und 15. Jahrhundert“ in dem Katalog Goldene Pracht (wie Anm. 61), S. 186-211.

63 Janssen (wie Anm. 18), S. 352. Es handelt sich nicht um den Kölner Erzbischof (1304-1334), sondern um dessen gleichnamigen Neffen, der Erzbischof von Mainz wurde (1328/37-1346/53). – Ulrike Höroldt: Studien zur politischen Stellung des Kölner Domkapitels zwischen Erzbischof, Stadt Köln und Territorialgewalten 1198-1332. Untersuchungen und Personallisten. Siegburg 1994 (Studien zur Kölner Kirchengeschichte. 27), S. 598-599 (auch zu seinen massiven Auseinandersetzungen mit dem Patroklistift 1311, vgl. REK IV, Nr. 636 § 8, 657). Weiter stellt man bei der Überprüfung fest, dass der Dekan in der Liste der Amtsinhaber fehlt. – Stork (wie Anm. 58), S. 297 Anm. 16.

64 Fitschen (wie Anm. 59).

wert: Der Patroklusschrein war eine Gemeinschaftsstiftung der Stiftsherren. Die Bürger von Soest waren daran nicht beteiligt.

Dies führt uns zu der zweiten, eingangs gestellten Frage, warum man denn um 1300 und nicht schon um 1200 einen Schrein in Auftrag gegeben hat. Hier hat Eva Schlottheuber in ihrer Einleitung zu dem Katalog „Goldene Pracht“ eine interessante Hypothese formuliert. Da ihre Sektion die „Emanzipation“ der Stadt von ihren Stadtherren anhand von Kunstwerken illustrieren sollte, verwies sie auf die Verwüstung der bischöflichen Pfalz 1225, die Schaffung eines städtischen Territoriums in der Soester Börde und schließlich auf die Soester Fehde, mit der dieser Prozess 1444/49 abgeschlossen wurde. „Als die Bürgerschaft 1313 mit der Grundsteinlegung der Pfarrkirche St. Maria zur Wiese ihre Unabhängigkeit demonstrierte, antwortete das erzbischöfliche Stift mit der Stiftung eines neuen prachtvollen Schreins für Patroklos, den Gründungsheiligen der Stadt.“⁶⁵

Auch wenn man den hl. Patroklos nicht unbedingt als den „Gründungsheiligen der Stadt“ bezeichnen würde, ist diese These beeindruckend, reizt aber auch zum Widerspruch: Erstens war der Neubau von St. Maria zur Wiese keine Angelegenheit der Stadtgemeinde, sondern der Kirchengemeinde, von denen es in Soest insgesamt sechs gab; hinzu kamen ab 1230 die Kirchen der Bettelorden. Trotz der Unterstützung durch ein wundertätiges Marienbild sehe ich in dem Bau auch keine Konkurrenz zur Kirche der Stiftsherren. Zudem wurde der Vertrag über den Schrein 1311 geschlossen und der Grundstein der Wiesenkirche 1313 gelegt; auch die beiden Türme dürften dem romanischen Westturm von St. Patrokli keine Konkurrenz gemacht haben, da sie erst von 1863 bis 1874/75 errichtet wurden⁶⁶.

Zum Zweiten hätte ich Skrupel, das Stift St. Patrokli institutionell und personell als eine Art Vertretung des Stadtherrn in der Stadt zu sehen. Institutionell hat es durchaus einige Konflikte mit dem Erzbischof ausgetragen, der seine Landesherrschaft im geistlichen wie im weltlichen Bereich durchzusetzen versuchte – ein Beispiel ist der weitreichende Streit um das Recht der Wahl des Propstes unter Engelbert von Berg in den Jahren 1218 bis 1221⁶⁷. Zum Dritten wissen wir über die soziale Herkunft und

65 Kat. Goldene Pracht (wie Anm. 61), S. 187. – Vgl. auch die einleitenden Sätze von Hartmut Krohm, S. 188-189, der ebenfalls keine Belege anführt.

66 Prigl (wie Anm. 16), S. 27. – Solche Stadtführerlegenden zur Konkurrenz von Kirchenpaaren gibt es auch für andere Städte, vgl. z. B. Wolfgang Schmid: 6 Domherren, ein Bischof und ein Rock – Der Trierer Dom um 1512. In: Michael Embach/Elisabeth Dühr (Hrsg.): Der Trierer Reichstag von 1512 in seinem historischen Kontext. Trier 2012, S. 287-311.

67 Paul Leidinger: Soest und das Erzstift Köln. Zum Verhältnis von Landesherrschaft und Stadt im 13. Jahrhundert. In: SZ 92/93 (1980/1981), S. 85-113, hier S. 99-107. – Groten (wie Anm. 29), S. 96-100.



Abb. 2: Soest, St. Patrokli. Foto Dülberg im Stadtarchiv Soest

die Vernetzung der Stiftsherren noch viel zu wenig, um sie als erzbischöfliches Bodenpersonal bezeichnen zu können; sie stammten nach dem derzeitigen Stand der Forschung zur Hälfte aus dem westfälischen Landadel und zur Hälfte aus dem Soester Patriziat. Ämterhäufung und zahlreiche Konflikte zeigen, dass es sich um eine selbstbewusste und streitbare Elite handelte⁶⁸. Und zum Vierten dürfte gerade in Soest das Beispiel der Nikolaikapelle, die man für eine nach dem Vorbild einer Hansekogge gestaltete Kirche der Schleswigfahrer statt für eine Kapelle des Propstes hielt, oder die ebenso irrige Debatte um die Nutzung

des Westbaus von St. Patrokli als Rathaus und somit als Demonstration bürgerlicher Freiheitsbestrebungen, zur Vorsicht mahnen⁶⁹.

Freilich müssen solche Interpretationen auch nicht grundsätzlich falsch sein. Der monumentale Westturm von St. Patrokli (Abb. 2) lässt sich durchaus als sichtbare Demonstration des erzbischöflichen Landesherrn deuten, der 1180 den Titel eines Herzogs von Westfalen erworben hatte und in diesen Jahren die Stadt erweiterte, befestigte und neu gliederte. Nur entstand der Patroklischrein 140 Jahre später, und hier müssten wir vor einer politischen Interpretation zunächst einmal das komplexe Beziehungsgeflecht zwischen Stadt und Landesherrn, Bürgern, Patriziern, Stiftsherren und dem Adel der Region analysieren, bevor wir den Platz des Patroklischreins darin bestimmen können.

Der 1330 fertiggestellte Schrein war bis zu seiner Zerstörung im Zweiten Weltkrieg das „monumentalste Goldschmiedewerk des westfälischen

⁶⁸ Janssen (wie Anm. 18), S. 348.

⁶⁹ Hans Josef Böker: Die Nikolaikapelle zu Soest. Irrwege einer Symbolinterpretation. In: SZ 104 (1992), S. 25-38, hier S. 35. – Othmar Rütting: Die Nikolaikapelle zu Soest, ihre künstlerische Gestalt und liturgische Funktion – eine Neuinterpretation. In: SZ 113 (2001), S. 14-32. – Udo Mainzer: Form, Funktion und Bedeutung der Westvorhalle des St. Patrokli-Domes zu Soest. In: SZ 91 (1979), S. 4-34. – Böker, Sakralarchitektur (wie Anm. 51), S. 776-791.



Abb. 3: Patroklus-Schrein, Längsseite mit der Statuette des hl. Patrokli, Zustand 1902. Die Figuren links und rechts der Skulptur des hl. Patrokli sind alle verschollen, allein die Figur des Heiligen ist erhalten. Foto: LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen, Münster



Abb. 4: Patroklus-Schrein, Längsseite mit der Statuette des Erzbischofs Bruno, Zustand 1902. Die Skulptur des Erzbischofs ist verschollen, ebenso die äußerst links stehende. Die anderen fünf Figuren links und rechts der Mittelachse sind erhalten. Foto: LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen, Münster

Mittelalters⁷⁰. Er zeigte an den Schmalseiten Christus und Maria und an den Längsseiten jeweils sechs Apostel. In der Mitte, durch einen große-

⁷⁰ Karl Bernd Hepp: Gotische Goldschmiedekunst in Westfalen vom zweiten Drittel des 13. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Diss. phil. Münster 1973, S. 38-49, Zitat S. 39. – Hartmut Krohn: Die Statuetten des St.-Patrokli-Schreins im Kontext westfälischer Goldschmiedekunst der Hochgotik. In: Der Schrein des hl. Patrokli aus Soest. Berlin 2009, S. 41-64. – Schäfer (wie Anm. 39), S. 592-596. – Kat. Goldene Pracht (wie Anm. 61), Nr. 72a-h.



Abb. 5: Statuette des Erzbischofs Bruno aus dem Patroklusschrein, Zustand vor 1945, verschollen. Foto: Skulpturensammlung und Museum für Byzantinische Kunst Berlin, Fotoarchiv

ren Architekturrahmen mit Wimperg, Kreuzblumen und Fialen deutlich hervorgehoben, befindet sich ein Ritter mit Lanze, Schwert, Dolch und Schild sowie ein segnender Bischof mit Mitra und Krummstab. Inschriften, die ein Datum, die Heiligen, die Stifter oder den Goldschmied Sigefridus nennen, fehlen (Abb. 2 u. 3).

Die Längsseite mit dem Bild des hl. Patroklos diente als Vorderseite, als Schauseite, die den Gläubigen in der Kirche bzw. den Stiftsherren in ihrem Chorgestühl zugewandt war⁷¹. Der Bischof auf der Rückseite wird in der Regel als Bruno (Abb. 5) gedeutet, von einigen Autoren auch mit einem Fragezeichen versehen. Für die Figur sind drei Interpretationen möglich: Für Bruno sind zwar durchaus Ansätze einer Heiligenverehrung nachzuweisen – so findet er sich am barocken Engelbertschrein im Kölner Dom als Heiliger⁷².

Am Patroklusschrein ist er jedoch eindeutig als Bischof und nicht als Heiliger dargestellt. Eine Interpretation als Landesherr wäre nach der Hypothese von Schlotheuber durchaus denkbar, da wir aber keinen territorial- oder

stadtgeschichtlichen Kontext erkennen und auch kein Hinweis in Form eines Wappens bzw. einer Inschrift diese Deutung stützt, spricht wenig für diese These.

Ein Vergleichsbeispiel für ein solches Bischofsbild findet sich im Kölner Dom, am Dreikönigsschrein, und zwar wiederum auf dessen Rückseite. Hier ist Erzbischof Rainald von Dassel († 1167) als Halbfigur dargestellt, der durch eine Inschrift identifiziert und als *TRANSLATOR* bezeichnet wird (Abb. 6). Die ca. 60 Jahre nach seinem Tod entstandene Figur signalisiert, dass der Erzbischof 1164 die Heiligen Drei Könige nach

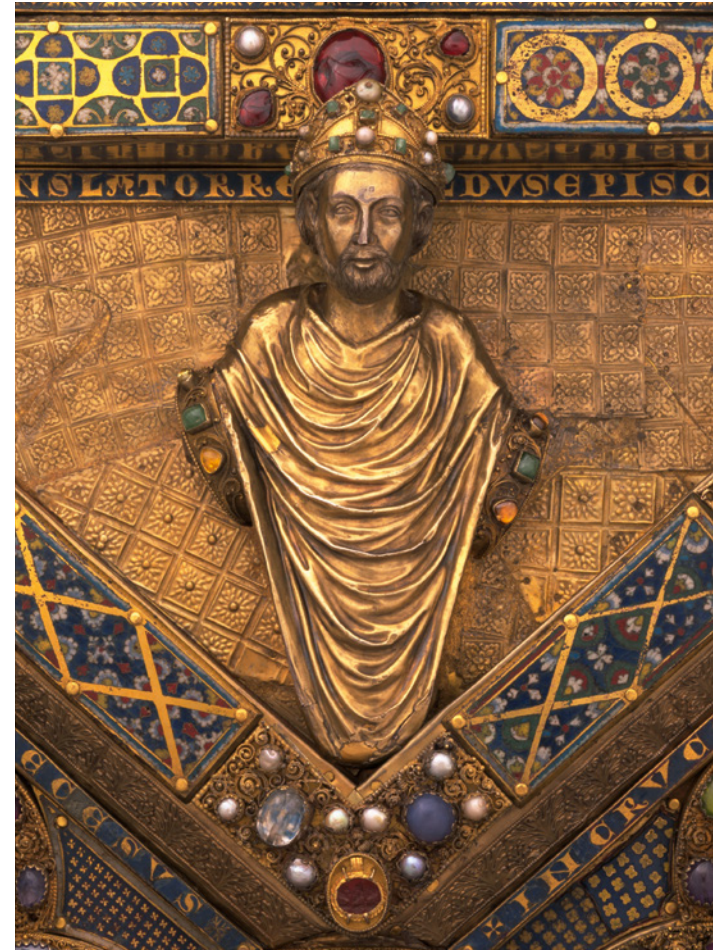


Abb. 6: Köln, Dom, Dreikönigsschrein, Rückseite, Statuette des Kölner Erzbischofs Rainald von Dassel. © Hohe Domkirche Köln, Dombauhütte; Foto: Matz und Schenk

Köln gebracht hat; auch aus diesem Grund wurden an der Rückseite die ebenfalls von ihm übertragenen Märtyrer Felix und Nabor dargestellt⁷³. Die Prominenz des Erzbischofs bestätigte die Echtheit der Reliquie, die Statuette sicherte zudem seinen weltlichen Nachruhm, da der Schrein von Pilgern und den römischen Königen nach ihrer Krönung in Aachen aufgesucht wurde, wie auch seine liturgische Memoria. Diese Elemente können wir auf die Brunofigur übertragen: Bruno ist hier ebenfalls als *TRANSLATOR* dargestellt. Der Translationsbericht macht zudem deutlich, dass

⁷¹ Heppe (wie Anm. 70), S. 47.

⁷² Um 1200 verteidigt Caesarius die deutschen Bischöfe gegen die Fundamentalkritik eines französischen Theologen: Diese würden sowohl das geistliche als auch das weltliche Schwert gebraucht. Doch obwohl Bruno, Heribert und Anno zugleich Herzöge waren, zählt er sie unter die Heiligen, CHDM II, 27, Bd. 1, S. 466–469. – Am Annoschrein von 1183 sind sieben heilige Kölner Bischöfe dargestellt, neben den genannten noch Maternus, Severin, Evergisel, Kunibert und Agilolf, die jedoch keine Herzöge waren.

⁷³ Eine mögliche Parallele war die Darstellung Erzbischof Brunos an der Stirnseite des um 1170 entstandenen Maurinusschrein in St. Pantaleon, Ornamenta Ecclesiae. Kunst und Künstler der Romanik. Kat. 3 Bde., Köln 1985, Bd. 2, Nr. E 79.

man Bruno, der ja zudem ein bedeutender Reichspolitiker und ein Bruder Kaiser Ottos I. war, außerdem als *FUNDATOR* des Stifts verehrt hat. Die Gründer wurden in vielen Kirchen in einer Form dargestellt, die fast schon an Heilige erinnert. Außerdem lässt der Translationsbericht erkennen, wie eng Kirchenpolitik, Stadt- und Landesherrschaft sowie Heiligenverehrung miteinander verbunden waren⁷⁴.

Dies liefert uns die Bausteine für eine Interpretation der Brunofigur am Patroklusschrein und zur Analyse ihres historischen Kontextes. Dieser war vorrangig ein Medium der Selbstdarstellung einer geistlichen Elite, bei der unter Berufung auf den angeblichen *FUNDATOR* und *TRANSLATOR* die Gründungsgeschichte verbildlicht wird. Dies diente der Identitätsstiftung einer Gemeinschaft von Stiftsherren, die damit ihren Kirchenpatron verehren und ins „rechte Licht“ rücken wollten. Bemerkenswert ist freilich, dass man auf dem Schrein die Vita des Heiligen nicht darstellte und auch sonst keinen Versuch unternahm, eine dem Zeitgeschmack entsprechende Passio zu verfassen⁷⁵.

Die drei Urkunden zum und die beiden *cedulae* aus dem Patroklusschrein wurden schon häufig publiziert und diskutiert. Dabei wurde jedoch ein vielleicht nicht unwichtiger Hinweis übersehen: Theodor Ilgen veröffentlichte 1900 eine Teiledition des Nekrologs von St. Patrokli. Darin wird im Juni genannt: *Rudolfus parochialis, qui dedit ad feretrum santi Patrocli XL m.*⁷⁶ Der Nekrolog wurde in den Jahren 1330 bis 1336 geschrieben, enthält aber auch noch ältere Nachrichten, die bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen wie den Tod der Erzbischöfe Anno († 1075) und Rainald († 1167) sowie des Ritters Walter († vor 1079/89)⁷⁷. Auch eine Reihe von Stiftungen lässt sich in die Zeit vor 1200 datieren.

Rudolfus wird anders als die meisten anderen Verstorbenen nicht als Laie (*laicus, laica, uxor, monetarius*) und nicht als Geistlicher (*episcopus, prepositus, decanus, canonicus, custos, presbiter, plebanus, diaconus, subdiaconus*), sondern als *parochialis*, als „Angehöriger einer Pfarrei“ bezeichnet, obwohl ja alle Laien einer Pfarrei angehört haben dürften. Auch die Pfarrer der sechs Pfarrkirchen dürften auszuschließen sein, zumal man sie in dem Nekrolog vermisst. Weitere *parochiali* sind Radolf, Wigerus

74 Christine Sauer: *Fundatio und Memoria. Stifter und Klostergründer im Bild 1100 bis 1350*. Göttingen 1993 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. 109). – Bemerkenswert erscheint außerdem, dass man bei der Konzeption des Schreins nicht auf die damals durchaus nicht unbekannte Idee zurückgriff, den deutlich älteren und durchgängig als Heiligen verehrten Kunibert als *FUNDATOR* darzustellen.

75 Daran sollte sich auch später nichts mehr ändern, das Wissen um die Biographie des Heiligen sollte sich bis 1696 nicht vermehren, Wiskott (wie Anm. 30), S. 6-7.

76 Ilgen (wie Anm. 18).

77 S. o. Anm. 30.

(*frater nostre congregationis*), Gottfried und Werner⁷⁸. Wenn es sich um die Angehörigen einer (Soester) Pfarrei handeln würde, dann stellt sich die Frage, welche der sechs Pfarreien der Stadt damit gemeint ist⁷⁹.

Probleme bereitet auch das *feretrum*. Sowohl der Aachener Karlsschrein als auch der Marienschrein werden als *feretrum*, aber auch als *capsa* bezeichnet. Bernhard Bischoff hat in seiner Monographie über mittelalterliche Schatzverzeichnisse acht Belegstellen für *feretrum* zusammengetragen, was er als „Gestell, Tragegestell“ übersetzte⁸⁰. Auch die Überreste des hl. Vitus werden 836 auf einem *feretrum* von Aachen nach Soest gebracht. Es kann sich also bei diesem um den Schrein handeln, aber auch um ein Tragegestell, das man bei Prozessionen mitführte. Dann wäre aber der recht hohe Geldbetrag verwunderlich, und nicht zuletzt wäre schwer zu erklären, warum die Stiftsherren eine einfache Reparatur oder Anschaffung nicht selbst bezahlt haben. Leider ist derzeit auf die Frage, wer dieser Rudolf war, bei der Häufigkeit dieses Namens in der Soester Überlieferung keine überzeugende Antwort möglich, ebenso wenig auf diejenige, was und wann er für St. Patrokli gestiftet hat.

IV.5. Der hl. Vitus besucht auf dem Weg von Saint Denis nach Corvey Soest (836)

Zwischen 785 und 891 wurden neben dem hl. Modoald 32 Heilige bzw. ihre Reliquien aus dem Frankenreich nach Sachsen überführt, so z. B. der hl. Liborius 836 von Le Mans nach Paderborn⁸¹. Im gleichen Jahr brachte man den hl. Vitus von St. Denis bei Paris in die Abtei Corvey. Die ganze Geschichte lässt sich anhand der *Translatio sancti Viti martyris* erschließen. Sie wurde kurz danach von einem Mitglied des Konvents niedergeschrieben; eine Sammlung von Mirakeln ist angefügt⁸².

78 Ebd., Nr. 30, 49-50, 62.

79 Für freundliche Hinweise sei Arnd Reitmeier, Göttingen, gedankt, der mich darauf hinwies, dass die genannte congregatio weitere Probleme aufwirft. Den Quellentext diskutieren durfte ich auch mit Clemens M. M. Bayer, Lüttich, und Thomas Bauer, Münster, der einen Zusammenhang mit der Neuorganisation der Soester Pfarreien um 1180 für denkbar hält.

80 Bernhard Bischoff: *Mittelalterliche Schatzverzeichnisse*. T. 1, München 1969 (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München. 4), S. 178.

81 Rudolf Schieffer: *Reliquientranslationen nach Sachsen*. In: 799. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn. Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Beiträge. Paderborn 1999, S. 484-497.

82 Irene Schmale-Ott (Bearb.): *Translatio Sancti Viti martyris*. Übertragung des hl. Märtyrers Vitus. Münster 1979 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen. 41,1). – Heinrich Königs: *Der heilige Vitus und seine Verehrung*. Münster 1939 (Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung. 3. F. 28-29). – Klemens Honselmann: *Reliquientranslationen nach Sachsen*. In: *Das erste Jahrtausend. Kultur und Kunst im werdenden*

Auf den Heiligen Vitus (Veit), einem in Sizilien geborenen Knaben, der unter Diokletian 304/05 sein Martyrium erlitten haben soll und dessen Reliquien 756 nach St. Denis überführt worden waren, die Hintergründe seiner Translation, die detaillierte Beschreibung des feierlichen Empfangs an den einzelnen Stationen und die vielen Wunder kann hier nicht näher eingegangen werden. In Aachen strömte eine große Volksmenge herbei, Männer und Frauen, Greise und Kinder, die den Heiligen auf ihren Schultern tragen wollten. Ein blinder Mann wurde geheilt, sobald er sich der Bahre (*ad feretrum*) mit den Reliquien näherte; die Nachricht verbreitete sich und immer mehr Menschen strömten zusammen.

Vermutlich auf dem Hellweg erreichte man das Königreich Sachsen (*regnum Saxonum*) und dann die „Villa“ Soest (*in villam, quae Sosat vocatur*). Hier zog den Mönchen eine ungeheure Menschenmenge entgegen, eine große Schar von Sachsen (*multam Saxonum phalangam*), ein unglaubliches Heer beiderlei Geschlechts (*incredibilis videretur exercitus utriusque sexus*)⁸³. Selbst wenn man die gattungsspezifischen Spielregeln hagiographischer Literatur, die ihren Heiligen ins „rechte Licht“ rücken wollte und dazu standardmäßig gewisse Topoi benutze, wozu stets auch die große Zahl der Gläubigen bzw. der Pilger zählte, kennt und zudem berücksichtigt, dass die Ankunft eines wundertätigen Heiligen auch die Bevölkerung des Umlandes mobilisierte, kann man daraus folgern, dass Soest im 10. Jahrhundert schon eine bemerkenswert bevölkerungsreiche Stadt war⁸⁴. Der Verfasser der Translatio, der eine Nacht in der *villa* zubrachte, war jedenfalls gerührt, über so ein vortreffliches und frommes Volk (*pro tam pulcherrimo et devotissimo populo*) müsse er jubeln oder weinen. Dies ist jedenfalls ein bemerkenswertes Zeugnis der Christianisierung, denn in Soest gab es um die Mitte des 9. Jahrhunderts wohl nur die Pfarrkirche

Abendland an Rhein und Ruhr. Textbd. 1, Düsseldorf 1962, S. 159–193, hier S. 175–177. – Hedwig Röckelein: Reliquientranslationen nach Sachsen im 9. Jahrhundert. Über Kommunikation, Mobilität und Öffentlichkeit im Frühmittelalter. Sigmaringen 2001 (Beihefte der Francia. 48), S. 266–280, 401. – Dies.: Der heilige Vitus. Die Erfolgsgeschichte eines Importheiligen. In: Gabriela Signori (Hrsg.): „Heiliges Westfalen.“ Heilige, Reliquien, Wallfahrt und Wunder im Mittelalter. Bielefeld 2003 (Religion in der Geschichte. 11), S. 19–29.

83 Schmale-Ott (wie Anm. 82), S. 58–61. – Rütting (wie Anm. 13), S. 5–30.

84 Auch in dem Mirakel am Grab des hl. Liudger um 1170 wird Soest als villa bezeichnet, Wilfried Ehbrecht: Soest: „Mutter der Hanse“. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Überlegungen. In: Soest. Geschichte (wie Anm. 14), Bd. 1, S. 521–622, S. 523 mit Anm. 13, S. 595–596.

St. Peter⁸⁵. Dass diese Aussagen in einem gewissen Kontrast zu denen der Translatio des hl. Patroklos stehen, sei nur am Rande erwähnt.

Anschließend berichtet der Verfasser von gleich drei Wunderheilungen in Soest: Ein junger Mann, der von Geburt an eine verkrüppelte Hand hatte, bat Gott und den Heiligen um Hilfe und wurde geheilt. Auch ein stummer Mann fand seine Sprache wieder; alle Anwesenden hörten ihn deutlich und richtig sprechen. Und schließlich wurde in der Nacht auch eine Frau mit verkrüppelten Füßen geheilt⁸⁶. Die Schilderung der Translation ist weitaus anschaulicher als die spröde Beschreibung zum Eintreffen des Schreins des hl. Simon in Soest. Dennoch erscheint bemerkenswert, dass die Urheber der Wunderheilungen Simon aus Sayn, Liudger aus Münster und Werden, Anno aus Siegburg sowie die „durchreisenden“ Vitus und Modoald waren, nicht die in Soest verehrten Heiligen.

V. Das Bild der Stadt Soest um 1200 im Spiegel von Mirakelberichten

Inwieweit können Quellen wie die untersuchten Mirakelberichte unser Bild von der Stadt Soest um 1200 korrigieren und ergänzen? Soest war in diesen Jahrzehnten eine Stadt im Aufschwung: Handel und Gewerbe florierten, die Lage am Hellweg und die Zugehörigkeit zur Hanse vermehrten den Reichtum der Bürger, die Bevölkerung wuchs sprunghaft an. Die Kölner Erzbischöfe Bruno (953–965), Anno (1056–1075), Friedrich I. (1100–1131) und Rainald von Dassel (1159–1167) förderten die Stadt, sorgten aber auch dafür, dass sie als Zentrum ihrer westfälischen Besitzungen fest in ihrem Herrschaftsbereich integriert wurde. Meilensteine sind das erstmals 1140 belegte Stadtsiegel – nach denen von Trier, Köln und Mainz eines der ältesten in Deutschland –, das 1144 erwähnte Marktrecht und das 1160 bereits in der ersten städtischen Urkunde fassbare Meliorat. Ab 1150 erfolgte ein Neubau der Petrikirche, 1164/66 wurde die Kirche des neu gegründeten Augustinerchorfrauenstifts St. Walburgis geweiht und 1166 der Neubau von St. Patrokli.

Insbesondere unter Erzbischof Philipp von Heinsberg (1167–1191) machte die Stadtentwicklung rasante Fortschritte. Eine bereits um 1160/80 be-

85 An Vorgängerbauten der um 1150 errichteten Kirche konnten eine dreischiffige Basilika des 10. Jahrhunderts und ein großer (25 m x 10 m) Saalbau der Zeit um 800 nachgewiesen werden. Gefunden wurden außerdem Gräber bzw. ein Gräberfeld des 7./10. Jahrhunderts. Die Stadt Soest. Archäologie und Baukunst. Stuttgart 2000 (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland. 38), S. 16–17. – Melzer, Soest (wie Anm. 16), S. 58–60, 68–73. Die Kirche St. Thomae könnte ein ähnliches Alter aufweisen, Ebd., S. 73–74. Die Notiz ist eine wichtige Korrektur zu den Angaben der Patrokli-Translation, Wolf (wie Anm. 18), S. 774.

86 Zu den Heilungen Rütting (wie Anm. 13), S. 22.

gonnene Stadterweiterung vergrößerte die Siedlungsfläche von 4,5 auf 102 Hektar; die neue Stadtmauer war 3,8 km lang und hatte zehn Tore. Dabei konnte man bereits vorhandene Siedlungskerne, Höfe und Kirchen einbeziehen und besaß auch für die Zukunft noch genügend Fläche für die inzwischen auf ca. 10.000 Einwohner angewachsene Bevölkerung. Parallel dazu wurde um 1180 die Stadtgemeinde in sechs Bezirke, in Höfen, gegliedert, die weitgehend, aber nicht gänzlich mit den in dieser Zeit ebenfalls neu geschaffenen sechs Pfarreien der Stadt identisch waren.

Weitere Meilensteine sind um 1170 das Antependium aus St. Walpurgis, das – im Kontext vergleichbarer Werke des 13. Jahrhunderts (Kreuzigungs-Retabel, Trinitätstafel) – eine bemerkenswerte Frühreife erkennen lässt – Soest war also nicht nur eine Stadt des Handels und Gewerbes, sondern auch der Frömmigkeit und der Kunst. 1178 wandelte der Erzbischof seinen turmartigen Palast (*palatium sive turris*) in ein Hospital um und errichtete im Südosten der Stadt bei (Alt)St. Thomae, wo ein größeres Gelände zur Verfügung stand und er die Stadtmauer im Rücken hatte, eine neue, stark befestigte Burg mit einem hohen Turm (*turris*)⁸⁷.

1179 war der Bau der Stadtmauer so weit fortgeschritten, dass die Stadt einer Belagerung standhalten konnte. 1180 wurde der Erzbischof mit dem Herzogtum Westfalen belehnt, wodurch Soest den Rang einer Hauptstadt erhielt. Der um 1180/90 auf 82 Meter erhöhte Turm der Stiftskirche St. Patrokli kann als Symbol der erzbischöflichen Stadt- und Landesherrschaft gedeutet werden, aber auch als Zeichen der Frömmigkeit der Stiftsherren und der Stadtbewohner, die in diesen Jahrzehnten durch den Mauerbau und den Neubau der Pfarrkirchen Soest in eine Großbaustelle verwandelten.

Die folgenden 25 Jahre waren vom staufig-welfischen Thronstreit, von Konflikten um den Kölner Bischofssitz sowie vom 3., 4. und 5. Kreuzzug überschattet, von Ereignissen, die im Rheinland deutlichere Spuren hinterließen als in Westfalen. In den Werken des Caesarius von Heisterbach fanden sie vielfachen Niederschlag. Mit dem Regierungsantritt Engelberts von Berg (1216-1225) änderten sich die Zeiten wieder; er versuchte mit Nachdruck, seine erzbischöflichen Herrschaftsansprüche gegenüber dem Adel, den Städten sowie den Klöstern und Stiften durchzusetzen; der

87 Melzer, Soest (wie Anm. 16), S. 98-100, 124-125. Leider haben wir keine näheren Informationen zum Bau der Stadtmauer und der Burg, zu Großprojekten, die in einigen rheinischen Städten zu Spannungen zwischen Stadt und Stadtherrn führten – Max Bär: Der Koblenzer Mauerbau. Rechnungen 1276-1289. Leipzig 1888 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde. 5). – Günther Binding: Zum Kölner Stadtmauerbau. Bemerkungen zur Bauorganisation im 12./13. Jahrhundert. In: Wallraf-Richartz Jahrbuch 47 (1986), S. 7-17.

Streit um das Recht der freien Propstwahl in St. Patrokli zog in den Jahren 1218 bis 1221 weite Kreise⁸⁸. So ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass die Bürger von Soest nach seiner Ermordung 1225 seine Burg in der Stadt zerstörten. Freilich konnten diese beim Wiederaufbau erhebliche Zugeständnisse durchsetzen; es sollte eher eine Residenz errichtet werden als eine Zwingburg.

Die Geschichte der Stadt Soest im hohen Mittelalter wird seit über 100 Jahren von der stadt-, der landes- und der hansegeschichtlichen Forschung intensiv erforscht; hinzu kommt seit 1990 eine recht aktive Stadtarchäologie⁸⁹. Eine inzwischen dreibändige, voluminöse, derzeit leider aufgrund fehlender Register nur schwer zu benutzende Stadtgeschichte führt die Ergebnisse der Einzelforschung zwar nicht zu einer Synthese, aber zu einer Reihe umfangreicher Gesamtüberblicke zusammen. Liest man sich diese durch, dann bemerkt man, dass sich jeder Historiker sein eigenes Bild von der Vergangenheit macht, dass er diese durch seine individuelle Brille sieht.

Für Wirtschaftshistoriker ist Soest eine Hansestadt, in der vorrangig Weinfässer, Heringstonnen und Tuchballen verladen wurden. Für den Verfassungs- und Verwaltungshistoriker konzentriert sich das Interesse der Bürger auf das Führen von Ratsprotokollen und das Beglaubigen von Urkunden. Ähnliches gilt für den Kirchenhistoriker, der sich überwiegend auf Urkunden stützt, die sich insbesondere mit Rechtsfragen und Immobilienangelegenheiten befassen; von Glauben und Aberglauben, von der Frömmigkeit der Soester Bürger bzw. der Geistlichen erfährt man wenig⁹⁰. Für andere Verfasser ist Soest eine Stadt der Heiligen, die vom Himmel aus die Sakralgemeinschaft beschützen. Sie wurden in den Kirchen zu be-

88 S. o. Anm. 67.

89 Es wäre vermessen, die zahlreichen Veröffentlichungen, die auch einen breiteren Leserkreis ansprechen, hier referieren zu wollen, neben der Synthese im Rahmen der Stadtgeschichte von Melzer, Soest (wie Anm. 16) seien als Beispiele für eine gelungene Synthese genannt: Walter Melzer: Soest im Hochmittelalter. Die strukturellen und baulichen Veränderungen im 12. und 13. Jahrhundert. In: Karsten Igel (Hrsg.): Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter. Stuttgart 2013, S. 243-266. – Ders.: Die Stadt Soest – Ihre Wurzeln und ihre Entwicklung bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. In: Manfred Gläser (Hrsg.): Vorbesiedlung, Gründung und Entwicklung. Lübeck 2016 (Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum. 10), S. 289-304.

90 Ein positives Bild „ungebrochener Kirchlichkeit“ zeichnet z. B. Rothert (wie Anm. 23), S. 65-67. – Vgl. die umfassende Darstellung bei Wolf (wie Anm. 18). – Als kurze und prägnante Überblicke: Bernhard Thiemann: Die Klöster der Stadt Soest. In: Claudia Kimminus-Schneider/Manfred Schneider (Hrsg.): Klöster und monastische Kultur in Hansestädten. Rahden 2003 (Stralsunder Beiträge. 4), S. 297-311. – Walter Melzer: Klöster und Stifte in Soest. In: Manfred Gläser/Manfred Schneider (Hrsg.): Die Klöster. Lübeck 2014 (Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum. 9), S. 291-308.



Abb. 7: Pilgerzeichen aus Blei von einer Wallfahrt nach Rom, Anfang 13. Jh. Stadtarchäologie Soest, FST 4, Inv.-Nr. 94-94. Foto Christian Theopold

stimmten Stunden und Tagen verehrt. Regelmäßig trugen gottesfürchtige Geistliche die Schreine mit den Reliquien der Heiligen in einer feierlichen Prozession mit Kreuzstäben und Weihrauchfässern durch die Straßen der Stadt. Einige Heilige – zumindest in anderen heiligen Städten – bewirkten sogar Wunder, so dass Pilger aus nah und fern in die *civitas sancta* strömten⁹¹.

Die Archäologen schließlich finden vor allem Mauern und Scherben, Abtrittgruben und Gräber, die Werkstätten der Salzsieder und Buntmetallgießer. Immer wieder werfen Einzelfunde Schlaglichter auf die Alltagskultur und auch auf die Frömmigkeit, z. B. Heiligenfigürchen aus Pfeifenton, die in Köln geradezu industriell hergestellt wurden⁹². Oder ein am Burgtheaterplatz gefundenes Pilgerzeichen mit den Heiligen Petrus und Paulus (Abb. 7), das ein Wallfahrer im frühen 13. Jahrhundert – also in der Zeit unserer Mirakelberichte – aus Rom mitgebracht hat⁹³. Aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammen zwei Muscheln, die wohl

- 91 Ehbrecht (wie Anm. 31). – Alfred Haverkamp: „Heilige Städte“ im hohen Mittelalter. In: František Graus (Hrsg.): Mentalitäten im Mittelalter. Methodische und inhaltliche Probleme. Sigmaringen 1987 (Vorträge und Forschungen. 35), S. 119-156.
- 92 Roswitha Neu-Kock: Heilige & Gaukler. Kölner Statuetten aus Pfeifenton. Köln 1988 (Kölner Museums-Bulletin. Sonderheft 1). – Dies.: Eine „Bilderbäcker“-Werkstatt des Spätmittelalters an der Goldgasse in Köln. In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 21 (1993), S. 3-70. – Dies.: Pfeifentonfiguren – Eine volkstümliche Kunstgattung aus dem Spätmittelalter. Düsseldorf 1992 (Beiträge zur Keramik. 4).
- 93 Walter Melzer: Alltagsleben in einer westfälischen Hansestadt. Stadtarchäologie in Soest. Soest 1995 (Soester Beiträge zur Archäologie. 1), S. 44-45. – AufRuhr 1225! Ritter, Burgen und Intrigen. Das Mittelalter an Rhein und Ruhr. Kat. Mainz 2010, Nr. C2.

von einem Pilger nach Santiago de Compostela stammen, und die man als Grabbeigabe fand⁹⁴. Etwas später dürfte ein nur fragmentarisch erhaltenes Aachenhorn entstanden sein, das in der Ausgrabung unter dem Petrigemeindehaus gefunden wurde; für Aachenpilger in Soest gibt es im 14./15. Jahrhundert mehrere Hinweise⁹⁵.

Wenn wir Mirakelberichte als Quellen zur Alltags- und Frömmigkeitsgeschichte der Stadt Soest um 1200 auswerten wollen, müssen wir beachten, dass auch deren Verfasser eine individuelle Brille trugen: In Münster, Sayn und Siegburg wollten sie durch die Sammlung die Wirkmächtigkeit ihres Heiligen dokumentieren und für die Wallfahrt werben. Caesarius von Heisterbach wollte dagegen Exempel für Predigten und für die Novizenausbildung zusammenstellen, wobei sich stets die Frage stellt, in welchem Verhältnis seine Schilderungen zur Lebenswelt seiner Zeitgenossen gestanden haben: Ist es das Buchwissen eines Geistlichen oder die Alltagserfahrung eines Seelorgers? Den Autoren der Translationsberichte schließlich ging es um das Verfassen einer Gründungsgeschichte ihrer klösterlichen Gemeinschaft, die – wie der Patroklusschrein – der Heiligenverehrung, der Traditionsbildung und der Identitätsstiftung in Zeiten der Krise, der Reform und des Neubeginns diene⁹⁶. Zudem ist gerade bei der Translatio des hl. Patroklus eine deutliche kirchen- und territorialpolitische Komponente nicht zu übersehen.

Auch wenn moderne Zeitgenossen mittelalterlichen Wunderberichten in der Regel eher skeptisch gegenüberstehen, so haben sie zwei durch-

- 94 Walter Melzer: 25 Jahre Stadtarchäologie Soest. Soest 2015 (Soester Beiträge zur Archäologie. 14), S. 44-45. – Andreas Haasis-Berner: Pilgerzeichen des Hochmittelalters. Würzburg 2003 (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte. 94), S. 138-139.
- 95 Karl-Ferdinand Beßelmann: Der Hellweg als Wallfahrtsstraße des späten Mittelalters. In: Klaus Herbers/Hartmut Kühne (Hrsg.): Pilgerzeichen – „Pilgerstraßen“. Tübingen 2013 (Jakobus-Studien. 20), S. 29-47, bes. S. 43 – Gerd Dethlefs: Reisende am Hellweg im Spiegel städtischer Rechnungen der Frühen Neuzeit. In: Ebd., S. 49-68, hier S. 54-64. In dem Tor befand sich eine bereits 1214 erwähnte (WUB VII, Nr. 106), dem hl. Jakobus geweihte Kapelle, die als Hinweis auf Santiago-Pilger gedeutet wird, vgl. Marga Koske: Soest und das mittelalterliche Pilgerwesen. In: SZ 98 (1986), S. 62-73, hier S. 66. – Ferdinand Beßelmann: Stätten des Heils. Westfälische Wallfahrtsorte des Mittelalters. Münster 1998 (Schriftenreihe zur religiösen Kultur. 6), S. 110-111. – Rothert (wie Anm. 23), S. 36-37. Die Kapelle besaß bis zur Reformation einen umfangreichen Reliquienschatz, neben Herren- und Marienreliquien Partikel von Matthias, Jakobus, Vitus, Anno und Walburga. – Eduard Vorwerck: Capella St. Jacobi. In: SZ 13 (1894/95), S. 69-80, hier S. 78. – Zu dem Aachenhorn vgl. Melzer (wie Anm. 94), S. 44. – Andreas Haasis-Berner: Archäologische Funde von mittelalterlichen Pilgerzeichen und Wallfahrtsandenken in Westfalen. In: Westfalen 78 (2002), S. 345-363, hier S. 353.
- 96 Klaus Schreiner: Erneuerung durch Erinnerung. Reformstreben, Geschichtsbewußtsein und Geschichtsschreibung im benediktinischen Mönchtum Südwestdeutschlands an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert. In: Kurt Andermann (Hrsg.): Historiographie am Oberrhein im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Sigmaringen 1988 (Oberheinische Studien. 7), S. 35-87 – Sauer (wie Anm. 74).

aus aussagekräftige „reale“ Komponenten: Zunächst wird das Wunder in einen lokalen, personellen und zeitlichen Kontext eingeordnet, der dem Leser zumindest plausibel vorkommen musste. Und zum Zweiten werden häufig Gewährsmänner genannt, um die Plausibilität der Wundergeschichten zu unterstreichen. Bei näherer Prüfung lässt sich hier ein ganzes Netzwerk erkennen, das weit über den Zisterzienserorden und das Rheinland hinausreichte: Caesarius besuchte sogar Klöster seines Ordens in Holland und war über Vorgänge in Italien, Spanien und Livland sowie in Hardehausen und Marienfeld in Westfalen informiert. Er kannte nicht nur eine ganze Reihe von Dom- und Stiftsherren in Köln, Bonn und Aachen, sondern auch mindestens drei an St. Patrokli in Soest. Weiter besaß er durch den Klostereintritt von Familienangehörigen enge Verbindungen zu zwei westfälischen Adelsfamilien, zu den Herren zur Lippe und von Volmarstein, über die er eine ganze Reihe von Nachrichten überliefert. Vor allem die Karriere des Bernhard zur Lippe vom Domherrn zum tatkräftigen Territorialherrn, der dann Frau und Kinder verließ, um Mönch, Abt und schließlich Bischof zu werden, ist ein spannendes Beispiel für das Verhältnis von Kirche und Welt im 12. Jahrhundert.

Eine Fundgrube sind die Mirakelberichte des Caesarius von Heisterbach auch für Fragen der Topographie: Soest besaß bereits um 1100 eine bemerkenswerte Matthiaskapelle, und um 1200 müssen die Nikolai- und die Stephanuskapelle die Zeitgenossen beeindruckt haben. Natürlich erwähnte er auch St. Patrokli und den an den Marktplatz angrenzenden Turm von St. Georg. Angeführt wird auch das damals noch vor der Stadt gelegene Stift St. Walpurgis und vielleicht auch St. Maria zur Wiese. Eher beiläufig erhält man Nachrichten über die Gerichtsstätte, das Gefängnis, Friedhöfe, Tavernen und den Markt, auf dem die Bauern ihre Produkte verkaufen, und den Marktplatz, von dem aus man den Turm von St. Georg sieht.

Höchst aufschlussreich sind auch die handelnden Personen, wobei hervorzuheben ist, dass sich ein großer Teil von ihnen in urkundlichen Quellen nachweisen lässt: Der Prämonstratenser Menrich berichtet in Fröndenberg über den Soester Bürgermeister Gottmarus Anglicus, dessen fromme Tochter und den Stiftsherren Erpo, über wohlthätige Soester Bürger, über deren wissbegierige Söhne und einen ungeduldigen Kreditgeber, der es dem Klostergründer ermöglichte, von einem verschuldeten Adligen eine Rente zu kaufen. Dem *clericus* Hermann stellte eine verliebte Bürgersfrau nach, und ein Priester hatte eine Konkubine, die ihn wiederum betrog. Den Stiftsherren von St. Patrokli und den Chorfrauen von St. Walpurgis brachte Caesarius Hochachtung entgegen. Leider nicht identifizieren ließ sich der vermögende Soester Stiftsherr Azelinus, der die Mönche aus Helmarshausen beherbergte.

Neben den Herren zur Lippe und von Volmarstein begegnet uns an Adligen der spielsüchtige *miles* Tiemo aus der Ministerialenfamilie der Tiemonen. Die meisten Personen sind Bürger: Der Kaufmann Werner Krebs, dessen Tochter vom hl. Simon von den Toten zurückgeholt wurde, der Wirt Heinrich Gemma, den der Teufel in Form einer schönen Frau verführen wollte, der junge Mann Theoderich, der vielleicht bei einem Kaufmann in Lübeck arbeitete und später Zisterzienser wurde, ein Soester Bürger, der ein Kreuzzugsgelübde ablegte, und einer, dessen Tochter Chorfrau in St. Walburgis geworden war. Den Soester Bürgern Aldricus und Heriswida half der hl. Liudger, und der hl. Auctor einem jungen Landarbeiter, der aus Soest stammt. Der hl. Vitus heilte bei seiner Translation in Soest einen jungen Mann, der eine verkrüppelte Hand hatte, einen stummen Mann und eine Frau mit verkrüppelten Füßen. Neben dem Landarbeiter haben wir zwei Bauern, die mit Getreidesäcken zum Markt zogen und sich beim Dekan von St. Patrokli über ihren Pfarrer beschwerten.

Bei den Mirakelberichten lassen sich zwei Gruppen unterscheiden: Die größere berichtet von wundersamen Heilungen und Gebetserhörungen, aber auch von Toten, die ins Leben zurückgerufen werden. Daneben spielt der Beistand in der Todesstunde eine wichtige Rolle⁹⁷. Bei den Wundern kommt den Heiligen eine Schlüsselbedeutung zu, wobei stets auch die Konkurrenz zwischen den Wallfahrtsorten zum Ausdruck kommt, denn eine Frau aus Soest wird nicht vom hl. Patroklos, sondern vom hl. Anno geheilt und ein Abt von Siegburg nicht von diesem, sondern vom hl. Simon in Sayn. Caesarius von Heisterbach verschweigt die Mirakel im benachbarten Sayn völlig und berichtet stattdessen, in Heisterbach sei ein Ritter aus dem Gefolge des Grafen Heinrich III. von Sayn durch die Fürbitten der Mönche und den Zahn des Täufers Johannes, den der Ritter Heinrich von Ulmen dem Kloster geschenkt hatte, geheilt worden⁹⁸. Daneben spielen eucharistische Wunder eine wichtige Rolle.

Viel interessanter sind jedoch die Berichte über weitere Formen von Frömmigkeit: Prämonstratenser trugen einen Schrein von Sayn aus durch das Rheinland und Westfalen bis Soest, um Spenden zu sammeln; dabei gab es Wunder. Die Benediktiner von Brauweiler schickten professionelle, aber charakterlich ungeeignete Spendensammler mit dem Zahn des hl.

97 Dass Mirakelberichte auch für die Medizingeschichte eine aufschlussreiche Quelle sind, kann mangels fachlicher Kenntnisse des Verfassers nur am Rande erwähnt werden. In jedem Fall enthalten die Wundergeschichten ein umfangreiches Material, das den bisherigen Forschungsstand zu diesem Thema vertiefen könnte, vgl. dazu Kay Peter Jankrift: Gesundheit, Krankheit und Medizin in Soest von der Zeit der Karolinger bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. In: Ehbrecht (wie Anm. 14), S. 487-519.

98 CHDM VIII, 54. – Schmid, Schrein (wie Anm. 2), S. 43-49, 184-195.

Nikolaus durch die Lande. Und von Fröndenberg aus zog ein Prämonstratenser mit einem Marienbild durch die Dörfer und Städte, um Geld für einen Klosterbau zu sammeln, und mehrfach auch nach Soest, wo ebenfalls Wunder geschahen. Hier gab außerdem eine Frau dem Prämonstratenser Menrich Geld, damit er seine Schulden bezahlen konnte, ein ebenfalls anonymen Spender ermöglichte es dem Kloster Hardehausen oder Marienfeld, seine Wertgegenstände zurück zu erwerben, und in der Hungerkatastrophe dieser Jahre erhielt Himmerod von Propst Gerhard von St. Simeon eine großzügige Schenkung. Als die Nonnen von Fröndenberg nichts zu essen hatten, wurden sie aufgefordert, zu beten, und prompt kam ein Wagen mit Lebensmitteln. Dagegen wird ein Priester getadelt, der eine Konkubine hatte und deren weiterem Liebhaber eine zu harte Buße auferlegte, ebenso ein geldgieriger Landpfarrer, der seinen Beichtkindern willkürlich hohe Geldstrafen abforderte.

Das Leben war ein ständiger Kampf zwischen Gott und den Heiligen auf der einen und dem Teufel und seinen Dämonen, zu denen auch der gute Oliver zählt, auf der anderen Seite. Ein spielsüchtiger Ritter wurde vom Teufel geholt, ein junger Mann von einem Dämon von Lübeck nach Soest gebracht und zu Boden geworfen, und einem standhaften Wirt setzte ein Dämon in Gestalt einer schönen Frau so zu, dass er starb, nachdem er über das nächtliche Soest geflogen war; beide hatten noch nicht einmal eine Sünde begangen. Ein weiterer Dämon trieb einen Bürger in den Selbstmord, der vom Turm der Georgikirche sprang. Die Schwarze Kunst, die Totenbeschwörung spielte eine große Rolle, die Dämonen versuchten mit Erfolg, einen Mann aus einem magischen Kreis herauszulocken, doch hier konnte der gute Dämon Oliver seine Seele aus der Hölle zurückholen. Erschreckend sind auch die Schilderungen der italienischen Ketzer, die nach einer gotteslästerlichen Predigt Orgien feierten, in denen die gottgewollte Ordnung der Gesellschaft mit Füßen getreten wurde.

Ein Priester wurde wegen Zauberei, wegen eines Liebeszaubers, beschuldigt, zum Tode verurteilt und hingerichtet; da er unschuldig war, geschahen an seinem Grab Wunder, eine Kapelle wurde errichtet. Auch Bernhard zur Lippe hat man als *beatus* verehrt, ebenso seine Nichte Aleidis, die als Witwe die erste Äbtissin des Zisterzienserinnenklosters St. Aegidii in Münster wurde. Und hätten die Bürger von Soest gewusst, dass auch ihr Erzbischof Engelbert von Berg sich auf dem Weg zur Heiligkeit befand, dann hätten sie nach seinem Tod nicht seine Burg mit der Kapelle, in der er seine letzte Nacht im Gebet verbrachte, zerstört.

Die Mirakelberichte zeigen uns Soest um 1200 nicht als Stadt der Heiligen, sondern als eine Stadt des Teufels und der Dämonen, ein Sündenbabel mit Zuständen wie in Sodom und Gomorrha, ein Ort, der von Teufelsanbe-

tern, Nigromanten, Häretikern, Glückspielern, Geistlichen mit Konkubinen und liebestollen Bürgersfrauen bevölkert war, die einen Kleriker, der sich ihnen widersetzt, erst ins Gefängnis und dann auf den Scheiterhaufen brachten⁹⁹. Freilich ist das das Bild, das eine spezifische Quellengruppe, die zu einem bestimmten Zweck verfasst wurde, von der Stadtbevölkerung zeichnet. Es bedarf wiederum als Korrektiv der Hanseurkunden, Ratsprotokolle und nicht zuletzt auch der Stadtarchäologie.

Trotzdem sei zum Schluss noch einmal die Frage gestellt, ob denn Soest um 1200 eine *civitas sancta*, eine heilige Stadt gewesen ist. Zumindest ein Befund ist auffällig: Wir haben für den Stadtpatron zunächst nur einen dürftigen Translationsbericht, der vorrangig die politischen Interessen der Kölner Kirche widerspiegelt, die großzügig auf einen weniger prominenten Heiligen verzichtete, zumal man mit den Angehörigen der Thebäischen Legion genug Märtyrer-Legionäre besaß. Weitere hagiographische Quellen über den hl. Patroklos, eine Vita, eine Passio und vor allem auch eine Mirakelsammlung, fehlen dagegen. Kein Pilgerzeichen deutet darauf hin, dass auswärtige Wallfahrer zu ihm nach Soest kamen¹⁰⁰. Was wir dagegen haben, ist ein monumentaler Kirchenbau, der bereits im 10. Jahrhundert begonnen wurde und im ausgehenden 12. seinen das Stadtbild beherrschenden Westturm erhielt. Weiter haben wir eine Reihe von bildlichen Zeugnissen, die den Wandel des Heiligen vom Märtyrer zum Krieger illustrieren, wir haben den Schrein des frühen 14. Jahrhunderts und nicht zuletzt auch die ebenfalls erst in dieser Zeit belegte Prozession. Für eine Einstufung als *civitas sancta* reicht das jedoch nicht aus, zumal wir über den Großen Gott in St. Patrokli, das Marienbild in St. Maria zur Wiese und den Albinusschrein in St. Petri nur außerordentlich dürftige Nachrichten besitzen.

Vielleicht müssen wir auch den geographischen Kontext berücksichtigen. Der Verfasser hat vor einigen Jahren ein Büchlein mit dem Titel „Rheinland – Heiliges Land“ (2004)¹⁰¹ verfasst und Gabriela Signori hat 2003 eine Aufsatzsammlung mit dem Titel „Heiliges Westfalen“ herausgegeben¹⁰². Legt man die beiden Bände nebeneinander, dann stellt man fest, dass im Selbstverständnis der Städte Trier und Köln ihre Heiligkeit

99 Hans-Joachim Schmidt: *Societas christiana in civitate*. Städtekritik und Städtelob im 12. und 13. Jahrhundert. In: *Historische Zeitschrift* 257 (1993), S. 297-354.

100 Hartmut Kühne: *Pilgerzeichen westfälischer Transitwallfahrten im Mittelalter*. In: Herbers/Kühne (wie Anm. 95), S. 69-106. – Peter Ilisch: *Pilgerzeichen in Westfalen*. In: Ebd., S. 107-122. – Haasis-Berner (wie Anm. 95).

101 Paula Giersch/Wolfgang Schmid: *Rheinland – Heiliges Land. Pilgerreisen und Kulturkontakte im Mittelalter*. Trier 2004 (*Armarium Trevirense. Studien und Quellen zur Geschichte des Erzbistums Trier*. 1).

102 Signori (wie Anm. 82).

einen hohen Stellenwert besaß, die nicht nur im Besitz zahlloser Reliquien, sondern auch in zahlreichen geistlichen Institutionen zum Ausdruck kam. Dem hat Soest mit seinem aus Köln importierten und wenig wirkmächtigen Stadtpatron, seinen beiden Stiften, seinen sechs Pfarrkirchen und später auch den Klöstern der Bettelorden nicht allzu viel entgegenzusetzen. Hinzu kommt, dass sich das Selbstbewusstsein und Selbstverständnis der beiden rheinischen Metropolen, aber auch von Bonn und Xanten, die ebenso wie Soest Sitz eines Archidiaconats waren, stark auf ihr hohes Alter stützen, das aufs Innigste mit der Heiligkeit verbunden wurde¹⁰³. Insofern erscheint es bezeichnend, dass der Hellweg eine bedeutende Verkehrsverbindung für Wallfahrer war, dass aber keine der an ihm gelegenen Städte als Wallfahrtsort hervorgetreten ist, wie wiederum der Befund der Pilgerzeichen belegt¹⁰⁴. Nach der Erfindung des Buchdrucks bedienten sich die Wallfahrtsorte rasch des neuen Mediums, die Historia und die Wunder ihrer Heiligen publik zu machen¹⁰⁵. Dass bei den Heiltumsdrucken auch Soest und der hl. Patrokus fehlen, stützt unsere These, die Stadt eher als Hanse-, Handels- und Gewerbestadt mit durchaus frommen und stiftungsfreudigen Bürgern, aber eher nicht als heilige Stadt zu sehen. Aber zumindest erlauben es die Mirakelberichte, sie als eine Stadt der Wunder, als eine wunderbare Stadt zu bezeichnen.

103 Wolfgang Schmid: Die Stadt und ihre Heiligen. Die ‚Sancta Treviris‘ und die ‚Sancta Colonia‘ am Ende des Mittelalters. In: Kurtrierisches Jahrbuch 48 (2008), S. 123-154.

104 Herbers/Kühne (wie Anm. 95), S. 78-79.

105 Wolfgang Schmid: Die Wallfahrtslandschaft Rheinland am Vorabend der Reformation. Studien zu Trierer und Kölner Heiltumsdrucken. In: Bernhard Schneider (Hrsg.): Wallfahrt und Kommunikation – Kommunikation über Wallfahrt. Mainz 2004 (Quellen und Abhandlungen zur mittelhochrheinischen Kirchengeschichte. 109), S. 17-195. – Für das 15. Jahrhundert können wir einen „Zeitzeugen“ befragen: Der in Westfalen geborene Kölner Kartäuser Werner Rolevinck verfasste ein Buch zum Lobe Westfalens, das 1474 in Köln gedruckt wurde. Ein Kapitel behandelt die in seiner Heimat geborenen Heiligen sowie die dorthin überführten Reliquien. Die ca. 40 Positionen umfassende Zusammenstellung ist wenig systematisch und versucht zumindest am Anfang eine chronologische Reihenfolge. Auf die beiden Ewale, die Apostel Westfalens, folgen der ebenfalls als Apostel bezeichnete Karl der Große und der Sachsenherzog Widukind, der zahlreiche Wunder bewirkte. Danach kommen die heiligen Bischöfe von Paderborn, Osnabrück, Minden und Münster, wo der hl. Liudger vor und nach seinem Tod zahlreiche Wunder tat. Genannt werden auch die Translationen von Liborius, Modoald und Vitus. Eher beiläufig erfährt man, dass in Soest der hl. Patrokus liegt (In Susato sanctus Patroclus martyr). Als Wallfahrtsorte werden dagegen Altenberg (Gebeine von 1.000 Gefährtinnen der hl. Ursula), Coesfeld (große Wallfahrt zum wundertätigen Gnadenbild), Lengerich (Margarete), Münster und Steinfurt genannt. In Horstmar gab es ein angeblich auf wunderbare Weise von Rom dorthin gekommenes Marienbild, vorsichtige Distanz ist auch bei der Wallfahrt nach Blomberg zu erkennen. Hermann Bücker (Hrsg.): Werner Rolevinck. Ein Buch zum Lobe Westfalens, des alten Sachsenlandes. 2. Aufl., Münster 1982, S. 186-195. – Iris Kwiatkowski: Werner Rolevinck. Kölner Kartäuser; Verfasser theologischer, kirchenrechtlicher und historiographischer Werke (1425-1502) (www.rheinische-geschichte.lvr.de).

Nachtrag: Weitere Mirakel der Herren von Volmarstein

Die Wundergeschichten des Caesarius von Heisterbach sind ein Gebirge, das sich einem einfachen Zugriff verweigert: Viele Orte und Personen sind anonymisiert oder unpräzise angegeben, auch der Forschungsstand und die Erschließung des Personenbestandes durch Register lassen manchen Wunsch offen. Der *Dialogus miraculorum* enthält 694 Exempla, sechs Viten und 52 theologische Sentenzen, die *Libri VIII miraculorum*, von denen vier Bücher erhalten sind, 86 Exempel. Eine Autorengruppe hat sie quantifizierend erfasst und festgestellt, dass 136 Orte im Rheinland vertreten sind, an der Spitze Köln (118), Heisterbach und Bonn, im Bistum Trier Himmerod und die Bistumsstadt. Auch von den 189 Klöstern liegen 77 im Rheinland, davon sind zwei Drittel Zisterzienser, ein Drittel Kollegiatstifte und nur ein Bruchteil Benediktiner. 892 Personen werden genannt, darunter ein Löwenanteil Rheinländer, aber auch viele Niederländer. Bei den 20 am häufigsten genannten Personen treffen wir zwei Bekannte: Gottschalk von Volmarstein und eine Gisela von Volmarstein¹⁰⁶.

Gottschalk von Volmarstein, der Domherr in Köln war, der vor 1197 in den Zisterzienserorden eintrat und vor 1220 als Mönch in Heisterbach starb, war ein wichtiger Gewährsmann des Caesarius, dem dieser sechs Mirakel und wohl auch viele Informationen über Personen und Ereignisse in Soest und Umgebung verdankt¹⁰⁷.

Ein siebter und ein achter Wunderbericht lassen sich anschließen: Daniel von Schönau war nach einem Studium in Paris Stiftsherr in Kerpen und trat dann in Himmerod in den Zisterzienserorden ein, wurde Prior in Heisterbach und später Abt von Schönau¹⁰⁸. In seiner Zeit als Prior, also 1208/09, besuchte er gemeinsam mit Gottschalk von Volmarstein, einem einfältigen und gerechten Mönch (*monachus simplex et iustus*), die Benediktinerabtei Siegburg. Zum Essen gab es in Schmalz gebackene Krapfen. Gottschalk bediente sich und fragte nachher Daniel, warum dieser keine gegessen hatte. Daniel hatte das Schmalz gerochen und wusste, dass die Krapfen nach den strengen Ordensregeln verboten waren, entschul-

106 Julia Burkhardt/Ulf Floßdorf/ Anuschka Holste-Massoth: Ein Autor und seine Region: Personen, Orte, Netzwerke im Dialogus miraculorum und den Libri miraculorum des Caesarius von Heisterbach, in: Mittelalter. Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte 3 (2020), S. 55-66 (<https://mittelalter.hypotheses.org/25630>).

107 Die folgenden Notizen sind ein Nachtrag zu dem im Vorjahr erschienenen Kapitel III.10 meines Aufsatzes. – Swen Holger Brunsch: Das Zisterzienserkloster Heisterbach von seiner Gründung bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Siegburg 1998 (Bonner Historische Forschungen. 58), S. 388-389. – Die Vita Daniels wirft viele Probleme auf, die hier nicht diskutiert werden können.

108 Brunsch (wie Anm. 107), S. 380, Nr. 30.

digte aber Gottschalks Verhalten mit dessen Unwissenheit. Dem Novizen werden nachher die Schwierigkeiten der Mönche mit dem Fleischverbot erläutert. Daniel sei ein sehr kluger und gelehrter Mann und sei vor seinem Eintritt in den Orden Leiter einer Stiftsschule – wohl in Kerpen am Niederrhein¹⁰⁹ – gewesen (*Erat enim idem Daniel vir literatus, et ante conversionem scholasticus*)¹¹⁰.

Gottschalk von Volmarstein ist der Gewährsmann eines weiteren Mirakels. An einem ungenannten Ort (in Arnsberg oder der Nähe von Volmarstein) lebte der Einsiedler (*inclusus*) Bruder Hermann von Arnsberg. Ihn besuchte in den frühen Morgenstunden der Teufel in Gestalt eines Bekannten und brachte ihm eine Schüssel mit Fischen. Er schickte ihn weg und als er zur Essenszeit die Fische zubereiten wollte, fand er in der Schüssel nur Pferdemist. Dies war, so erläutert der Novizenmeister, die Strafe für seinen Heißhunger¹¹¹.

Mehr Probleme bereitet uns Gisela von Volmarstein. Robert Krumboltz konnte sie 1917 in seiner aus urkundlichen Belegen erarbeiteten Stammtafel der Familie nicht unterbringen und nahm sie – ebenso wie Gottschalk von Volmarstein – nicht auf¹¹². Bei diesem ließ sich freilich mit einem gewissen Maß an Wahrscheinlichkeit nachweisen, dass es sich um einen Angehörigen der zweiten Generation und um einen Onkel eines gleichnamigen Neffen handelt, der ab 1219 ebenfalls Kölner Domherr war.

Von der Nonne Christina – die Familienzugehörigkeit wird erst später ersichtlich – berichtet Caesarius, dass sie vor wenigen Jahren gestorben sei. Auf dem Berg der hl. Walburga – Walberberg bei Bornheim – befand sich ein Zisterzienserinnenkloster (*in monte sanctae Walburgis coenobio ordinis nostri*). Der Nonne hatten Christus und seine Mutter viele Geheimnisse geoffenbart. Bei einer Visitation durch Abt Eustachius von Himmerod¹¹³ hatte die Nonne eine weitere Vision¹¹⁴. Während des Gottesdienstes wurde ihr Geist entrückt und sie konnte in den Himmel sehen, wo Maria, umgeben von Heiligen, auf einem Thron saß. Als der Chor der Mönche

109 Dies lässt sich aus CHDM X,64, Bd. 4, S. 2016–2019 vermuten.

110 CHDM VI,4, Bd. 3, S. 1146–1149.

111 CHDM IV,87, Bd. 2, S. 888–889. – Hermann wird noch in einem weiteren Mirakel erwähnt, s. u. Anm. 130, wodurch sich Beziehungen zu Gottschalk weiter verdichten.

112 Robert Krumboltz (Bearb.): Urkundenbuch der Familien von Volmarstein und von der Recke bis zum Jahre 1437. Münster 1917, S. 49, Anm. X.

113 Es gibt zwei Äbte dieses Namens, von denen der erste von 1185/86 bis 1187/88 und der zweite von 1198–1219 amtierte, Brunsch (wie Anm. 107), S. 52, 358.

114 Peter Dinzelbacher: Vision und Visionsliteratur im Mittelalter. Stuttgart 1981 (Monographien zur Geschichte des Mittelalters. 23). – Bernhard Vogel: Visionen und Mirakel. Literarische Tradition und hagiographischer Kontext am Beispiel Lantberts von Deutz. In: Martin Heinzelmann u. a. (Hrsg.): Mirakel im Mittelalter. Konzeptionen Erscheinungsformen Deutungen. Stuttgart 2002 (Beiträge zur Hagiographie. 3), S. 227–251.

(*chorus monachorum*) das Sanctus sang, lobte die Jungfrau deren Demut und ließ eine wunderschöne Krone (*coronam mirae pulchritudinis*) an einer Kette herunter¹¹⁵. Sie war mit einem kostbaren Edelstein geschmückt, aus dem Strahlen hervorgingen, die die Namen der Mönche, die sich im Chor befanden, zeigten. Die Namen waren unterschiedlich hell bzw. groß geschrieben, je nach ihren Verdiensten und der Dauer ihrer Zugehörigkeit zum Orden. Bevor die Nonne in den Orden eintrat – sie war damals schon heiratsfähig und erwachsen (*nubilis et adulta*) – nahm sie an einer Messe teil, bei der der Glöckner nach der Lesung aus dem Evangelium die Kirche verließ; er wollte beim Sanctus zurück sein. Da er es nicht rechtzeitig schaffte, antwortete ein Bild der Gottesmutter¹¹⁶.

Christus selbst – so wird in einem weiteren Mirakel berichtet – wollte die bereits genannte ehrwürdige Jungfrau Christina (*venerabilem virginem Christinam*) durch eine Vision von seiner Geburt erfreuen. Er erschien ihr gemeinsam mit Josef und Maria und lag in Tücher gewickelt in seiner Krippe. Das Wickelband war grau, Christus hatte es der Farbe des Habits der Zisterzienser angeglichen¹¹⁷. Im dritten Mirakel wird schließlich der Name genannt, das Kloster aber vergessen: *Beatae memoriae Christinae de Volmuntsteine, cuius supra memini, etiam crucifixus apparuit*. Die wiederum als verstorben bezeichnete Nonne hatte eine Erscheinung des Gekreuzigten. Sie sah einen Greis mit einem Gefäß, der mit Öl die Wunden des Herrn salbte¹¹⁸.

Auch in dem letzten Mirakel wird die *soror Christina de Volmuntsteine* als verstorben bezeichnet. Sie war von so großer Vollkommenheit (*perfectio*), dass ihr das Leben verhasst war und sie das Sterben herbeisehnte. Als sie in der Fastenzeit glaubte, am Osterfest sterben zu müssen, verlor sie das Bewusstsein und wurde ins Paradies entrückt. Hier sah sie einen Altar von wunderbarer Schönheit und davor eine Person von ebenfalls wunderbarer Schönheit, die sich auf Anfrage hin als der Erzengel Michael vorstellte, der die Seelen zum Jüngsten Gericht führte. Sie fragte ihn, ob er auch die Seelen der Ordensangehörigen geleitet, er bejahte dies und sagte ihr, dass sie erst am nächsten Osterfest sterben würde. Danach erkrankte sie und empfing beinahe täglich die heilige Kommunion. Beim letzten Empfang hatte sie die „heilige Wegzehrung“ noch nicht ganz zerkaut, als sie starb. Weiter sah sie bei der Vision eine wunderschöne Mitra; der Erzengel versprach ihr, dass mit dieser bekleidet ein Priester, den sie

115 Vera Henkelmann: Spätgotische Marienleuchter. Formen, Funktionen, Bedeutungen. Regensburg 2014 (Eikonika. Kunstwissenschaftliche Beiträge. 4), S. 130, 139–140.

116 CHDM VII,21, Bd. 3, S. 1356–1363.

117 CHDM VIII,3, Bd. 4, S. 1510–1513.

118 CHDM VIII,15, Bd. 4, S. 1542–1543.

besonders liebte, zum Gericht geleitet werde¹¹⁹. Caesarius war also von den Visionen der Nonne sehr beeindruckt und er hatte enge Beziehungen zu dem Kloster, über das er mehrfach berichtet¹²⁰.

In Walberberg hatte eine Gräfin Alveradis unter Erzbischof Sigewin (1078/79-1089) eine Familiengrablege mit drei Priesterstellen errichtet. Die Kirche gelangte mit ihren Ländereien durch Schenkung an das Kölner Domkapitel. Erzbischof Philipp von Heinsberg (1167-1191) richtete hier eine Gemeinschaft von Augustiner-Chorherren ein, für die die Einkünfte nicht ausreichten. Auch eine Zweiggründung in Neuss konnte den Fortbestand nicht sichern. 1197 siedelte Erzbischof Adolf von Altena mit Zustimmung des Domkapitels in Walberberg Zisterzienserinnen aus dem gemessen an seinen Einkünften zu groß gewordenem Kloster in Hoven an. Die Chorherren konnten bleiben und weiterhin nach der Augustinerregel leben. Die Nonnen durften ihren Pastor und Provisor frei wählen, den dann nach der Präsentation von Dompropst und Domdekan der Archidiacon zu bestätigen hatte¹²¹. Spätestens 1221 war das Kloster in den Zisterzienserorden inkorporiert¹²², doch müssen die Beziehungen wesentlich älter gewesen sein: Caesarius berichtet von seinem Eintritt in den Orden, dabei sei ein Gespräch mit Abt Gevard ausschlaggebend gewesen, das er 1198 auf dem Rückweg von Walberberg nach Köln geführt hatte¹²³.

Als erste Äbtissin von Walberberg ist in den Jahren 1210 bis 1221 eine Margarete belegt. Ihre Nachfolgerin Christina kann mit unserer Nonne nicht identisch sein, da sie erst in einer Urkunde von 1244 erwähnt wird, in der Erzbischof Konrad von Hochstaden das Verhältnis zwischen dem Kloster und dem Pfarrer regelte¹²⁴. Besonders hervorzuheben ist die dritte

119 CHDM VIII,45, Bd. 4, S. 1602-1605. – Uta Garbisch: Das Zisterzienserinnenkloster Walberberg (1197-1447). Köln 1998 (Kölner Schriften zu Geschichte und Kultur. 25), S. 223.

120 „Caesarius von Heisterbach entwirft in seinen Erzählungen ein schillerndes Bild, das Walberberg als Stätte zahlreicher Wunder, mystischer und visionärer Ereignisse erscheinen lässt. Der Alltag der Nonnen tritt dabei deutlich zurück. Die Gottesdienste, die nächtlichen Messen oder auch die Schilderung einer sterbenden Nonne bilden oft nur den Hintergrund für eine Wundergeschichte. Auffällig ist vor allem die Häufung übersinnlicher Erfahrungen, die verschiedenen Frauen innerhalb des Klosters zuteilwurden.“ Garbisch (wie Anm. 119), S. 224-225.

121 All dies geht aus der Urkunde von 1197 hervor, REK II, Nr. 1515. – Groten (wie Anm. 29), S. 234. – Garbisch (wie Anm. 119). – Wolfgang Rosen: Bornheim-Walberberg – St. Walburga. In: Manfred Groten u. a. (Hrsg.): Nordrheinisches Klosterbuch. Lexikon der Stifte und Klöster bis 1815. Bd. 1, Siegburg 2009 (Studien zur Kölner Kirchengeschichte. 37), S. 450-455.

122 Garbisch (wie Anm. 119), S. 222-229.

123 CHDM I,17, Bd. 1, S. 256-259. – Brunsch (wie Anm. 107), S. 145-146, 292-295.

124 Garbisch (wie Anm. 119), S. 59. – Joachim Deeters: Eine unbekannte Urkunde Erzbischof Konrads von Hochstaden von 1244 für das Kloster Walberberg. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 178 (1976), S. 158-166. Der Vertrag enthält auch Rege-

Äbtissin Aleydis von Hochstaden (1253-1261), die Schwester des Erzbischofs, die mit ihrer Stiefschwester Himana von Looz, Äbtissin der Zisterze Salzinnes bei Namur, 1261 die Erlaubnis bekam, Ausgrabungen auf dem Kirchhof von St. Ursula in Köln durchzuführen, bei denen man 500 *corpora* der hl. Ursula fand, bei deren Verbreitung der Zisterzienserorden eine bedeutende Rolle spielte¹²⁵.

Lässt man die Mirakel und die Klostergeschichte noch einmal Revue passieren, dann finden sich vier Indizien, die für eine Zugehörigkeit der Christina von Volmarstein zu der westfälischen Familie sprechen¹²⁶. Erstens hatte der Name Volmarstein nicht nur in Westfalen, sondern auch in Köln einen guten Ruf. Dies gilt auch für Kloster Walberberg, für seine aus der Familie des Erzbischofs stammende dritte Äbtissin und nicht zuletzt die Visionärin, von der Caesarius höchst beeindruckt war. Zweitens hatte hier der Erzbischof, zu dem die Herren von Volmarstein enge Beziehungen besaßen, Nonnen angesiedelt. Das Patronatsrecht besaß das Domkapitel, dem Goswin von Volmarstein angehörte. Zum Dritten handelt es sich bei Walberberg um eine Niederlassung des Zisterzienserordens, in den auch der Domherr Goswin von Volmarstein eingetreten war. Dieser gehörte mit Caesarius dem Konvent in Heisterbach an, was – neben der Frömmigkeit und den Visionen – ein weiterer Beweggrund für sein Interesse an Christina war. Schließlich übertrug der hl. Anno (1056-1075) wohl vor 1069 aus Eichstätt die Hirnschale und den Stab der hl. Walpurga nach Walberberg und Gebeine ihres Bruders Wunibald nach Siegburg¹²⁷. Von Walberberg könnten 1164/66 von Rainald von Dassel Reliquien zur Weihe der Stiftskirche St. Walburgis nach Soest gebracht worden sein¹²⁸. Die Heilige bildet ein weiteres Bindeglied zwischen Walberberg und Soest. Es wäre somit nicht von der Hand zu weisen, dass Christina von Volmarstein Gottschalks Schwester war. Er war vor seinem Eintritt in den Orden Domherr, sie war bereits im heiratsfähigen Alter, und auch das mutmaßliche Todesjahr (vor 1220) spricht für eine Verwandtschaft, so dass man

lungen über die Rechte der Zisterzienser und die Verpflichtung für ein Totengedächtnis für die Angehörigen des Domkapitels.

125 Garbisch (wie Anm. 119), S. 62-63, 252-253.

126 Ein Gegenargument wäre natürlich, dass Caesarius, der beide kannte, nicht erwähnt, dass sie verwandt waren.

127 REK I, Nr. 982. – Rosen (wie Anm. 211), S. 452. – Das Kloster feierte den Walburgistag, besaß einen der Heiligen geweihten Altar und einen zugehörigen Reliquienbehälter (ciphus). – Maria Mengs: Schrifttum zum Leben und zur Verehrung der Eichstätter Diözesanheiligen Willibald, Wunibald, Walburga, Wuna, Richard und Sola. St. Ottilien 1987 (Kirchengeschichtliche Quellen und Studien).

128 Ulrich Löer: Walburgiskloster und Walburgis-Antependium zu Soest. In: Westfälische Zeitschrift 143 (1993), S. 9-30, hier S. 11. – Vgl. Rolf Dieter Kohl: Soest – Augustinerinnen, gen. St. Walburgis. In: WKB, Bd. 2, S. 354-360.

unter gewissen Vorbehalten beide als Angehörige der zweiten Generation in dem Stammbaum von Krumbholtz nachtragen kann.

In einem weiteren Punkt muss man Krumbholtz freilich Recht geben: Eine bei Caesarius erwähnte Bertrada von Volmarstein gehörte wahrscheinlich nicht zur Familie¹²⁹. Ein Mirakelbericht erwähnt eine *inclusa* Bertrada, eine heilige und gottesfürchtige Frau (*femina sancta et religiosa*), die in der Nähe der Burg (*juxta castrum Volmuntsteine, quod situm est in Westfalia*) lebt. Sie ist wegen ihrer Offenbarungen berühmt. Als sie noch unerfahren war, nahm sie statt des Engels des Lichtes den Engel der Finsternis, den Teufel auf. Davon erfuhr der bereits erwähnte *frater Hermannus inclusus de Arnisberg*¹³⁰. Er mahnte sie zur Vorsicht, da der Satan auch die heiligsten Männer betrüge, und empfahl ihr, ein Kreuz aus gesegnetem Wachs am Fenster zu befestigen, das dann den Satan prompt abhielt¹³¹.

Ein zweites Mirakel berichtet ihm der bereits genannte Abt Daniel von Schönau¹³². Zu *sororem Bertradam inclusam de Volmuntsteine* kam ein Ritter, der etwas für das Seelenheil seiner kürzlich verstorbenen Frau machen wollte. Beim Gebet erschien ihr die Frau und berichtete, dass sie im Fegefeuer unter großen Qualen litt. Sie hatte Angst, dass ihr Mann sie hassen und sie mit anderen Frauen betrügen würde. Deshalb bediente sie sich eines Liebeszaubers, um seine Zuneigung zu entflammen. Jetzt versuchte sie, sich zu entschuldigen, nicht die Begierde, sondern die fromme Absicht, einen Ehebruch zu verhindern (*non erat libido sed pia intentio*), sei ihr Motiv gewesen. Bertrada informierte den Ritter, der Mitleid hatte und versuchte, seiner Frau mit Gebeten, Fasten und Almosen zu helfen¹³³. Bertrada gehörte wahrscheinlich nicht zur Familie der Herren von Volmarstein. Andererseits lebte sie in der Nähe der Burg und hatte Kontakte zu dem Einsiedler Hermann und zu Abt Daniel, die beide Beziehungen zu Goswin von Volmarstein hatten. Insofern wird man sie dem persönlichen und geographischen Umfeld zurechnen dürfen. Außerdem bereichert sie unser Wissen um die Wunder von Soest um die Erkenntnis der Lebensform der Eremiten und um einen weiteren Liebeszauber.

129 Krumbholtz (wie Anm. 112), S. 49, Anm. X.

130 S. o. Anm. 111.

131 CHDM V,47, Bd. 3, S. 1110-1115. – Inklusen waren um 1200 eine verbreitete Form des religiösen Lebens, wofür Caesarius ein wichtiger Zeuge ist, vgl. Johannes Asen: Die Klausen in Köln. In: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 110 (1927), S. 180-201.

132 S. o. Anm. 107.

133 CHDM IV,87, Bd. 2, S. 888-889.

ROLAND PIEPER

ANMERKUNGEN ZUR BAUGESCHICHTE VON ST. PANTALEON IN LOHNE PLANÄNDERUNGEN FRÜHER HALLENKIRCHEN IM SOESTER UND DORTMUNDER RAUM IM BAUPROZESS

Die evangelische Kirche St. Pantaleon in Lohne hat nach den älteren Untersuchungen von Hubertus Schwartz jüngst durch Anna Skriver und Katharina Heiling eine weitere ausführliche Würdigung erfahren¹. Im Mittelpunkt stand dabei die Malerei in der Chornordwand, aber die Einleitungen zu Lage, Geschichte und Bedeutung sowie zum Inneren, Architektur und Raumfassung gehen umfassend auf Geschichte und Baugeschichte ein – soweit dies möglich war. Mangels konkreter Baudaten blieb manches vage, neuere Beobachtungen können dazu beitragen, die Bauabläufe zu konkretisieren. Die seit den 1950er-Jahren im Werkstein frei liegenden Außenwände und die Bauglieder im Innenraum, die – ganz unmittelbarer – weder geputzt noch geschlämmt sind, erlauben Rückschlüsse auf einen bemerkenswerten Baufortgang, der jedoch in der Entwicklung früher mittelalterlicher Hallenkirchen in Westfalen kei-



Abb. 1: Lohne, evang. Pantaleonskirche. Ansicht von Südosten, 2020. Foto: Pieper

1 Hubertus Schwartz: Die Kirchen der Soester Börde (Soester wissenschaftliche Beiträge. 20). Soest 1961, S. 102-119. Er löst seinen von ihm selbst im Vorwort (S. 9) als „überholt“ bezeichneten Beitrag ab: Die Landkirchen des Kreises Soest, 12: Die Kirche zu Lohne. In: Heimatkalender des Kreises Soest 17 (1938), S. 69-72; Anna Skriver/Katharina Heiling: Bildwelten – Weltbilder. Romanische Wandmalerei in Westfalen (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen. 53). Darmstadt 2017, S. 137-155; die beiden Einführungskapitel von Anna Skriver, S. 138-145 mit älterer Literatur, wobei sie sich zu Schwartz auf dessen Beitrag von 1938 bezieht. Für die Unterstützung zur Untersuchung der Kirche im April 2020 danke ich Pfarrerin Stefanie Pensing und Herrn Olaf Schmidt ganz herzlich.

neswegs singulär ist. Vorbehaltlich der Ergebnisse archäologischer und systematischer bauhistorischer Untersuchungen soll die Bauentwicklung der Lohner Kirche im Folgenden nachgezeichnet werden (Abb. 1).

Eine Geschichte von Modernität: Der Bauvorgang der Kirche

Die Lohner Kirche ist eine dreischiffige, zweijochige Pfeilerhalle ohne Querhaus, deren Seitenschiffe in Apsiden münden, die nach außen



Abb. 2: Lohne, evang. Pantaleonskirche. Innenansicht durch das Langhaus zum Chor; 2020. Foto: Pieper

nicht vortreten. Kapitelle sind nirgends ausgebildet, die Kämpferprofile liegen in den Seitenschiffen deutlich höher als im Bereich des Hauptschiffes, da die Seitenschiffgewölbe im Scheitel bis annähernd auf das Niveau jener des Hauptschiffs emporgeführt sind. Die Portale liegen im Westjoch ungefähr einander gegenüber. Das breite, quadratische Chorbjoch ist um eine etwas eingezogene, außen flach schließende Apsis nach Osten erweitert und über ein spitzbogiges Fenster darin belichtet (Abb. 2). Die Chornordwand gliedert eine Arkatur aus drei Bögen, die Reste von Wandmalerei zeigen. Ein um 1700 erneuerter Sakristeianbau liegt im Winkel zwischen Chornordwand und Seitenschiff, deren Zugang zum Chor – mit altem Material – von der Ost- zur Westseite verlegt worden zu sein scheint.

Der aus verhältnismäßig schwachem Mauerwerk erbaute Turm ist im Kern bzw. den unteren Geschossen älter als die Kirche². Das Glockenge-

2 Zur älteren Geschichte der Kirche Schwartz 1961 (wie Anm. 1) und Skriver/Heiling (wie Anm. 1) mit zugrunde liegender älterer Literatur. Zum Turm Skriver/Heiling (wie Anm. 1), S. 139f.

schoss zeigt innen in Balkenlage einen Rücksprung³, der zusammen mit dem unter Dach des Langhauses liegenden Ostfenster desselben auf einen Vorgängerbau weisen, der jünger ist als die unteren Geschosse. Der Turm weist damit zwei Bauphasen auf, die vor der Errichtung des heutigen Langhauses datieren. Die Blendarkatur aus drei Bögen an der Nord- und Südseite findet sich – in Varianten – auch an den Kirchen in Bad Sassendorf-Weslarn, Welver-Borgeln und Hamm-Uentrop, um nur einige zu nennen, und wird von Schwartz in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts datiert⁴. Die verhältnismäßig großen Biforienfenster und die einfachen Scheiben-

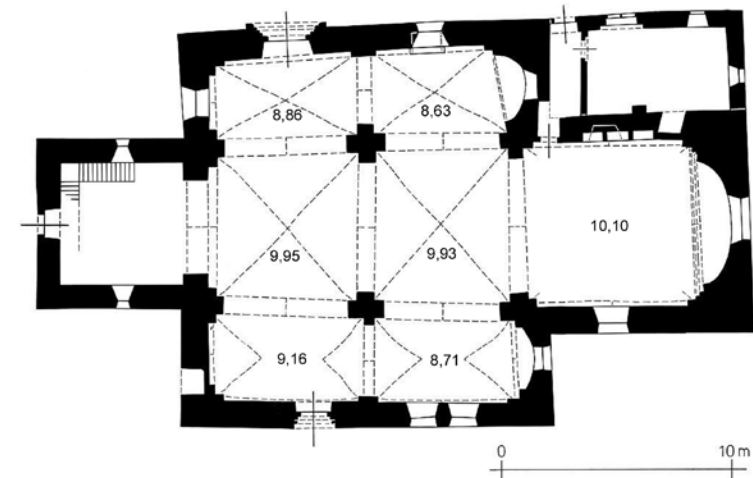


Abb. 3: Lohne, evang. Pantaleonskirche. Grundriss mit Eintrag der Gewölbescheitelhöhen über rezentem Langhausniveau. Repro aus: Skriver/Heiling 2017 (Bearb. Pieper)

würfeln zeigen sich auch im Glockengeschoss in Weslarn. Da zu keinem der genannten Kirchtürme Schriftquellen oder dendrochronologische Daten vorliegen, bleibt die Datierung hypothetisch. Die spolierten Portaltympana⁵ sowie ein Kapitell mit Eckzehen unter dem Kanzelfuß datieren jedoch in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. An der Turm-

3 Die Balkenlage bzw. der Turminnenbau mit Haube stammt aus dem 17. Jahrhundert. Die Reste der abgesägten, um Balkenstärke tiefer liegenden mittelalterlichen Balkenlage sind im Mauerwerk erkennbar.

4 Schwartz 1961 (wie Anm. 1), S. 105.

5 Ein Tympanon, das eine Dreibogenstellung zeigt, auch in Delbrück-Boke, St. Landolinus, Südportal, in reicherer Form mit sieben gestuften Bögen am nördlichen Querhausportal der Petrikirche in Soest, beide vor 1200. Die Vermutung von Schwartz 1961 (wie Anm. 1), im Dehio Westfalen 2011 und von Skriver/Heiling (wie Anm. 1), dass die Lohner Tympana älter sind als die Halle, ist sicherlich richtig. Daraus Rückschlüsse auf den Vorgängerbau der Kirche abzuleiten, wie dies Schwartz 1961 (wie Anm. 1), S. 106, anregt, ist nicht möglich. Ursula Quednau (Hrsg.): Nordrhein-Westfalen, 2: Westfalen (Georg Dehio Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler). München 2011, S. 80 f.

ostwand zeichnet sich unterhalb der blinden Glockengeschossfenster eine ältere, flachere Dachlinie schwach ab, die vermutlich vom Langhaus bzw. Mittelschiff der Vorgängerkirche stammt⁶. Auch das spricht dafür, dass das Glockengeschoss nicht erst mit dem Bau des heutigen Langhauses entstand, sondern älter ist. Im Verhältnis zum Kirchendach ist der Turm zudem zu niedrig.

Der Grundriss der Lohner Kirche (Abb. 3) zeigt eine Besonderheit: Sie verbreitert sich etwas keilförmig von Westen nach Osten, der Chor liegt in der lichten Breite nur geringfügig unter der Außenbreite des älteren Turms⁷. Üblicherweise erfolgte der Baubeginn mit dem Chor, sodass mit dessen Errichtung Grundzüge des Neubaus festgelegt wurden: Er sollte möglichst groß, vor allem breit und in der Grundfläche quadratisch werden. Und der ältere Turm sollte beibehalten und auch längerfristig nicht ersetzt werden: Ganz nach außen, so weit wie möglich nach Norden und Süden gesetzt, schließen die Scheidbogensvorlagen an den Turm an, um die Verjüngung der Kirche nach Westen möglichst gering zu halten. Vermutlich wurde die neue Kirche auch in der Ost-West-Ausdehnung nicht länger als die alte, denn es ist anzunehmen, dass der heutige Chor um den zunächst beibehaltenen Vorgängerchor herum gebaut wurde, um die Kirche und den Altar weiterhin nutzen zu können. Das war unabdingbar, denn die Altarstelle war geweiht und mit den Reliquien des Kirchenpatrons versehen, daher unverrückbar. Der Bauvorgang war ebenfalls üblich, nach Aufbringen des Daches auf den neuen Chor wurde der alte abgebrochen und der neue Chor gewölbt. Tatsächlich ist das Chorgewölbe mit 10,10 m nicht nur das höchste aller Gewölbe der Kirche⁸, sondern vom Typ her das älteste, ein kuppeliges, im Ring gemauertes Domikalgewölbe.

Haupt- und Nebenchöre weisen verstärkte, außen flach schließende Wände auf, in die recht ungleichmäßige, in Haupt- und Südseitenchor flachbogige Apsisnischen eingetieft sind; die Nordapsis ist etwas tiefer – ihr Fenster wurde mit dem Sakristeibau zugemauert. Die Apsiden dürften zum ursprünglichen Baubestand gehören und in die aufgemauerten

6 Hans-E. Mennemann: Die Entwicklung der Dachkonstruktionen westfälischer Kirchen während des Mittelalters und deren Weiterentwicklung im 17. und 18. Jahrhundert. Diss. Aachen 1980, Katalogteil S. 136 f., hier 137. Kriegsbedingte Schäden bis 1945 sind in für die Bausubstanz nennenswertem Umfang nicht zu beklagen; Karl E. Mummenhoff: Die Baudenkmäler in Westfalen. Kriegsschäden und Wiederaufbau. Dortmund 1968, S. 27.

7 Gemessen wurden für den Chor im Bereich der Arkatur an der Nordwand 7,20 m, die lichte Breite des Turms, dessen Mauerwerk schmäler ist als jenes der Langhaus-Umfassungs-wände, liegt bei 5,30 m. Das Langhaus ist im Osten vor den Nebenapsiden 15,60 m breit, im Westen vor dem Turm 14,85 m.

8 Gemessen vom Langhausfußboden, der Chor liegt zwei Stufen (= 24 cm) höher. Ein sich etwas nach Osten weitendes Langhaus zeigt auch die Kirche in Dortmund-Brechten.

starken Wände eingetieft worden sein. In einer zweiten Bauphase erfolgte das sicherlich nicht, denn dann hätte man die Wände – wenn sie nicht gleich in dieser Stärke gebaut wurden, wozu keine Veranlassung bestand – nachträglich verstärken müssen. Darauf gibt es aber keine Hinweise, es müsste an mehreren Stellen am Außenbau und unter Dach zu sehen sein. Auch auf die Nebenapsiden begleitende Säulchen gibt es keine baulichen Hinweise⁹. In die Hauptchor-Ostwand wurde zunächst eine Dreifenstergruppe eingebaut, die sich sowohl außen wie ansatzweise auch innen abzeichnet – auch dies weist auf die bauzeitliche Eintiefung der Apsisnische¹⁰. Sie wurde mit dem Einbau des heutigen Fensters (Abb. 4), dessen Farbverglasung zu den Hauptwerken mittelalterlicher Glasmalerei in Westfalen gehört und recht präzise auf die Mitte des 13. Jahrhunderts datiert werden kann¹¹, aufgegeben. Auffällig ist, dass das Fenster etwas aus der Mitte nach Norden „verschoben“ eingebaut ist, der spitzbogige Begleitstab der Apsisnische dagegen im Scheitel etwas nach Süden tendiert.

Skriver sieht den Chor im Kern als älter an und vermutet mithin eine Entstehung in zwei Bauphasen, wobei die Umfassungsmauern, die beiden Kapitelle in der Chorostwand, die Dreibogenstellung¹², das Sakristeiportal-tympanon und der Chorostgiebel zu dem erst in einer zweiten Phase



Abb. 4: Lohne, evang. Pantaleonskirche. Chorostwand mit dem Fenster um 1250 und der sich abzeichnenden älteren Dreifenstergruppe, 2020. Foto: Pieper

9 Vgl. Schwartz 1961 (wie Anm. 1), S. 106.

10 Die Dreifenstergruppen – sowohl als Einzelfenster wie auch gekoppelt – sind für Kasten-chöre früher Hallenkirchen im Umfeld jener gebundener Ordnung verbreitet. Erhalten sind sie beispielsweise in Legden und Ochtrup-Langenhorst im Münsterland und in Brechten (als Frühform eines Maßwerkfensters), Huckarde, Kirchderne und Wickede im Dortmunder Raum.

11 Die Originalscheiben befinden sich im LWL-Museum für Kunst und Kultur in Münster, in situ Kopien der Glaswerkstatt Viktor von der Forst in Münster, 1910. Dazu Ulf-Dietrich Korn: Bücken – Legden – Lohne. Überlegungen zur norddeutschen Glasmalerei des Mittelalters. Bildprogramme, Auftraggeber, Werkstätten (Deutsche Glasmalerei des Mittelalters. 2). Berlin 1992. Ders.: Die Prophetenscheiben aus Lohne bei Soest. In: Westfalen 85/86 (2007/08), S. 47-67.

12 Als Wandgliederungen sind Arkaden an den Chorwänden um und nach 1200 verbreitet (Warendorf-Freckenhorst, Brakel-Gehrden, Geseke St. Cyriakus u. v. a.), in Lohne allerdings beschränken sie sich auf einen Teil der Nordwand, was auf eine konkrete Funktion weist.



Abb. 5: Lohne, evang. Pantaleonskirche. Ostgiebel des Chores mit Bogenblenden und teilvermauertem Fenster, 2020. Foto: Pieper

nach Westen verlängerten, mit der Apsis versehenen und schließlich gewölbten Chorjoch gehören sollen¹³. Gerade wegen des keilförmig verzogenen Grundrisses erscheint das jedoch nicht schlüssig. Der außermittige Sitz des Fensters in der Chornordwand könnte eher mit der älteren, vermutlich weiter im Osten des Chors liegenden Sakristei zusammenhängen, und die Ungleichmäßigkeit des Schildbogens – der in der Quaderstruktur einheitlich wirkt – muss nicht zwingend auf einen Umbau zurückzuführen sein. Spolien wurden am Bau mehrfach eingebaut, dazu gehört vermutlich auch das östliche Giebeldreieck mit seinen beiden Blendbögen und einem Biforienfenster unter der Giebelspitze (Abb. 5). Will

man nicht annehmen, dass der in den Proportionsverhältnissen unstimmi-ge Giebel ursprünglich etwas steiler gewesen ist – darauf gibt es im Bau-
bestand keine Hinweise –, wird man davon ausgehen müssen, dass er aus



Abb. 6: Lohne, evang. Pantaleonskirche. Kapitelle der Chorostwand, 2020. Foto: Pieper

¹³ Skriver/Heiling (wie Anm. 1), S. 140.



Abb. 7: Lohne, evang. Pantaleonskirche. Portale auf der Langhausnord- (links) und -südseite, 2020. Foto: Pieper

beim Abbruch älterer Bauteile angefallenem Material mit der Errichtung des heutigen Chores aufgemauert wurde¹⁴. Im Gegensatz zu mehreren Basen der Kirche dürften die Kapitelle – insbesondere die beiden Pfeifenkapitelle an der Chorostwand und am Südportal (Abb. 6) – jedoch nicht zu den Spolien gehören, sie wirken durch die kleinen gekoppelten Scheiben wohl älter, als sie von der Form ihrer Kapitellkörper sind.

Im Baufortgang nach Westen schließt sich die zweijochige Halle an, die – gemessen in Höhe des Pfeilerpaars – ein Seitenverhältnis der Schiffe (Nord / Mittel / Süd) von etwa 0,52 : 1 : 0,54 aufweist; die Seitenschiffe sind damit etwas breiter als bei einer Basilika oder Halle gebundener Ordnung, wodurch deutlich wird, dass eine Vollhalle heutigen Typs grundsätzlich zur ursprünglichen Bauplanung gehörte. Baubeginn war eindeutig auf der Nordseite: Das Stufenportal im Westjoch der Nordwand ist mit einem Kastenvorbau versehen (Abb. 7). Es ist zwar als Hauptportal zum Ort und möglicherweise auch zu einer Wasserburg des Ministerialengeschlechts von Honrode (später von Plettenberg)¹⁵ hin etwas breiter als das Südportal zur Durchgangsstraße, doch bildet der Kastenvorbau nicht nur eine Auszeichnung, sondern ist gegen die wandglatte Lösung auf der Südseite auch

¹⁴ Darauf weist auch das offene Fenster in der Giebelspitze, das jenen des Turms zumindest sehr ähnlich ist und denselben Kapitelltyp zeigt. Einen ähnlichen Giebel aus flachen Blendnischen, die bis an die Dachlinie heran reichen, im nördlichen Querhausgiebel von Dortmund-Kirchderne, wohl aus den 1230er Jahren.

¹⁵ Schwartz 1961 (wie Anm. 1), S. 103 f.



Abb. 8: Lohne, evang. Pantaleonskirche. Vorlagen an den Außenlängswänden des Nord- (links) und des Südseitenschiffes im Blick von Südwesten und Nordwesten, 2020. Foto: Pieper



Abb. 9: Lohne, evang. Pantaleonskirche. Nördlicher Freipfeiler. Die beiden Pfeile markieren die ursprüngliche Höhe bzw. darüber die Aufhöhung. Foto: Pieper

die ältere Form. Ganz unorganisch ist das Fenster zwischen Kastenportal und Dachansatz bzw. dem Gewölbeschildbogen innen „eingeklemmt“. Das Pendant über dem Südportal ist dagegen leicht aus der Jochachse nach Osten versetzt und gibt ohne Portalkasten dem Fenster genügend Platz.

Das Innere des Nordseitenschiffes (Abb. 8) hält eine Überraschung bereit: Zwar sind die Wandvorlagen für die Gurtbögen in Nord- und Südseitenschiff grundsätzlich gleich gestaltet, doch hat die Nordvorlage zwei Kapitellzonen: Unter jener hoch liegenden für die bestehenden Gewölbe gibt es eine weniger stark profilierte und vortretende. Sie war offenbar ursprünglich in der Mitte unterbrochen und wurde bei einem Umbau durchgängig geschlossen, um dem Kragstein für den gestelzten Unterzug darüber eine Auflage zu bieten. Das könnte mit dem Verbauen von vom Vorgängerbau vorhandenen Material zusammenhängen, wäre da nicht eine Beobachtung am korrespondierenden Nordpfeiler der Halle festzustellen. Die dortigen obersten vier Steinlagen unter der Kämpferzone weisen homogene Quaderhöhen auf, die am Pfeiler darunter fehlen (Abb. 9), und an der Ostseite gibt es am Übergang einen kleinen Versprung, weil die Quader für die Aufhöhung etwas zu klein sind; der Pfeiler wurde offenbar nachträglich erhöht. Da vermutlich der Innenraum zumindest geschlänmt war, dürfte vieles später nicht mehr sichtbar gewesen sein.

Im Südseitenschiff dagegen ist die Wandvorlage homogen und ohne zusätzliche Kapitellzone gestaltet, zudem fehlen Hinweise auf eine Aufhöhung des



Abb. 10: Lohne, evang. Pantaleonskirche. Blick ins Gewölbe mit Standort unter dem Triumphbogen; der Chor ist links. Foto: Pieper

Südpfeilers. Die Zweifenstergruppe im Ostjoch dürfte eine Auszeichnung desselben sein, möglicherweise wegen eines Objekts besonderer Verehrung dort. Allerdings sind hier die Gewölbe nur an den Schmalseiten geratet (Abb. 10) und im Übrigen kuppelig ausgeführt, was man als Sonder- oder Experimentalform eines Domikalgewölbes bezeichnen kann, denn die Gewölbemitte ist gegen die Transversalbogenscheitel deutlich überhöht. Der Gurtbogen ist auffallend schmal ausgebildet, was mit der Pfeilervorlage aufgenommen wird. Die Gewölbe in Haupt- und Nordseitenschiff dagegen sind „modernere“ Kreuzgratgewölbe, die in den Scheitelhöhen jedoch nur geringfügig unter jenen der Südseite bleiben.

Das einheitliche Satteldach über allen drei Schiffen (Abb. 11) ist vermutlich bauzeitlich¹⁶, das Chordach könnte jünger sein. Über den Ostwänden beider Seitenschiffe sind Mauerschalen ansatzweise erhalten geblieben, die möglicherweise einen kleinen Dachreiter über dem Triumphbogen trugen. Auf dessen Existenz weist eine Durchführung für ein Glockenseil im Chorgewölbe hin.

Fasst man die Beobachtungen zusammen, ergibt sich daraus eine relative Bauchronologie mit Ansatzpunkten für absolute Datierungen. Der Neubau der Kirche begann mit dem Chor in der heutigen Form, der vermutlich den alten zunächst „ummantelte“ und nach Osten eine Dreifenstergrup-

16 Mennemann (wie Anm. 6), S. 136f. mit Längsverband im Detail und Gebindeansicht.



Abb. 11: Lohne, evang. Pantaleonskirche. Vermutlich bauzeitliches Dachwerk über dem Langhaus. Blick nach Nordwesten, im Vordergrund das östliche Mittelschiffgewölbe. Foto: Pieper.

pe zeigte. Spätestens mit dem Baubeginn des Langhauses von Osten nach Westen wurde die Beibehaltung des älteren Turms beschlossen, was zum verzerrten Grundriss des Langhauses führte. Das Nordseitenschiff wurde in den Umfassungsmauern niedriger aufgeführt als das südliche und möglicherweise – aber nicht unbedingt – auch gewölbt, zumindest waren Nordpfeiler und Auflager für die Wölbung gebaut. Das Südseitenschiff wurde dagegen homogen in einem Zug samt Wölbung in der heutigen Form errichtet und nach dessen Fertigstellung das Nordseitenschiff daran angeglichen, d. h. in den Umfassungswänden, dem Pfeiler und der Vorlage aufgestockt und schließlich zusammen mit dem Hauptschiff – moderner – gewölbt. Damals erst entstand das Fenster über dem Portal und jenes im Ostjoch wurde auf die heutige

Größe und Höhe erweitert. Die Maßnahme ist umso bemerkenswerter, als sie keinen Raumgewinn in der Grundfläche erbrachte, sondern „nur“ Symmetrie in den Raumhöhen, mithin beide Seitenschiffe gleichwertig setzte. Die Baumaßnahmen schlossen mit dem Einbau des Hauptchorfensters.

Die Datierung dieses Fensters auf um 1250 als Endpunkt der Baumaßnahmen weist auf einen bemerkenswert zügigen Bauablauf, in den der Planwechsel zeitlich fällt. Die Datierung des Malereirestes im Chor auf 1260/70 bzw. um 1270 weist auf eine anschließende, sicherlich umfassende Ausmalung¹⁷. Eine näherungsweise Datierung des Baubeginns kann sich mangels gut datierbarer Einzelformen – die wenigen vorhandenen Elemente scheinen zweitverwendet zu sein – lediglich an den Bautypen vom Chor einerseits und vom Langhaus und dessen beiden Planungen – mit einheitlicher Kapitellzone bei unterschiedlichen Gewölbehöhen und der Höherführung – andererseits im Vergleich mit anderen Bauten orientieren.

¹⁷ Skriver/Heiling (wie Anm. 1), S. 140, 151.

Ein Bauboom: Frühe Hallenkirchen im Umfeld von Soest und Dortmund

Keine andere Zeit im mittelalterlichen Westfalen war so von sakralen Neubauten geprägt wie das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts¹⁸. Die sogenannten Münsterländischen Hallenkirchen gebundener Ordnung, die als Bautyp mit den Edelherren zur Lippe verbunden sind und weite Verbreitung gefunden haben, bilden den Ausgangspunkt einer Entwicklung, deren Bestreben im weiteren Verlauf erkennbar ist, sich durch andere, neue Hallenraumformen vom dynastischen Bezug zu lösen¹⁹. Da es sich überwiegend um räumlich eher kleinere oder kleine Dorfkirchen handelt, dürfte ganz pragmatisch die Sichtbarkeit des Altars von möglichst vielen Punkten im Langhaus eine weitere Rolle gespielt haben; die Zwischenstützen der Hallen gebundener Ordnung verstellen den Blick aus den Seitenschiffen. Einen mit möglichst wenig Aufwand und daher kostengünstig in möglichst allen Teilen gut nutzbaren und gleichzeitig repräsentativen Raum zu gewinnen, war ein Ziel experimenteller Kleinkirchen, dem die Lohner Halle – etwas breiter als lang – sehr nahe kommt. Konstruktive Probleme in der Wölbungstechnik waren dabei entscheidender als der Einsatz von Steinmaterial, das mit dem Soester bzw. Anröchter Grünsandstein in unterschiedlichen Qualitäten vergleichsweise leicht zu beschaffen war.

Abgesehen von „Nebenwegen“ wie Hallenkirchen mit Quertonnenwölbung in den Seitenschiffen im Dortmunder Raum²⁰ wurde bald deutlich, dass mit dem Fortlassen von Zwischenstützen und einer gemäßigten Verbreiterung der Seitenschiffe das Ziel erreicht werden könnte, wenn es gelänge, längsrechteckige Raumjoche zu überwölben. Problemlos möglich war das zunächst nur mit Domikalgewölben in zumindest annähernd quadratischen Jochen. Dort, wo man gar nicht erst mit Zwischenstützen zu bauen begann – darauf ist im folgenden Kapitel einzugehen –, sind die Wölbungsprobleme überdeutlich, beispielhaft in Neuengeseke²¹: Die ein-

¹⁸ Roland Pieper: Baukunst in vielfältiger Suche. Entwicklungslinien romanischer Sakralarchitektur in Westfalen. In: Skriver/Heiling (wie Anm. 1), S. 19–38.

¹⁹ Die Arbeit von Kurt Röckener: Die Münsterländischen Hallenkirchen gebundener Ordnung. Untersuchungen zu einer Baugruppe des 13. Jahrhunderts. Diss. Münster 1980, ist inzwischen durch eine Vielzahl neuerer Forschungen vielfältig ergänzt worden. Insbesondere Holger Kempkens ist zu nennen mit Publikationen zu zahlreichen Kirchen; seine Dissertation zur ehem. Zisterzienserkirche Marienfeld als stilprägendem Ursprungsbau einer umfassenden Baugruppe ist in Druckvorbereitung.

²⁰ Roland Pieper: Frühe Hallenkirchen mit Quertonnengewölben im Dortmunder Raum. Anmerkungen zur Raumform. In: Mareike Liedmann, Verena Smit (Hrsg.): Zugänge zur Archäologie, Bauforschung und Kunstgeschichte – nicht nur in Westfalen. Festschrift für Uwe Lobbedey zum 80. Geburtstag. Regensburg 2017, S. 155–165.

²¹ Pieper (wie Anm. 18), S. 29–32.

hüftigen Gewölbekappen der noch recht schmalen Seitenschiffe wurden offenbar freihändig und ohne Leererüst mit leichten Bögen aufgeführt und stoßen in unregelmäßigen Scheiteln zusammen. Einhüftige Gewölbe waren für breitere Seitenschiffe wenig geeignet, da sie erheblichen Schub nach außen haben, relativ steil ansteigen und mit den Scheidbögen aufwändig verzahnt werden müssen; im Südseitenschiff der Hohnekirche in Soest gelang das nur durch gurtähnliche Unterzüge, da der Anstieg dort für frei tragende Gewölbekappen zu flach ist. Eine Verbesserung versprach die Übertragung der kuppeligen Gewölbe auf längsrechteckige Joche, wobei die kurzen Seiten angegratet werden mussten. Diese Form fand – auch umgekehrt, mit Angratungen in Gewölbelängsrichtung – Verbreitung²² und wurde für das Südseitenschiff in Lohne gewählt. Zu bedenken ist bei diesen frühen, experimentellen Wölbungen auch: Erhalten ist nur, was statisch die Jahrhunderte zu überdauern imstande war; die fehlgeschlagenen Versuche von Wölbungen kennen wir nicht.

In Lohne ist bei den jüngsten Gewölben im Haupt- und Nordseitenschiff der Umbruch in „vollwertige“ Kreuzgratgewölbe zu beobachten, wobei nun die Seitenschiffe auch breiter werden konnten als zuvor. Neben Lohne sind die Soester Hohnekirche (Westjoch Südseitenschiff), die Kirche in Dortmund-Mengede und die 1823 abgebrochene Marktkirche St. Georg in Soest ein Beispiel für eine frühe kleine Hallenkirche dieser Art²³. Im Außenbau ähnlich gegliedert wie die Hohnekirche führte die Innenstruktur von St. Georg mit Pfeilern und Gewölben in die Gotik über, die Kapitellplastik jedoch weist noch auf späte Hallen gebundener Ordnung²⁴.

Nur kurz ist auf die Dreifenstergruppe in der Chorostwand einzugehen. Drei Fenster als Zeichen der Trinität Gottes sind in Kastenchoren etwa zwischen 1230 und 1260 verbreitet, wobei die ältere Form von durch Mauerstücke getrennten Einzelfenstern von gekoppelten Lösungen zu unterscheiden ist. Die Hallen gebundener Ordnung zeigen teils aufwändig gestaltete Lösungen von Einzelfenstern mit Säulchen und Archivolten wie in Legden und Ochtrup-Langenhorst, die nach der Jahrhundertmitte von gekoppelten, nur durch Säulchen geschiedenen Lösungen wie in Dortmund-Brechten abgelöst wurden. Sie markieren den Beginn eines

22 Zu nennen sind im Dortmunder Raum Huckarde und Kirchderne (Querhaus bzw. Ostjoch) sowie Balve (allerdings eher Quertonnen mit niedrigeren Stichen in den Schmalseiten) und Plettenberg (Seitenschiffe und Querhausarme) im Sauerland.

23 Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern, Bd. 2: Romanische Kirchen (Soester wissenschaftliche Beiträge. 15). Soest 1978, S. 185-203 mit Grundriss nach Wilhelm Tappe: Die Alterthümer der deutschen Baukunst in der Stadt Soest. Essen 1823-1824, auf S. 190.

24 Die erhaltenen Kapitelle sind im Soester Grünsandsteinmuseum, Wallburgerstraße 56, ausgestellt.

Übergangs zum Fenstermaßwerk, wie dies an der Lippstädter Marienstiftskirche beispielhaft beobachtet werden kann.

Frühe Hallenkirchen mit Planwechseln

Um zu verstehen, warum man während des Bauprozesses auf neue, moderne Formen umschwenkte und aufwändige und kostspielige Umbauten in Kauf nahm, muss man sich das Konkurrenzverhältnis insbesondere der beiden Städte Soest und Dortmund im Mittelalter vergegenwärtigen, das die umliegenden Dörfer als deren Versorgungsumfelder einschloss. Beide waren reiche Handelsstädte ohne Bischofssitz, Soest mit dem Patroklistift zum Erzbischof von Köln orientiert, Dortmund reichsunmittelbar und damit auf den Kaiser bezogen. Die Sakralbauten spiegelten das Selbstverständnis und Selbstbewusstsein der Bewohner und dienten nach außen der Repräsentation.

Im Dortmunder Raum zeigen drei Kirchen, dass Hallenkirchen gebundener Ordnung zumindest bei Errichtung von Umfassungsmauern geplant waren (Abb. 12). Die um 1900 nach Osten erweiterte Kirche in Huckarde ist sehr klein und ihre Seitenschiffe sind so schmal, dass für die geplanten Zwischenstützen auf Wandvorlagen verzichtet wurde; die Wandschilde liegen dort auf Konsolen²⁵. Die Entscheidung für eine Vollhalle fiel hier erst vor Beginn der Wölbung kurz nach 1240. Die Kirche in Brechten vertritt in den Jahren um 1240 einen erkennbar höheren Anspruch, den eine nicht gebaute Architekturglieder ergänzende Malerei unterstreicht²⁶. Portale, Fensteranordnungen, Wandschilde und „leere“ Wandvorlagen weisen in den sehr schmalen Seitenschiffen auf die Planung einer Halle gebundener Ordnung. Auch die Kirchen in Castrop-Rauxel-Castrop und in Weslarn, für die eine genauere Bauuntersuchung noch aussteht, dürften in diese Gruppe gehören, wobei in Weslarn und Neuengeseke eine ähnliche Wandordnung wie in Brechten mit Konsolen geschickt durch

25 Roland Pieper: Zeiteinsprung. Zur Architektur von St. Urbanus in Huckarde. In: Thomas Schilp/Barbara Welzel (Hrsg.): Mittelalter und Industrialisierung. St. Urbanus in Huckarde (Dortmunder Mittelalter-Forschungen. 12). Bielefeld 2009, S. 103-124, bes. 105-108. Zu den Gemeinsamkeiten mit Lohne gehören die Rundfenster in den Seitenschiff-Westwänden, die – ganz ähnlich, aber mit Innenvierpässen – in Huckarde die Fenster in den Seitenapsiden bildeten. Sie wurden dort für eine Osterweiterung der Kirche ab- und in den Seitenwänden der Turmhalle wieder eingebaut. In Dortmund-Kirchderne findet sich eins über dem (heute vermauerten) Langhaus-Nordportal.

26 Roland Pieper: Von Planwechseln und Umbauten. Die St.-Johann-Baptist-Kirche in Brechten in der westfälischen Baukunst des 13. Jahrhunderts. In: Thomas Schilp/Barbara Welzel (Hrsg.): St. Johann in Brechten als Erinnerungsort des Ruhrgebiets (Dortmunder Mittelalter-Forschungen, 14). Bielefeld 2011, S. 124-144.

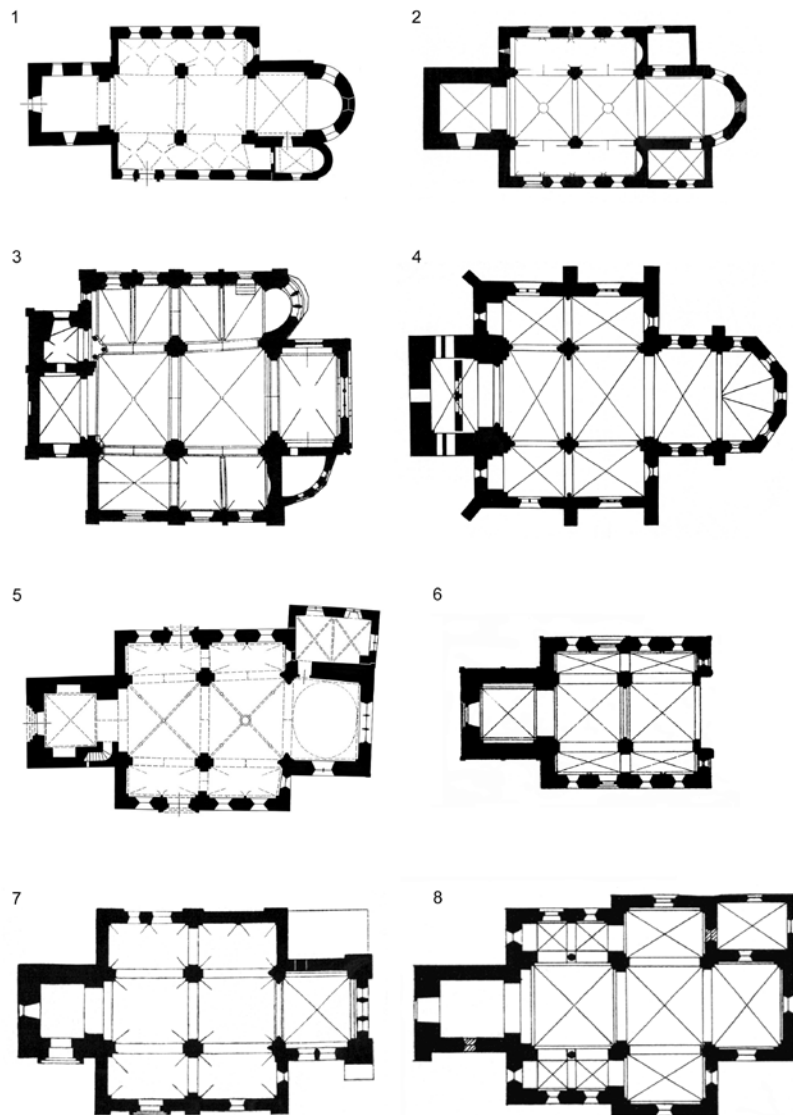


Abb. 12: Grundrisse von Dorfkirchen im Dortmunder und Soester Raum aus der Zeit etwa zwischen 1235 und 1250 (unmaßstäblich): 1. Bad Sassendorf-Weslarn, evang. Urbanuskirche. Repro aus: Skriver/Heiling 2017. – 2. Bad Sassendorf-Neuengeseke, evang. Johanneskirche. Repro aus: Albert Ludorff: Kreis Soest (Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, 16). Münster 1905. – 3. Soest, evang. Hohnkirche. Repro aus Ludorff, Soest 1905. – 4. Soest, evang. Georgskirche (abgebr. 1823). Repro aus: Ludorff, Soest 1905. – 5. Dortmund-Brechten, evang. Johanneskirche. Repro aus: Skriver/Heiling 2017. – 6. Dortmund-Huckarde, evang. Urbanuskirche (ohne gotischen Chor bzw. Kirchnerweiterung). Repro aus: Albert Ludorff: Kreis Dortmund-Land (Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, 3). Münster 1895. – 7. Dortmund-Wickede, evang. Johanneskirche. Repro aus: Ludorff, Dortmund-Land 1895. – 8. Dortmund-Kirchderne, evang. Dionysiuskirche. Repro aus: Ludorff, Dortmund-Land 1895.

den Einzug einhüftiger Gewölbe genutzt wurde²⁷; „leere“ Wandkonsolen gibt es dort nicht. In Dortmund-Wickede wurde lediglich die Außenwand des Nordseitenschiffes auf die gebundene Ordnung hin errichtet²⁸. Die Südwand zeigt keine Vorlagen oder Konsolen mehr für Zwischenstützen, sodass man bereits zu diesem Zeitpunkt eine Vollhalle zu errichten beabsichtigte. Wie in Lohne begannen auch dort die Arbeiten für das Langhaus erkennbar an der Nordseite. Die Kirche in Wickede orientiert sich auch im Formenrepertoire, das zunächst noch reicher geplant war, als es schließlich ausgeführt wurde, an der Soester Hohn- und der Georgskirche, ohne mit Wölbungen zu experimentieren. Die zunächst geplanten Bautypen und die sehr ähnlichen Planwechsel von mindestens fünf Kirchen zeigen, dass sie in nur etwas mehr als zehn Jahren annähernd gleichzeitig mit jeweils unterschiedlicher Größe und unterschiedlichem Anspruch in der Detailgestaltung entstanden und sich etwa gleichzeitig um 1245 in der entscheidenden Wölbungsphase befanden²⁹. Die Kirche in Kirchderne ist die einzige Dorfkirche im Dortmunder Raum, für die die gebundene Ordnung – mit nur einem Joch – auch ausgeführt wurde³⁰.

Der wohl bekannteste Schlüsselbau für heute noch erkennbare Planänderungen im Baufortgang in der Soester Börde ist die bereits mehrfach erwähnte Hohnkirche in Soest. Hier wurden gleich drei Gewölbeformen gebaut – angegratete Domikale, einhüftige Gewölbe und Kreuzgratgewölbe –, nachdem eine Halle gebundener Ordnung in den Umfassungsmauern über die Fensteranordnung und Zwischenvorlagen zwar angelegt, aber im Innenausbau aufgegeben wurde. Und auch hier begannen die Arbeiten am Langhaus mit der Nordseite, die Wölbungen auf der Südseite, auf die die Kirche ausgerichtet ist, sind die jüngeren.

Den Endpunkt der Entwicklung markiert ein größerer und politisch bedeutsamer Bau: die Marienstiftskirche in Lippstadt³¹. Noch vor der Jahrhundertmitte als Halle gebundener Ordnung im Ostjoch begonnen, entschied man sich in der Fortführung der Umfassungsmauern nach Westen und im Innenausbau um 1260 für eine Vollhalle ohne Zwischenstützen,

27 Skriver/Heiling (wie Anm. 1), S. 158-165 mit älterer Literatur.

28 Roland Pieper: Der Dortmunder Raum als Schmelztiegel experimenteller Hallenkirchen. In: Thomas Schilp/Barbara Welzel (Hrsg.): Stadtführer Dortmund im Mittelalter (Dortmunder Mittelalter-Forschungen. 6). Bielefeld 2006, S. 163f.; Wickede. In: Ebd., S. 238f.

29 Zusammenfassend Pieper (wie Anm. 18), S. 28-30.

30 Einjochige Langhäuser mit angeschlossenem Querhaus - oder Hallenjoch? - sind selten; ein zweites Beispiel bildete die nur mehr in überbauten Resten erhaltene Nicolaikirche in Lippstadt; dazu Jörg Friesenhausen: Zur mittelalterlichen Gestalt der Nicolaikirche in Lippstadt. In: Lippstädter Heimatblätter 94 (2014), S. 113-120.

31 Dazu Roland Pieper: Westfälische Stifts- und Ordensarchitektur im Zeitalter der Gotik. In: Karl Hengst (Hrsg.): Westfälisches Klosterbuch, Bd. 3 (Veröff. d. Historischen Kommission f. Westfalen. 44). Münster 2003, S. 757-771, hier S. 758f.

wobei man die Einzelfenster des Ostjochs zu Fenstermaßwerken vereinigte. Das bedeutete die Abkehr der Herren zur Lippe von einer Bauform, die wie kaum eine andere mit ihrem politischen, wirtschaftlichen und geistlichen Einfluss verbunden war.

Der Vorgang – Planwechsel und Angleichung zunächst erbauter Teile zugunsten der Symmetrie – erfolgte hier ähnlich wie in Lohne, bezog sich jedoch auf den Grundriss und erst in der Folge davon auf den Aufriss. Bemerkenswert ist es, dass sich die Pfarre in Lohne diesen „Luxus“ leistete, was aber im Adelssitz nördlich der Kirche begründet sein könnte: Der Repräsentationsanspruch gebot eine solche Angleichung geradezu. Ob auch die markante Dreibogenstellung mit Sitzen in der Chornordwand mit dem örtlichen Adel zusammenhängt, darf vermutet werden, bedürfte aber weitreichender, vergleichender Untersuchungen.

ILSE MAAS-STEINHOFF

DAS GEMÄLDEEPITAPH DES SOESTER BAROCK-BÜRGERMEISTERS GERHARD KLOTZ II (1613-1680) – EIN SPIEGEL DES BEDEUTUNGSSCHWUNDES VON AMT UND STADT?

Das Burghofmuseum Soest stellt im Dachgeschoss an einer seitlichen Stellwand ein Gemäldeepitaph für den Soester Barockbürgermeister Gerhard Klotz aus, der 1667 ins Amt gekommen und 1680 verstorben ist (Abb. 1). Er gehörte einer Familie reformierten Bekenntnisses an, die etwas mehr als ein Jahrhundert lang zur städtischen Elite zählte. Zeugnisse im Stadtbild, das ehemalige „von Klotzsche Haus“¹ am Steingraben (Abb. 2) und eine kleine hölzerne Außenplastik² am Rathaus, die den Sohn des Genannten zeigt, halten den Namen bis heute lebendig.

1. Das Epitaph in seinem Soester Kontext

Die drei mit der Familie verbundenen Objekte lassen sich je einem von drei Generationen Clotz/Klotz³ zuordnen, die in der Zeit zwischen 1629 und 1715 nacheinander immer wieder in jeweils zweijährigen Perioden das Amt des Soester Bürgermeisters innehatten: Sechsmal bekleidete es der gebürtige Paderborner Dr. iur. Gerhard Clotz I (1578-1650), der 1607 als hauptamtlicher Syndicus in unsere Stadt gekommen war und insgesamt neunundzwanzig Jahre im Soester Stadtrat saß⁴, – ihm fiel durch

1 Steingraben 23, laut Arbeitsgemeinschaft historische Stadtkerne NRW der älteste datierte städtische Profanbau in Nordwestdeutschland. Digital: https://www.hso-nrw.de/Aktuelles/denkmal_des_monats.php?id=NjM=&date=MjAwNw==, zuletzt aufgerufen am 10.12.2018.

2 Ein Werk des Künstlers Fritz Viegner.

3 Zur Schreibweise des Namens: In der Literatur wird zwischen C und K variiert. Vater und Sohn werden daher mit I und II unterschieden. Eine Klärung bietet der Ehevertrag des Sohnes (Stadtarchiv Soest (künftig: StAS), A 3501), den der Vater mit „Clotz“, der Sohn und Bräutigam mit „Klotz“ unterzeichnet. Dem schließe ich mich hier an, kennzeichne aber doppelt: „Gerhard Clotz I“, „Gerhard Klotz II“.

4 Er gehörte als Syndikus ab 1609 dem Rat an. Zu seiner Karriere: Johannes Ludwig Schipmann: Politische Kommunikation in Soest im 16. Jahrhundert. Politisch-gesellschaftliche Stadtstruktur - Ämterhierarchie und Ämterlaufbahn - innerstädtische Konsens- und Entscheidungsfindung in der Hansepolitik. In: Westfälische Zeitschrift 156 (2006), S. 236f.



Abb. 1: Epitaph des Gerhard Klotz II, Gesamtansicht, Burghofmuseum Soest. Foto Christian Theopold

Erst Hubertus Schwartz dokumentierte sie – in Unkenntnis der einige Zeit verlustigen Michels-Handschrift – in „Soest in seinen Denkmälern“ genauer⁷. Anderweitig findet sie sich m. W. nicht detailliert beschrieben, so dass ein derartiger Versuch lohnend erscheint, auch im Hinblick auf die integrierte Soest-Ansicht.

Gerhard Klotz II war wie sein Vater als Jurist städtischer Syndikus und von 1646-1664 Großrichtmann⁸. Unter seinen Vorfahren finden sich an-

Einheirat in das Geschlecht Merckelbach⁵ der Wohnsitz am Steingraben zu. Sein Sohn Gerhard Klotz II, dem das Epitaph gewidmet ist, war viermal Bürgermeister und dreimal dessen Sohn Otto Gerhard Klotz (1663-1715). Dieser legte den Grundstein für das Soester Rathaus und war der maßgebliche Akteur beim Bau des ehemaligen Waisenhauses. Ihn stellt die erwähnte kleine Skulptur dar.

Was ist in der Soest-Literatur bisher zu der Gedächtnistafel des Gerhard Klotz II zu finden? Erstmalig wurde diese im 18. Jahrhundert zusammen mit anderen Soester Epitaphien durch Franz Goswin von Michels aufgelistet⁶.

gesehene Gelehrte, seine Ehefrau Anna Elisabeth Woesthoff (1613-1700) stammte aus einer seit 1305 in Soest ansässigen großbürgerlichen Familie. Er war vermutlich Mitglied der Stalgadum-Gesellschaft⁹, der einstigen Vereinigung der nicht in den Zünften organisierten Berufe mit Bürgerrecht. Diese hatte



Abb. 2: Das von-Klotz'sche Haus am Steingraben 23, Zustand vor 1900. Foto Stadtarchiv Soest

sich mit der Zeit zur Honoratiorengesellschaft gewandelt und stellte im 16./17. Jahrhundert mehr als die Hälfte der Bürgermeister¹⁰, während viele Nachfahren der althansischen Geschlechter der Stadtpolitik den Rücken gekehrt und sich auf landadelige Güter zurückgezogen hatten.

Als Klotz II 1667 mit 54 Jahren das Amt übernahm, zählte die Stadt der Schätzung nach nur noch etwas mehr als dreitausend Einwohner und hatte im Sommer zuvor eine der letzten Pestkrisen hinter sich gebracht¹¹. Auf landespolitischer Ebene war endlich der Schwebezustand der vergangenen Jahrzehnte beendet, gerade hatte das Haus Brandenburg die Landesherrschaft über Soest definitiv übernommen. So war Klotz II ein Jahr Bürgermeister, als am 30. Oktober 1668 der nun fällige Huldigungsakt anstand, wobei die Huldigungskommissare, der klevisch-märkische Archivar Adolf Wüsthau und Generalmajor Freiherr von Spaen, im Klotz-schen Haus am Steingraben Quartier nahmen wie sieben Jahre später auch der Kronprinz bei seinem Besuch in Soest.

Über die Situation der Stadt während der Amtszeit des Gerhard Klotz II mit nicht enden wollenden Einquartierungen gibt ein Schreiben Auskunft, das der Soester Bürgermeister Jacobi 1687 an Generalmajor von

Digitalisiert: <http://webcache.googleusercontent.com/search?q=cache:7eQBbnJmZacJ:www.lwl.org/westfaelische-geschichte/txt/wz-9017.pdf+&cd=1&hl=de&ct=clnk&gl=de&client=firefox-b-d>, zuletzt aufgerufen am 07.05.2020.

- 5 Erste Ehefrau: Ursula Hottorpe gt. Bertrams aus Geseke, Witwe des Stadtschreibers Peter Merckelbach. Zweite Ehefrau: Elisabeth von Bockum-Dolffs.
- 6 Franz Goswin v. Michels: Mundus Susatensis subterraneus. Handschrift. StAS, Gen. 31.
- 7 Zum temporären Verlust der Handschrift vgl. Wolf-Herbert Deus: Matthias Knipping als Epitaphien-Maler. In: Soester Zeitschrift (künftig: SZ) 80 (1968), S. 33-44, hier S. 34. Zum Epitaph: Hubertus Schwartz: Soest in seinen Denkmälern. Bd. 2. Romanische Kirchen. Soest 1956, S. 127. – Ders.: Ebd., Bildband 2, Soest 1959, S. 183.
- 8 StAS A 3387. An der Spitze der gesamten Ämter stand seit dem Anfang 16. Jh. ein Großrichtmann, aber auch der Vorsteher der Gemeinheit, die die nicht in den Ämtern organisierten Gewerbetreibenden umfasste, führte diese Amtsbezeichnung. Digitalisiert: <http://wiki-de.genealogy.net/Soest/Verwaltung>, zuletzt aufgerufen am 06.03.2020.

- 9 Dort nachweisbar ist erst Otto Gerhard Klotz, doch die Mitgliederlisten sind unvollständig.
- 10 Klaus Kösters: Soest in der Neuzeit (Westfalen im Bild. Stadtentwicklung und städtisches Leben in Westfalen. 3). Münster 1983. Digitalisiert: https://www.lwl.org/westfaelische-geschichte/portal/Internet/input_felder/seite1_westf_bild.php?urlID=344.
- 11 Schätzung von Gerhard Köhn. In: Ders.: Soest und die Soester Börde in den kriegerischen Auseinandersetzungen 1543-1648. In: Ellen Widder (Hrsg.): Soest – Geschichte der Stadt, Bd. 3: Zwischen Bürgerstolz und Fürstenstaat. Soest in der frühen Neuzeit. Soest 1995, S. 687-864, hier S. 849. Zur Pest: StAS A 10480, zit. n. Kay-Peter Jankrift: ...daß diese Kranckheit ein ansteckend und bekleibend Seuche sey – Soest in Zeiten der Pest. In: SZ 111 (1999), S.31-50, hier S. 50. Damals Einführung eines Kontrollscheins für Durchreisende zum Nachweis der Herkunft aus seuchenfreiem Gebiet.



Abb. 3: Aedicula-Grabstein des Marcus Caelius, eines Beteiligten an den Kämpfen des Varus. Rheinisches Landesmuseum Bonn, Kopie im LVR-Römermuseum Xanten. Foto Landschaftsverband Rheinland

Spaen richtete, um bei ihm Erleichterungen zu erwirken¹²:

„Ao. 1671 fing der Krieg mit Frankreich an.

Ao. 1672 ist diese Stadt durch brandenburgische Einquartierung, bevorab [insbesondere] da am Ende des Jahres 5 Regimenter darin gelegen, sehr beschweret worden, wie auch anfangs des folgenden 1673ten Jahrs die Belagerung der Stadt Werl [...] etliche 1000 Rthlr. gekostet. [...] Darnach [...] ist der General Turenne ad 1600 Mann und 9 Generals in diese Stadt und Börde gekommen [...]

und seyn beinahe [...] 1000 Mann biß den 16. Juli stehen blieben.

Ao. 1675/76 haben immer die Beschwerden wegen grosser Steuern und Winterquartieren continuirt, biß ao. 79 da die brandenburgische Armee 3 Tage in dieser Stadt unterhalten worden [...] und haben [...] abermals die Stadt ganz aufgezehret und auch viel Geld ausgepresst und [...] trotz des Friedenschlusses]¹³ blieben zu Soest 7 Compagnien Franzosen stehen vom 7. August 79 biß 16. Febr. 1680. [...] also daß der Franzen Überfall über Rhein, dieser Stadt und Börde an Schaden wol eine Tonne Golds gekostet“.

12 „Kurze Beschreibung der Zeiten darin die Stadt Soest durch Kriegsmacht eingenommen, gebrandschatzet, ausgeplündert mit Feuer und allerhand Kriegs-Execution drängstiget und mit Geldausgaben ausgemergelt worden.“ In: Johann Suibert Seibertz (Hrsg.): Quellen zur westfälischen Geschichte. Bd. 2. Arnsberg 1860, S. 105-112, hier S. 104f., S. 112. Digitalisiert: <https://sammlungen.ulb.uni-muenster.de/hd/content/zoom/134766>, zuletzt aufgerufen am 05.05.2020.

13 Frieden von Saint-Germain (1679). Brandenburg musste Stralsund, Stettin und Rügen an Schweden abtreten, Frankreich zahlte für Schweden 300.000 Taler an den Großen Kurfürsten.

Wenn auch die Bittsteller sicherlich das Klagelied laut genug anstimmten und z. B. in den Jahrzehnten nach dem Westfälischen Frieden die schlimmsten Hauszerstörungen wohl beseitigt waren¹⁴, stellte eine konstant hohe Elendsschicht aus Armen, Kranken und vagabundierenden Bettlern¹⁵ in der Soester Gesellschaft die Stadtverwaltung zusätzlich vor Probleme.

Gerhard Klotz II starb mit siebenundsechzig Jahren wie sein Vater im Amt.

2. Gestalt und Aufbau der Tafel

Der in die Antike zurückführende Begriff „Epitaph“¹⁶ bezeichnete ursprünglich die altgriechischen Grabspiele und poetischen Trauerreden. Die äußere Gestalt des aus Eichenholz gefertigten Klotz-Epitaphs, sein Säulenrahmen und Aufbau, geht auf römischen Ursprung zurück, sie ist der Bauweise einer römischen Kulnische zur Götterverehrung entlehnt, der „aedicula“¹⁷, übersetzt „Tempelchen“. Dieser Vorlage folgten auch Grabstelen und kleine Weihekapellen, die wohlhabende Römer im Freien als Votivgabe errichteten, was zugleich gegenüber den Zeitgenossen den sozialen Status des Stifters dokumentieren konnte (Abb. 3).

Begriff und Bauelemente wurden im frühen Christentum weiter tradiert¹⁸, um schließlich im Humanismus auf die Totengedächtnistafeln übertragen zu werden, die zunächst nur von Adeligen, seit dem 14./15. Jahrhundert auch von selbstbewusster und vermögend gewordenen Bürgern gestiftet wurden. Ein Großteil dieser Tafeln weist als „Aedikula-Epitaphien“ die „Tempelchen“-Architektur auf. Daraus ergibt sich die Aufteilung ihrer Ge-

14 Hubertus Michels: Zur Entwicklung des Hausbaus und der Wohnweisen in Soest. In: Wider (wie Anm. 11), S. 295-371, hier S. 297. Durch den Häuserverlust im Dreißigjährigen Krieg entstanden die Soester Innenstadt-Gärten.

15 Tobias Schmidt: Das Soester Armen- und Waisenhaus. Einblicke in eine frühneuzeitliche Fürsorgeinstitution 1715-1808. Beiheft zur Ausstellung des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest e. V. im Burghofmuseum Soest vom 6.12.2015 - 31.1.2016, S. 2. – Vgl. Magistratsverordnung und Anordnung in StAS A 7195, 7196.

16 Altgriechisch ἐπιτάφιος: „zum Grab gehörig“; ἐπί= „bei“, „auf“ und τάφος: „Grab“.

17 Lat. „aedicula“ = „kleiner Bau“, „Tempelchen“; vgl. Bruno Langner: Evangelische Gemäldeepitaphie in Franken. Ein Beitrag zum religiösen Bild in Renaissance und Barock, Diss. Würzburg 2007, S. 55. Digitalisiert: <https://webcache.googleusercontent.com/search?q=cache:qiXzvjdC9zGJ:https://docplayer.org/32333311-Evangelische-gemaeldeepitaphie-in-franken.html+&cd=8&hl=de&ct=clnk&gl=de&client=firefox-b-d>, zuletzt aufgerufen am 07.05.2020.

18 Abbildung bei Giovanni Giustino Ciampini: Vetera Monumenta. In quibus praecipue Musiva Opera Sacrarum, Profanarumque Aedium Structura, Ac nonnulli antiqui Ritus Diſertationibus, Iconibusque illustrantur. Band 1. Rom 1690, S. 26a 0065 [Cicognara, 3671-1]. Digitalisiert: <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/ciampini1690bd1/>, zuletzt aufgerufen am 08.03.2020.



Abb. 4: Ehemaliger Hauptaltar in der Soester Petrikerche, gestiftet durch Gerhard Klotz II (1578-1650) und seine zweite Ehefrau Elisabeth von Bockum-Dolffs. Foto Stadtarchiv Soest

staltung in fünf Bauteile: Bogenaufsatz – Frieszone – Hauptbild – Familientafel – Unterhang¹⁹. Dieser Untergliederung folgt der vorliegende Text.

Auch für andere Bereiche fand die Aedikula-Architektur Verwendung. In der frühneuzeitlichen Kirchenkunst war sie u. a. auch für Altaraufsätze beliebt, die beispielsweise der bombenzerstörte frühere Hochaltar von St. Petri vor Augen führte (Abb. 4), den 1647 Bürgermeister Gerhard Klotz I gestiftet hatte²⁰. Seit der Renaissance griffen Architekten die gliedernde Aedikula-Gestaltung ebenso für profane Bau-

formen auf, so zeigt dies angenähert der Barockbau Haus Nehlen bei Welver-Berwicke mit seinem Portal im Treppenturm²¹.

Vom 16. bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert stand die Stiftung von Epitaphien hoch im Kurs. Aus katholischen Kirchen verschwanden sie im Zuge barocker Umgestaltung der Kirchenräume, auf evangelischer Seite wuchs die Anzahl mancherorts derart an, dass die Fülle schließlich zu schier überbordendem Schmuck führen konnte. Auch in Soest muss die Anzahl der Epitaphien sehr stattlich gewesen sein.

Es gab eine breit gefächerte Variationsspanne in Material, Form und Größe, doch den Kernbestand des Epitaphs bildeten Text, Bild und Verweis

auf den Tod. Darin lassen sich zwei Vorläuferstränge erkennen. Einerseits setzten die Tafeln die Memorialtradition der für Verstorbene gestifteten Andachtsbilder fort, wie sie zum Beispiel mit der „Madonna im Ährenkleid“ des Meisters von 1473 in der Wiesenkirche auf uns gekommen ist. Andererseits übernahmen sie Elemente aufrecht stehender betexteter Grabplatten, die mit reichem Schmuck und häufig plastisch gestaltet seit der Renaissance die liegenden Grabmäler ersetzten.

Die Entstehungszeit des Klotz-Epitaphs ist nicht unbedingt an sein Sterbejahr geknüpft, es kann auch etwas später in Auftrag gegeben worden sein oder sogar noch zu seinen Lebzeiten. Zumindest muss das Porträt dafür bereits vor seinem Tod erstellt worden sein. Beeinflusste die Zugehörigkeit zur reformierten Gemeinde die Gestaltung? Klotz II tritt dort in der Überlieferung nicht in Erscheinung, allerdings gingen drei seiner Kinder Ehen ein, die sie mit angesehenen reformierten Soester Familien verbanden²², deren Beziehung zur Gemeinde sich jeweils aber wohl auch relativ lose gestaltete. Ein grundsätzlicher Einfluss auf das Epitaph ist aber nicht auszuschließen.

Die Tafel stammt aus der Petrikerche als eine von vielen, die sie wie alle anderen Kirchen in großer Zahl schmückten. Durch ihren Platz im Gotteshaus bezogen diese Totengedächtnistafeln in den Gottesdiensten die Verstorbenen in die Gemeinschaft der Lebenden ein. Das Klotz-Epitaph hing zuletzt am südwestlichen Vierungspfeiler, die Ursprungsanordnung ist unbekannt, im Gegensatz zu den Grabsteinen war der Platz der Epitaphien nicht unmittelbar an den Ort der Bestattung gebunden. So finden sich zwei Grabplatten der Familie an anderer Stelle²³. Nach der Entnahme aus der Kirche ging die Tafel eine Zeitlang in den Privatbesitz des Senators Hubertus Schwartz über, der sie noch 1956 besaß. Zusammen mit den Möbeln aus seinem Salon, die er der Stadt vermachte, befand sie sich bis 2010 im Gebäude des Stadtarchivs in der Jakobstraße 13, von dort aus gelangte sie im Zuge der Neugestaltung des Burghofmuseums dorthin²⁴.

19 Langner (wie Anm. 17), S. 55f. mit Schemaskizze. Ergänzende Zusätze am Epitaph konnten die Aufteilung variieren.

20 Schwartz (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 132. Ders., Bildband 3, Soest 1960, S. 181. Mit den Wappen der Familien Klotz und der Familie seiner zweiten Ehefrau, geb. von Bockum-Dolffs. Im Gegensatz zu diesem Beispiel folgt das Klotz-Epitaph dem antiken Muster nicht vollständig. Der Bogenaufsatz ist nicht als Dreiecksgiebel gestaltet wie bei der reinen Aedikulaform, sondern als vierfach gerahmtes, beschriftetes Bogenfeld.

21 Ulrich Lör: Adlige Repräsentation im frühneuzeitlichen Westfalen. Domherr Dietrich von Plettenberg († 1643) und Haus Nehlen. In: SZ 118/119 (2006/2007), S. 54-72, hier S. 57.

22 Wolf-Herbert Deus: Zur Soziologie der Reformierten Gemeinde in ihrer ersten Generation. Zum 300. Jahrestag ihrer Gründung. In: SZ 76 (1962), S. 48-70, hier S. 65f.

23 Die Grabplatte der Witwe von Gerhard Klotz II liegt im Westwerk südlich des Mittelganges.

24 Schwartz setzte in seiner testamentarischen Verfügung vom 5. Januar 1958 die Stadt Soest als Erbin einer Anzahl von Kleinkunst-Gegenständen für das Burghofmuseum Soest ein. StAS, P 1.809.

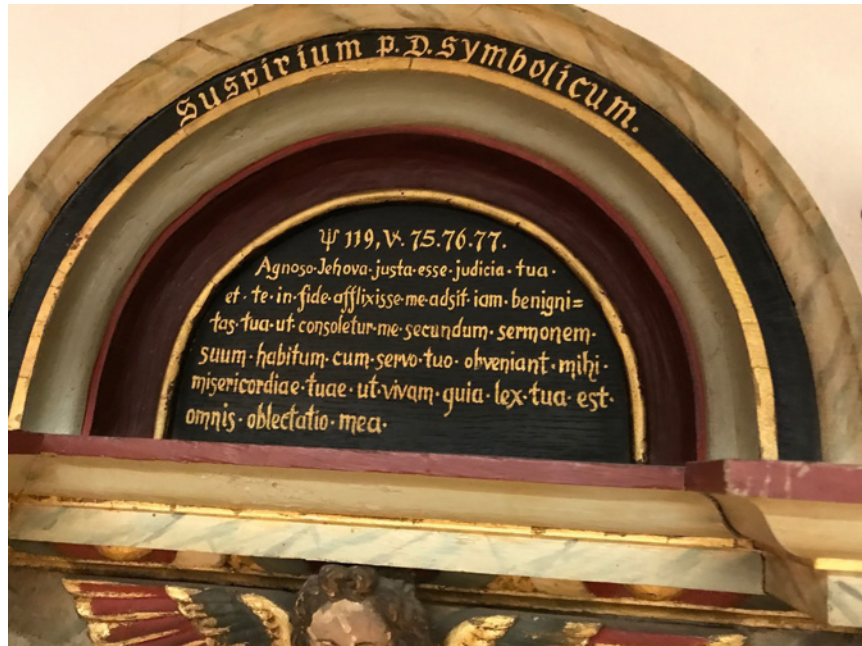


Abb. 5: Frieszone des Klotz-Epitaphs, Burghofmuseum Soest. Foto Verf.

3. Die Inschriften – der Tod als Durchgang²⁵

Wie die ein knappes Jahrhundert ältere Tafel für den Bürgermeister Goswin Michels und seine Ehefrau²⁶ mit einer Darstellung der Himmelfahrt Christi zeigt, verweisen früher entstandene Epitaphien auch durch das Hauptbild mit entsprechenden biblischen Szenen auf die christliche Heilsvorstellung. Nach 1650 wurden solche religiösen Bildbotschaften immer seltener und verschwanden nach 1680 ganz. Nun kam das Bekenntnis zur christlichen Überwindung des Todes in besonderem Maße den Textteilen des Epitaphs zu.

Unter dem äußeren Rahmenwulst ist in Goldschrift zunächst als Geleitwort die Totenklage vor Gott festgehalten (Abb. 5): „susprium P. D. symbolicum“²⁷.

²⁵ Dr. Ulrich Löer, Soest, gilt mein Dank für die Übersetzung der lateinischen Texte.

²⁶ Goswin Michels verstarb 1572, seine Ehefrau Anna geb. von Klocke 1608; Epitaph ehemals St. Georgii, Chorraum (Eduard Vogeler: Alte Grabschriften aus der abgerissenen Georgskirche. In: SZ 28 (1911), S. 78-98, hier S. 88); jetzt Wiesenkirche, Südwand, Bild wahrscheinlich von A. Knipping. Beschreibung bei Schwartz (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 198. Abbildung: Ders.: Bildband 3 (wie Anm. 20), S. 252.

²⁷ Symbolische Totenklage bei Gott.



Abb. 6: Familientafel des Klotz-Epitaphs mit Stadtansicht. Foto Christian Theopold

Die Frieszone füllt ein Bibelzitat in lateinischer Sprache, das könnte, wie es üblich war, der Bibeltext der Grabrede gewesen sein, in diesem Fall Psalm 119, Vers 75-77: „Agnosco Jehova justa esse judicia tua et te in fide afflixisse me adsit iam benignitas tua ut consoletur me secundum sermonem suum habitum cum servo tuo obveniant mihi misericordiae tuae at vivam quia lex tua est omnis oblectatio mea.“ – „Herr, ich weiß, dass deine Urteile gerecht sind; in deiner Treue hast du mich gedemütigt. Deine Gnade soll mein Trost sein, wie du deinem Knecht zugesagt hast. Lass mir deine Barmherzigkeit widerfahren, dass ich lebe; denn ich habe Freude an deinem Gesetz.“ Wenn die Psalmverse Zuversicht und die Bitte um Barmherzigkeit ausdrücken und Trost durch die Gewissheit göttliche Gnade anbieten, richten sie sich sicherlich auch an die trauernde Nachwelt.

Dem Bekenntnis schließt sich in der Familientafel der rühmende Nachruf auf den Verstorbenen an (Abb. 6): „Magnificus Nobilissimus et Consultissimus Dominus G. K., quarter Rei Publicae patriae susat: Consul Spectatissimus Anno C(urriculum) 1613, diei 8. Maij, aerumnosae hui(us), vitae excidium nactus inde ad summam triumphantium felicitatem transferebatur A.O.R.²⁸ MDCLXXX d. 11. Novemb. aetat. LXVII“ – „Der bekannte vornehme und hochgelehrte Herr Gerhard Klotz war vierfacher hochangesehener Bürgermeister seiner Heimatstadt Soest. Geboren im Jahr Christi 1613 am 8. Mai erreichte er das Ende (excidium) dieses seines beschwerlichen Lebens und wurde von dort zum höchsten Glück der Triumphierenden überführt. Dem höchstgeachteten Freund, verstorben am 11. November 1680 im Alter von 67 Jahren, (sei) ewige Ruhe.“

²⁸ Amico Optimo Requies. !

Im Text folgt die Invokation, die der Gewissheit auf das Ewige Leben Ausdruck verleiht, bevor nach der Schlussformel das genaue Sterbedatum und das Alter des Verstorbenen genannt werden. – Liegt in der Widmung an den „höchstgeachteten Freund“ ein Hinweis auf die Stifter?

Der Lebenslauf, wie er auf dem Epitaph festgehalten ist, wirkt insgesamt formelhaft und erwähnt weder die Ehefrau noch die vier Kinder. Immerhin repräsentieren zwei kleine Wappen am Fuß der flankierenden Säulen das Ehepaar, rechts das der Familie der Ehefrau, links die Clotz/Klotz-Heraldik, diagonal angeordnete Weintrauben. Doch nicht Anzahl und Größe der Wappen zeigen hier den Stellenwert des Verstorbenen wie in der Ikonographie patrizischer Geschlechter. Um einen bürgerlichen Juristen als würdigen Vertreter der Stadtgesellschaft auszuweisen, war seine Gelehrsamkeit²⁹ vor Augen zu stellen, was hier durch das Erscheinungsbild und die lateinische Sprache zum Ausdruck gebracht wird. Seit der Reformation gab es durchaus auch für Akademiker Epitaphien mit deutscher Aufschrift³⁰, wenn auch das Lateinische erst einmal vorherrschend blieb.

Als Lebensleistung ist ohne weitere Erläuterung das viermalige Bürgermeisteramt genannt. Der Bezug auf das „beschwerliche Leben“ des Verstorbenen lässt sich einerseits auf die christliche Hoffnung beziehen, dass das irdische Dasein Mühsal bedeutet, der nach dem Tod ewige Glückseligkeit folgt. Man ist andererseits auch geneigt, die Formulierung konkret zu verstehen, wenn man die von Krieg und öffentlicher Not belastete Lebensspanne des Gerhard Klotz II bedenkt: Er war noch nicht zwei Jahre alt, als sein Vater, noch Syndikus, zu „Friedenszeiten“ in der Pagenstraße von spanischen Reitern gekidnappt und nach Brüssel verschleppt wurde. Ein Jahr später (1616) wurde Soest erstmals eingenommen. Es folgte bis zu seinem Lebensende 1680 eine lange Kette von Belastungen durch militärische Auseinandersetzungen und Belagerungen.

29 Gelehrsamkeit: „...ist eine scharffsinnige Erkenntniß der Wahrheit, das ist, des guten und des bösen, in so fern es als ein Gegenstand des Verstandes betrachtet wird.“ Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universallexikon Aller Wissenschaften und Künste. Band 10. Halle, Leipzig 1735, Sp. 725. Digital: <https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=blaettern&seitenzahl=376&bandnummer=10&view=100&l=de>, zuletzt aufgerufen am 4.11.2020.

30 Vgl. als Beispiel die Grabplatte von 1563 für Johan Merck, Prädikant an St. Maria zur Wie-se. Schwartz (wie Anm. 7), Bd. 3, S. 134. Im Wetzlarer Dom sind von sechzehn Epitaphien aus dem 17. Jahrhundert zehn deutschsprachig verfasst. Jürgen Wegmann: Der Wetzlarer Dom. Epitaphien und Grabplatten, Baden-Baden 2018, S. 21. Digitalisiert: <https://books.google.de/books?id=ZAd4DwAAQBAJ&pg=PR4&dq=J%C3%BCrgen+Wegmann:+Der+Wetzlarer+Dom.+Epitaphien+und+Grabplatten,+Baden-Baden+2018.&hl=de&sa=X&ved=0ahUKEwihsn3isLoAhUvwqYKHUUhDksQ6AEIJzAA#v=onepage&q=J%C3%BCrgen%20Wegmann%3A%20Der%20Wetzlarer%20Dom.%20Epitaphien%20und%20Grabplatten%2C%20Baden-Baden%202018.&f=false>, zuletzt aufgerufen am 30.03.2020.

4. Das Porträt des Bürgermeisters

Das Porträt (Abb. 7) überkrönt ein geflügelter Engelskopf, der Auferstehung verheißt. Auch das Schwarz des Hintergrundes und der schwarzgoldene Rahmen unterstreichen den Zweck des Trauergedächtnisses. Klotz II ist auf seinem von Säulen eingerahmten Brustbild in Dreiviertelsicht dargestellt. Sein Porträt, nicht ein christliches Motiv, nimmt das Hauptbild ein. Es wurde damit ikonografisch aufgewertet. So ermöglichte es im Kirchenraum die Erinnerung an sein Aussehen zu Lebzeiten, wenn die Darstellung auch nicht unbedingt streng der Realität entsprochen haben muss. Das Bildnis ist auf das Wesentliche eines Vertreters gehobenen Bürgertums reduziert: Ernste und kritisch blickende Augen, schulterlange braune Allonge-Perücke³¹, breit gefächertes, verziertes Jabot als Hemdvolant, schmaler Schnurrbart über entschlossenem Mund, energisches Kinn. Es repräsentierte nicht nur das Individuum, sondern auch den Stand des Dargestellten und seiner Familie.



Abb. 7: Porträt des Gerhard Klotz II aus dem Epitaph. Foto Christian Theopold.

Welcher Künstler das Klotz-Epitaph geschaffen hat, ist nicht festzustellen. Auf zeitgenössischen Soester Pastorenporträts etwa findet sich die Signatur E. G. Heinsius. Auch die Soester Malerfamilie Barel's käme möglicherweise in Betracht³².

Die Größe des Epitaphs von nur 1,44 m x 0,77 m und seine Schlichtheit nehmen sich vergleichsweise bescheiden aus, zumal für einen im Amt verstorbenen Bürgermeister³³. Der Kontrast zu den Maßen der erwähnten Tafel für den patrizischen Hansekaufmann Goswin Michels, sie betragen

31 In Soest ist für diese Zeit ein Perückenmacher namens Delbos nachweisbar.

32 Hubertus Schwartz: Die Kunst der nachreformatorischen Zeit in Soest. In: SZ 47 (1933), S. 81-126, hier S. 118f. Zu Barel's ders. (wie Anm. 20), S. 307. Ders.: Der Soester Maler Arnold Barel's. In: SZ 69 (1956), S. 84-87. – Rolf Dieter Kohl: Zur Geschichte der Soester Malerfamilie Barel's (Bartels). In: SZ 83 (1971), S. 93-94.

33 Vereinzelt erreichten Epitaphien die Größe von 6 m x 2,50 m. Langner (wie Anm. 17), S. 55.

3,60 m x 2,05 m³⁴, könnte kaum stärker sein. Das gilt auch für die Inschrift, die Michels in der Familientafel wesentlich ausführlicher rühmt und in dem Satz gipfelt: „Felix, quae placido respública principe floret!“³⁵ – „Glücklich das Gemeinwesen, das unter einem solch milden Oberhaupt erblüht“. Wenn auch die Schlichtheit des Klotzschen Epitaphs zum calvinistischen Bekenntnis passt, treten in der Unterschiedlichkeit der beiden Epitaphien doch vor allem, wie es scheint, der Bedeutungsverlust der Stadt Soest im Laufe des 17. Jahrhunderts und der geminderte Stellenwert des Bürgermeisteramtes plastisch vor Augen.

5. Unterhang: Die Soest-Ansicht mit Festungsbauten

Spes mea in futuro – die Schrift über der Soest-Ansicht des Klotz II-Epitaphs (Abb. 8) drückt die Hoffnung auf Auferstehung aus, oder richtet der Wunsch sich auf die Entwicklung seiner Stadt? Das Bild zeigt Soest von Westen. Am rechten Bildrand ist St. Pauli zu erkennen, es folgen nach links die Minoritenkirche mit Dachreiter (heute Neu-St.-Thomä), Alt-St.-Thomä, St. Petri mit Vorgängerturmhaube³⁶, St. Patrokli und die im 19. Jahrhundert abgerissene Kirche St. Georgii; dann im Vordergrund die Brunsteinkapelle, dahinter das Osthofentor, weiter links Maria zur Höhe



Abb. 8: Stadtansicht von Soest um 1680 im Unterhang des Klotz-Epitaphs. Foto Christian Theopold

34 Maße des Michels-Epitaphs privat ermittelt. Epitaph Klotz II: ≈ 1 qm, Epitaph Michels: ≈ 7 qm.

35 Zit. n. Schwartz (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 198.

36 Eingestürzt 1752.

mit der noch neuen barocken Turmhaube und die unvollendete Wiesenkirche, davor das Dominikanerkloster und ganz links die ebenfalls im 19. Jahrhundert abgerissene Stiftskirche St. Walburgis, zuletzt am Bildrand das Brüdertor.

Diese ja wahrscheinlich nach 1680 entstandene Ansicht reiht sich in der Chronologie der verschiedenen bisher genauer untersuchten Soest-Darstellungen³⁷ zwischen dem gut vier Jahrzehnte älteren Merian-Kupferstich von 1647 und der knapp ein Jahrhundert später geschaffenen Radierung von Friedrich Christoph Müller aus dem Jahr 1773 ein. Verglichen mit diesen Abbildungen auswärtiger Künstler erweist sich die Epitaph-Ansicht in ihrer Detailpräzision als das Werk eines Ortskundigen.

Auch die Wallmauer ist mit aufschlussreichen Details dargestellt. Sie zeigt aus der Nähe Einzelheiten des Versuchs, den Schutz der Stadtmauer zu modernisieren. Man erkennt die seit dem späten 16. Jahrhundert vorgebauten Befestigungen, die die Stadttore verstärken sollten, um bei feindlichen Angriffen der fortgeschrittenen Geschütztechnik zu begegnen. Dazu waren 1586 der bis dahin immer noch bestehende äußere Wall und der Binnengraben beseitigt worden³⁸, 1590 das Schonekind- und das Schültintorgetor geschlossen und 1599 bis 1606 die Schonekindbastion durch „Meister Hans Weitz“ aus Königsberg³⁹ errichtet worden, ein gewaltiges Bauwerk, für dessen Erdbewegungen man eigens in Dortmund Schubkarren ankaufen musste. Auf der Stadtansicht ist es vermutlich als das massive Rondell⁴⁰ links vor der Brunsteinkapelle zu sehen. Für die erforderlichen Festungsbauten versuchte man mittels Bittgesuchen Fachkräfte aus Kassel und Jülich zu beschaffen⁴¹. Das Grandwegertor war bereits mit einem solchen Bollwerk gesichert, allerdings verband sich damit zunächst ein waschechter Bauskandal⁴², und noch im 19. Jahrhundert sollte die Bastion hier erneut für einigen Ärger sorgen, als sie für eine Fortschrittsfraktion

37 Michael Schmitt: Soest – kein Bildthema für Druckgraphik und Malerei. In: Widder (wie Anm. 11), S. 421-463, hier S. 439, S. 441.

38 Walter Melzer: Soest – Von den Anfängen zur mittelalterlichen Großstadt. In: Wilfried Ehbrecht (Hrsg.): Soest: Geschichte der Stadt. Bd. 1: Der Weg ins städtische Mittelalter. Topographie, Herrschaft, Gesellschaft. Soest 2010, S. 39-146, hier S. 118.

39 StAS A 6018. Dort als Ort: „Kurigsberge“.

40 Rondell: „Halbrundes Bollwerk, das an den Eckpunkten einer Stadtmauer der Stadtbefestigung zur Aufnahme von Artillerie vorgelagert ist.“ Gunter Hagemann: Die Festung Lippstadt. Ihre Baugeschichte und ihr Einfluss auf die Stadtentwicklung. Bonn 1985, S. 190.

41 StAS A 6019-6025.

42 Der zunächst mit der Aufgabe betraute Johannes von Brachum, Sohn des bekannten Architekten von Schloss Hovestadt und dem alten Schulgebäude des Soester Archigymnasiums, musste wegen nachlässiger Bauführung nach einem Jahr entlassen werden. Marga Koske: Die Soester Wälle – einst Befestigungsanlagen. In: Heimatkalender des Kreises Soest 1977, S. 49-54, hier S. 54.

einem zeitgemäßen Ausbau im Weg stand und schließlich als Kompromiss zur Hälfte abgebrochen wurde.

Des engen Finanzrahmens wegen hatte man in Soest nicht wie andernorts eine völlig neue Stadtmauer ziehen können, wobei die alte für die städtische Bedienstungsbewehrung blieb, sondern es waren zur Verteidigung bewegliche geflochtene Schanzkörbe vorgesehen⁴³. Wie sich schon nicht einmal etwa drei Jahrzehnte nach diesen Anstrengungen durch die Einnahme der Stadt Soest noch vor dem Dreißigjährigen Krieg erweisen sollte, war eine solche Art der „Festung“ Illusion. Die Zeit war vorbei, zu der die Stadt, die ihre Autonomie so verbissen verteidigte, die großen Zukunftsaufgaben allein meistern konnte. Wirksam geschützte Festungsorte – Lippstadt, Wesel u. a. – erhielten ihre Fortifikationen mit dem Potential des Landesherrn. „Während es im Mittelalter wohl möglich gewesen wäre, die zum Bau einer Stadtbefestigung nötigen Mittel aufzubringen, waren die für die Anlage einer Festung nötigen Kapitalien so beträchtlich und die erforderliche Zahl von Arbeitskräften so bedeutend, dass nur das wirtschaftliche Potential einer größeren Territorialmacht in der Lage war, den Anforderungen neuer Kriegstechniken zu genügen“⁴⁴. Die Territorialmacht hatte auch unter diesem Aspekt an Einfluss gewonnen. Die Stadt konnte sich nicht mehr allein verteidigen, und wenn sie soldatische Kräfte anwarb, war der Einspruch des Landesherrn zu erwarten⁴⁵. Hier zeichnete es sich ab, dass es bald um die „Machtkämpfe institutioneller Flächenstaaten“⁴⁶ gehen würde.

Es bleibt die Frage, warum diese solitäre Stadtansicht mit all ihren Details das Epitaph des Bürgermeisters Klotz II zielt. Mir ist kein anderes Epitaph bekannt, das eine für sich allein stehende Stadtansicht zielt, die nicht den Hintergrund bildet für Stifter, Familie oder eine biblische Szene. Eine Erklärung könnte im reformierten Glaubensansatz zu finden sein: Das Verbot der Darstellung Gottes rückt die Motive aus der realen Welt in den Vordergrund.

43 Edith Ennen: Die Festungsstadt als Forschungsgegenstand – die Herausbildung der Festungs- und Garnisonsstadt als Stadttyp. In: Hans-Walter Herrmann: Beiträge zur Geschichte der frühneuzeitlichen Garnisons- und Festungsstadt. Saarbrücken 1983, S. 21-34, hier S. 27. Digitalisiert: <https://digital.sulb.uni-saarland.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:bsz:291-sulb-digital-187387 urn:nbn:de:bsz:291-sulb-digital-187100>, zuletzt aufgerufen am 20.03.2020.

44 Hagemann (wie Anm. 40), S. 55.

45 StAS A 10597: Reskript des kurbrandenburgischen Statthalters, Markgraf Georg Wilhelms, wegen eigenmächtiger Anwerbung von 300 Fußsoldaten durch die Stadt Soest und damit verübten Eingriffes in die landesherrlichen Hoheitsrechte, 1615.

46 Hagemann (wie Anm. 40), S. 56.

6. Namhafte Mitglieder der Familie Klotz

Die drei aufgeführten Vertreter der Familie Clotz/Klotz führen exemplarisch vor Augen, dass ab 1600 in der Funktion des Bürgermeisters vielfach Akademiker an die Stelle althansischer Kaufmannschaft traten⁴⁷. Es hatten sich verschiedene Familienmitglieder Klotz-Clotz als Intellektuelle profiliert. Gerhard Clotz I war vor der Soester Zeit Advokat am Reichskammergericht, das seit 1589 in Wetzlar ansässig war. Er erreichte mit seiner juristischen Dissertation zu gerichtlichem Schutz von Besitzverhältnissen⁴⁸ einen gewissen Bekanntheitsgrad⁴⁹, sein Name findet auch eine kurze Erwähnung in dem berühmten Zedlerschen Lexikon⁵⁰ und noch 1836 in einem Nachschlagewerk zu Dissertationstiteln⁵¹.

Die bedeutsamste Karriere machte sein Vetter, der Theologe Stephan Klotz (1605-1668), gebürtiger Lippstädter und Sohn des gleichnamigen Pfarrers an der dortigen Marienkirche. 1636 berief ihn König Christian IV. von Dänemark und Norwegen zum ersten Generalsuperintendenten für die königlichen Anteile an den Herzogtümern Schleswig und Holstein. Durch eine aufsehererregende Diskussion mit einem Jesuiten hatte er auf sich aufmerksam gemacht. Sie trug ihm das Archidiaconat an St. Peter in Rostock ein. An der dortigen Universität, wo er auch sein Studium abgeschlossen hatte, wurde er 1632 zum Professor für Theologie ernannt, bevor er 1639 zum Propst und Pastor an der Nikolaikirche gewählt wurde. – Zu

47 Rolf Dieter Kohl: Absolutismus und städtische Selbstverwaltung. Die Stadt Soest und ihre Landesherrn im 17. Jahrhundert. Diss., Münster 1977, S. 72.

48 Gerhard Clotz: Centuria conclusionum juridicarum interdictum uti possidetis & utriusque theorice & practice pertractans, Diss. Basel (Basileae) 1605, Digitalisiert: <https://www.google.com/search?client=firefox-b-d&q=%E2%80%99CCenturia+conclusionum+juridicarum+interdictum+uti+possidetis+&f=false>, zuletzt aufgerufen am 19.03.2020.

49 Johann-Diederich von Steinen: Westphälische Geschichte mit vielen Kupfern, Bd. 4. Lemgo 1760, S. 957. (<https://books.google.de/books?id=NkQVAAAAQAAJ&pg=PA957&dq=Steinen:+Westph%C3%A4lische+Geschichte+steffen+Clotz&hl=de&sa=X&ved=0ahUKewjA397yk8DoAhUPzKQKHXsDUoQ6AEIMTAB#v=onepage&q=Steinen%3A%20Westph%C3%A4lische%20Geschichte%20steffen%20Clotz&f=false>, aufgerufen am 27.03.2020).

50 Zedler (wie Anm. 29), Bd. 15, Halle/Leipzig 1737, Sp. 971. Digital: <https://www.zedlerlexikon.de/index.html?c=blaettern&seitenzahl=501&bandnummer=15&view=100&l=de>, zuletzt aufgerufen am 4.11.2020.

51 Emil Ferdinand Vogel: Lexicon literaturae academico-iuridicae quo tituli dissertationum, Bd. 1, Leipzig 1836, S. 306, Nr. 440. Digitalisiert: <https://books.google.de/books?id=4YRMAAAAcAAJ&pg=PA306&lpg=PA306&dq=de+intedicto+uti+possidetis+Clotz+source=bl&ots=RABcz5OV7K&sig=ACfU3U12kL73fQg6spL9oNwYvp3gJfko8Q&hl=de&sa=X&ved=2ahUKewiFksL8ibnoAhWJ-qQKHSbIC4AQ6AEwEXoECAsQAQ#v=onepage&q=de%20intedicto%20uti%20possidetis%20Clotz&f=false>, zuletzt aufgerufen am 30.03.2020.

weiteren Verwandten zählten die Kanzler des hessischen Landgrafen Johannes Klotz (1545-1588) und Siegfried Klotz (1556-1610).

Otto Gerhard Klotz soll als späterer Soester Bürgermeister dem preußischen Landesherrn die Stirn geboten haben, als dieser seinen langen Arm als Obrigkeit nach dem neu errichteten Waisenhaus ausstreckte⁵².

Seit der Urenkelgeneration des Gerhard Klotz II spielt die Familie in der Soester Gesellschaft keine Rolle mehr.

7. Welches Ergebnis brachte der Blick auf das Gemäldeepitaph?

Für diese Phase der Soester Geschichte zeigte sich, dass die Bürgermeister aus der Familie Clotz/Klotz beispielhaft die veränderte soziale Schicht der städtischen Führungspersönlichkeiten vertreten. In der Person des Gerhard Klotz II trat aber auch exemplarisch ein weiteres Mal vor Augen, dass sich im 17. Jahrhundert die kriegerischen Begleiterscheinungen für diesen Raum nicht auf die Jahre des Dreißigjährigen Krieges beschränkten. Damit hängt, wie sich zeigte, zusammen, dass sich von Beginn des Jahrhunderts an für Soest die so verbissen bewahrte städtische Autonomie in einen Nachteil verkehrte. Mit der Schwächung der Stadt ging auch ein Reputationsverlust des Repräsentanten einher.

Die Einzelheiten der Gestaltung schnitten auch geistesgeschichtliche Zusammenhänge an. Die äußere Form erwies sich als Ausdruck einer bis zur Antike reichenden Tradition. Doch zeigte sich auch, dass sich bei den Gedenktafeln am Ende des 17. Jahrhunderts in verschiedener Hinsicht ein Umbruch andeutete. Das Selbstverständnis des Individuums wandelte sich, aber auch der Stellenwert christlicher Motive und die Haltung zum Sterben.

52 StAS A 10283, Akten betr. verschiedene Prozessangelegenheiten des Waisenhauses, 1703-1710. N.N.: „Der westfälische Klotz“. In: Dietrich Wilhelm Landfermann: Erinnerungen aus seinem Leben, Göttingen 1820, S. 332-334. [Gedicht des Koblenzer Schulrats Dietrich Wilhelm Landfermann (1800-1882) über den Soester Bürgermeister Otto Gerhard Klotz]. Digitalisiert: <https://books.google.de/books?id=sCoBAAAAYAAJ&pg=PA147&dq=Lange+theurer+h%C3%A4tte+ich+auf+Ihr+Liebeszeichen+vom+Ende+des+verflossenen+Jahres&hl=de&sa=X&ved=0ahUKEwi8-6Pt7-zKAhXDbZoKHfcGDb4Q6AEIHDA#v=onepage&q=Lange%20theurer%20h%C3%A4tte%20ich%20auf%20Ihr%20Liebeszeichen%20vom%20Ende%20des%20verflossenen%20Jahres&f=false>, zuletzt aufgerufen am 07.05.2020.

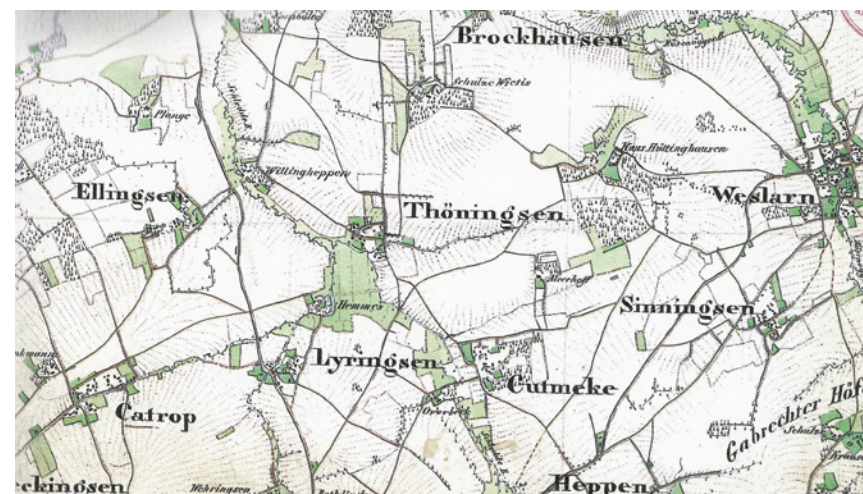
HORST BRAUKMANN

UNRUHIGE ZEITEN

DIE SITUATION DER HÖFE IN KUTMECKE, ELLINGSEN UND LÜHRINGSEN IN DER ZEIT DER „BAUERNBEFREIUNG“

Vorbemerkung

Der Tierarzt Prof. Dr. Helmut Overbeck (1920-1995), dessen Vorfahren von dem Einzelhof Overbeck (heute Volmerich) in Kutmecke stammten, hat eine größere Sammlung von Briefen, Verträgen, Gerichtsurteilen und anderen Urkunden überwiegend aus der Zeit zwischen 1810 und 1830 hinterlassen. Sie stammen vom Hof Overbeck in Kutmecke, den Höfen Korfmann (heute Plange) und Schenkel in Ellingsen sowie dem Hof Wulf (heute Oevel) in Lühringsen. Die gesammelten Urkunden dieser Höfe werfen auch ein Licht auf die Nachbarhöfe in diesen Bauerschaften.



Ausschnitt aus dem Urmesstischblatt 1839 mit den Dörfern Ellingsen, Thöningsen, Lühringsen und Kutmecke. Quelle: Kreis Soest, Katasteramt, Archiv

Bevor wir uns mit den genannten Höfen und ihren Urkunden im Einzelnen befassen, muss ein geschichtlicher Rückblick auf die Jahre 1810 bis 1830 geworfen werden, der Zeit der sogenannten Bauernbefreiung¹.

Ausgelöst durch die Französische Revolution und die Niederlage Preußens gegen Napoleon im Jahre 1806 hatte der preußische König Friedrich Wilhelm III. am 9. Oktober 1807 das Edikt betreffend den erleichterten Besitz und freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner erlassen, die sogenannten Stein-Hardenberg'schen Reformen. Damit wurde jegliche Untertänigkeit, vor allem im bäuerlichen Bereich die Leibeigenschaft aufgehoben².

Dies betraf in der Soester Börde nur wenige Bauern, da die meisten Bauern hier sogenannte Kolonen und nicht Leibeigene oder Eigenhörige waren³. Die Kolonen waren persönlich frei, hatten in der Soester Börde, dem Territorium der Stadt Soest, keine Bürgerrechte. Mit dem Edikt von 1807 wurden sie freie Bürger, die Rechte der alten Hofeigentümer und Abgaben an diese blieben jedoch. In der zu Preußen gehörenden Soester Börde kam das Edikt von 1807 aber nicht zum Zuge, da nach der Niederlage Preußens gegen Napoleon im Jahre 1806 die Soester Börde zum napoleonischen Großherzogtum Berg kam.

Mit dem „Dekret die Abschaffung der Leibeigenschaft betreffend“ von 1808 wurden nicht nur die Rechte der Leibeigenen, sondern auch der Kolonen neu geregelt⁴. Artikel 1 lautet: „Von dem Tage der Verkündung des gegenwärtigen Decretes an zu rechnen, ist die Leibeigenschaft, welcher Art sie auch sein mag sowie alle darauf gegründete Rechte und Verbindlichkeiten in allen das Großherzogtum Berg und Cleve ausmachenden Staaten abgeschafft. Die ehemals Leibeigenen und Kolonen sollen alle bürgerlichen Rechte in ihrer ganzen Ausdehnung genießen sowie alle anderen Bewohner des genannten Großherzogtums.“

In Artikel 2 heißt es dann weiter: „Das Colonat und die unter diesem Titel bestehende Teilung zwischen den Gutsherren und den Kolonen ist aufgehoben. Die Kolonen sollen das Colonat samt allen dazu gehörigen Pertinenzen (Zubehör) volles und uneingeschränktes Eigentum besitzen, mit Ausnahme des Bau- und hochstämmigen Holzes, in Anlehnung wessen hierunter näher verfügt werden.“

1 Marga Koske: Zur „Bauernbefreiung“ in der Soester Börde. In Soester Zeitschrift 97 (1985), hier S. 83.

2 Klaus Luig: Vor 200 Jahren: Die Bauernbefreiung in unserer Region. In: Reinhard Laumanns, Hans Fennenkötter (Hrsg.): Heimatblätter 90 (2010), S. 164.

3 Koske (wie Anm. 1), S. 77.

4 Luig (wie Anm. 2), S. 163.

Ferner wurden durch das Dekret die Frohnden, Hand- oder Spanndienste und alle persönlichen Dienstleistungen der Bauern ohne Entschädigung abgeschafft. Die jährlichen Abgaben sowie einmalige Abgaben (Gewinn- oder Weinkaufgelder) sollten gegen Entschädigung an die bisherigen Eigentümer und Berechtigten wegfallen.

Dazu muss die Situation der Kolonen in der Soester Börde vor der Bauernbefreiung kurz geschildert werden. Der größte Teil der Höfe, so auch die Höfe in Ellingsen, Lühringsen und Kutmecke, befanden sich im „Colonatsverband“⁵. Es waren meist Zeitgewinnsgüter, deren Pachtrecht jeweils nach zwölf Jahren erneuert oder „gewonnen“ werden musste. Einige Höfe waren auch Leibgewinnsgüter, die auf Lebenszeit gewonnen wurden. Die eigentlichen Grundbesitzer waren die Erbherren, in den drei Dörfern Stifte, Soester Patrizier und ländliche Adelige. Die Erbherren konnten den Kolonen vor Ablauf der Pachtzeit den Hof wegnehmen, wenn der Kolon die festgesetzten Verpflichtungen (vor allem die Pachtabgaben) nicht erfüllt hatte. Für eine neue Pachtzeit musste der Kolon ein besonderes Gewinn geld zahlen. Neben den Pachtzahlungen, überwiegend in Naturalien (Getreide, Hühner, Eier, Schweine), musste der Kolon teilweise noch den Zehnten an sogenannte Oberlehnsherren zahlen.

Mit dem Dekret von 1808 waren die Kolonen formal auf einmal Eigentümer der Höfe. Die bisherigen Eigentümer, die Erbherren, hatten jetzt nur noch Anspruch auf eine Entschädigung für die jährlichen und einmaligen Abgaben. Dieses Dekret war damit weitreichender als das preußische Edikt von 1807. Es wurde aber in der Soester Börde während der Franzosenzeit nicht umgesetzt. Die Rechtsverhältnisse zwischen dem Erbherren und dem Kolon blieben in Wirklichkeit so, wie sie vorher waren. Preußen, das seit 1815 wieder Landesherr der Soester Börde war, hob das napoleonische Dekret nicht sofort auf. Erst 1825 erging für diejenigen preußischen Gebiete, die vorher zum Herzogtum Berg gehört hatten, das grundlegende Gesetz über die den Grundbesitz betreffenden Rechtsverhältnisse und Realberechtigungen unter Aufhebung des Dekrets von 1808⁶. Das bisherige Nutzungsrecht der Kolonen wurde in freies Eigentum umgewandelt.

Der Grundbesitz der nun den Kolonen gehörenden Höfe wurde mit allen darauf ruhenden Lasten in das Hypothekenbuch eingetragen. Die Abgaben an die bisherigen Eigentümer, die Erbherren, blieben jedoch und wurden im Hypothekenbuch eingetragen, wie wir am Beispiel des Hofes Overbeck noch sehen werden. Sie konnten zwar mit dem 25-fachen der jährlichen Abgaben in Geld abgelöst werden. Dies überstieg aber in der

5 Koske (wie Anm. 1), S. 78f.

6 Ebd., S. 85.

Regel die finanziellen Möglichkeiten der Kolonen als neue Eigentümer.

Erst mit den preußischen Agrarreformgesetzen von 1850 und der Gründung der Rentenbanken konnten die neuen Eigentümer der Höfe die kapitalisierten Abgaben (jetzt das 18-fache der jährlichen Abgaben) mit Schuldverschreibungen bei den Rentenbanken nach und nach ablösen⁷. Damit kann man eigentlich erst ab 1850 von einer wirklichen „Bauernbefreiung“ sprechen.

2. Hof Overbeck, Kutmecke

Der Hof Overbeck, heute Volmerich, ist ein Einzelhof in der Gemarkung Kutmecke. Er liegt westlich der Soester Schledde (siehe Karte), während das Dorf Kutmecke selbst östlich dieses Baches liegt. Durch diese Lage ist auch der Hofname entstanden. Overbeck bedeutet nämlich „über dem Bach“, d. h. der Hof liegt aus der Sicht von Kutmecke hinter der Schledde.

Aus dem Bördekataster von 1685 erfahren wir, dass der Hof Overbeck ursprünglich dem Kloster St. Walburgis in Soest gehörte⁸. In einer Urkunde aus der Zeit zwischen 1167 und 1179 beschenkte der Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg das von seinem Vorgänger Rainald von Dassel gestiftete St.-Walburgis-Kloster u. a. mit einem Hof in Kutmecke⁹. Es könnte also sein, dass dies der Hof Overbeck war. Im ältesten Bürgerbuch der Stadt Soest finden wir als Neubürger 1306 Bernherdus de Overbike und 1435 Hans Overbecke, die wahrscheinlich als Nachgeborene vom Hof Overbeck Bürger in Soest wurden¹⁰. In den Schatzungslisten der Stadt Soest von 1532 bis 1548 erscheint „d‘stede to Overbeckhuß“ oder „d‘stede to Overbeckink“ ohne den Namen des Colons¹¹. In den nachfolgenden Schatzungslisten von 1569 bis 1628 stellt die Familie Rohe den Colon auf dem Hofe Oberbeck, meist genannt als „Rohe zu Overbeckingh“¹².

Aus dem Bördekataster von 1685 wissen wir, dass das Kloster St. Walburgis den Hof Overbeck mit dem Kloster Paradiese tauschte. Dies muss kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg gewesen sein. Das Kloster

7 Ebd., S. 88.

8 Marga Koske: Das Bördekataster von 1685. Soest 1960, S. 298.

9 Johann Suibert Seibert (Bearb.): Urkundenbuch zur Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen, Bd. 1: 799-1300. Arnsberg 1839, S. 80, Nr. 111; Richard Knipping (Bearb.): Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter, Bd. 2: 1100-1205. Bonn 1901, S. 215, Nr. 1139.

10 Hermann Rothert (Bearb.): Das älteste Bürgerbuch der Stadt Soest. Münster 1958, S. 88, 227.

11 Stadtarchiv Soest (im Folgenden: StAS), A 4018, S. 120, 207, 337, 454.

12 StAS, A 4133-A 4147, A 4164-A 4177.

Paradiese verpfändete dann den Hof an Capitain Stellingwerck zu Arnsberg, dem Eigentümer des Hofes im Jahre 1685¹³.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde der Hofname zum Familiennamen des Colons; der Colon zur Zeit des Bördekatasters hieß Henrich Overbeck oder Overbecking (1634-1717)¹⁴.

Dessen Sohn Johann (1694-1760) kaufte 1728 vom Pastor der Wiesenkirche drei Morgen Land im Kutmecker Mersch für 285 Taler¹⁵. Dies zeigt einen gewissen Wohlstand des Colons. Vor allem im 18. Jahrhundert versuchten die Colonen, in der Soester Börde Land zu kaufen, um neben dem gepachteten Hof auch Eigentümer eigenen Landes zu werden. Im Bördekataster von 1685 hatte die Familie Overbeck dreieinhalb Morgen in Eigentum in der Nähe des Hofes, so genanntes Erbland¹⁶.

Der Hof selbst hatte 60 Morgen an einem Stück und musste alle zwölf Jahre neu gewonnen (gepachtet) werden und zwar für 50 Taler. Die jährlichen Abgaben an den Eigentümer Stellingwerck betrugen fünf Malt und zehn Mütze Weizen, ein Schwein, zwei Hühner und zwölf Stüber Geld. Neben dem eigentlichen Hof Overbeck und seinem Erbland hatte der Colon Overbeck 1685 noch über 20 Morgen von anderen Eigentümern in Bewirtschaftung.

Dem Johann Henrich Overbeck (1694-1760) folgte sein Sohn Andreas Henrich Overbeck (1738-1811) als Colon. Dieser hinterließ 1810 ein Testament¹⁷, in dem er seinen Sohn Johann Henrich (1770-1825) als Hoferben einsetzte.

Mit dessen Sohn Dietrich Wilhelm Gerhard Kaspar Overbeck (1799-1852) sind wir schon mitten in der Zeit der sogenannten Bauernbefreiung. Wie wir später bei den Höfen Korfmann, Schenkel und Wulf noch sehen werden, waren die Pächterfamilien der Höfe in Ellingsen, Lühringsen und Kutmecke alle untereinander verwandt. Das wird auch schon deutlich, wenn man die Frauen der fünf Generationen der Familie Overbeck betrachtet. Sie stammen von den Nachbarhöfen Reckhardt und Camen in Kutmecke und Hermes in Lühringsen¹⁸.

Henrich Overbeck war nach dem genannten napoleonischen Dekret von 1808 formal bereits Eigentümer des Hofes Overbeck und nicht mehr Colon. Das wusste er wahrscheinlich damals noch gar nicht. Erst nach der Franzosenzeit und ausgelöst durch das bereits genannte preußische Gesetz

13 Koske (wie Anm. 8), S. 298.

14 Privataarchiv Overbeck, Stammbaum.

15 Privataarchiv Overbeck, Urkunde vom 15. Januar 1728.

16 Koske (wie Anm. 8), S. 298.

17 Privataarchiv Overbeck, Testament vom 29. Januar 1810.

18 Privataarchiv Overbeck, Stammbaum.

von 1825 wurde der Familie Overbeck bewusst, dass sie jetzt Eigentümer und nicht mehr Colon des Hofes waren. Das belegt der „Hypothekenschein über Overbecks Colonie zu Kutmecke“ vom 11. Juli 1828¹⁹. Im Hypothekenbuch sind eingetragen der Hof mit fast 80 Morgen Land, einem Wohnhaus, zwei Scheunen, einem Backhaus und einem Stall als Eigentum von Overbeck, bestätigt durch Teilungsrezess vom 19. Januar 1827.

An Belastungen und Einschränkungen des Eigentums sind verzeichnet:

1.) 16 ½ Stüber (Münze zum Wert von 4 Pfennigen) laut Protokoll vom 13. Mai 1822 jährlich an die Domänen-Rentei in Soest. Diese jährliche Geldzahlung bezieht sich auf das von Overbeck bewirtschaftete Land, das vor der Säkularisation 1803 dem Kloster St. Walburgis gehörte, wie aus dem Bördekataster von 1685 ersichtlich ist²⁰. Das Land von geistlichen Eigentümern verwaltete nach der Säkularisation die Domänen-Rentei (Rentamt) in Soest.

2.) Jährliche Renten an die bisherigen Gutsherren

a.) die Gebrüder Heinrich Theodor und Christian Huyssen zu Essen;

b.) Albert Simons und Kinder Wilhelmine, Henrich, Friedrich und Gustav Simons.

Als Renten erhalten die Personen zu a) und b) jeweils 37 Mütte Roggen, 37 Mütte Gerste, ½ Mütte Weizen, ¼ des Obstes, alle zwei Jahre ein Schwein, sechs Hühner, sechs Stüber Winnerpacht, 50 Taler alle zwölf Jahre bei neuer Pacht (Gewinn). Weiterhin bestand für die bisherigen Gutsherren ein Heimfallrecht am Hof, wenn die Renten nicht oder nur zum Teil von Overbeck erbracht wurden. Ebenso hatten die Renten absoluten Vorrang vor allen sonstigen Schulden. Die bisherigen Gutsherren hatten auch einen Genehmigungsvorbehalt bei Grundstücksverkäufen.

Vergleicht man diese Rentenfestlegungen im Hypothekenbuch von 1828 mit dem Börde-Kataster von 1685²¹, so fällt als erstes auf, dass die Eigentümer des Hofes Overbeck, die sogenannten Guts- oder Erbherren, gewechselt haben. Nachfolger von Capitain Stellingwerck zu Arnsberg waren also nach fast 150 Jahren die Brüder Huyssen aus Essen und der Mühlenbesitzer Simons aus Soest.

Die im Hypothekenbuch aufgeführten Renten entsprechen im Wesentlichen den Lasten des Bördekatasters.

Das Gewinngeld alle zwölf Jahre bei erneuter Pacht des Hofes war mit 50 Talern identisch. Die Verpflichtungen gegenüber den bisherigen Gutsherren im Hypothekenbuch von 1828 waren also nicht anders als im Jahre

19 Privatarhiv Overbeck, Hypothekenschein vom 11. Juli 1828

20 Koske (wie Anm. 8), S. 298.

21 Ebd.

1685. Der einzige Unterschied war, dass Overbeck im Jahre 1685 noch Pächter (Colon) des Hofes war und 1828 nun formeller Eigentümer, jedoch nicht frei über ihn verfügen konnte. Es kam jedoch schlimmer. An dritter Stelle im Hypothekenbuch hatte der frühere Miteigentümer des Hofes, Albert Simons, ein Darlehen von 4.800 Talern bei Friedrich Coester in Soest aufgenommen und gab als Sicherheit u. a. „Overbecks Colonie zu Cutmecke“ an. Damit geriet das neue Eigentum der Overbecks zu einer Farce.

Eigene Schulden von Overbeck in Höhe von 1.300 Talern sind ebenfalls im Hypothekenbuch verzeichnet. Weiterhin ist dort festgelegt, dass Diedrich Overbeck (1799-1852) als Hoferbe des Henrich Overbeck (1770-1852) auf Grund des Teilungsrezesses vom 19. Januar 1827 (Erbauseinandersetzungen) die minderjährigen Geschwister Maria Catharina und Elisabeth Overbeck ausstatten muss: mit einer Kuh, einer Jacke, einem Bett und einem Bettgestell.

Mit dem Hypothekenschein vom 11. Juli 1828 wurde Overbeck zwar Eigentümer des Hofes, die dort eingetragenen Belastungen und Einschränkungen des Eigentums beweisen aber, dass seine Rechtsposition sich in Wirklichkeit so gut wie nicht von seinem früheren Status als Colon (Pächter) unterschied. Von einer echten „Bauernbefreiung“ kann man 1828 deshalb bei Overbeck noch nicht sprechen.

Aus dem gleichen Jahr 1828 sind noch zwei Hypothekenscheine vorhanden, in die Grundstücke eingetragen sind, die zwar Overbeck gehören, aber nicht Bestandteil des Hofes sind.

In einem Fall handelt es sich um drei Morgen Land, dass Overbeck 1813 von Hermes zu Lühringsen für 440 Taler gekauft hatte²². Im Hypothekenbuch sind auf diesem Grundstück insgesamt 1100 Taler Schulden eingetragen.

Im zweiten Fall handelt es sich um gut vier Morgen Ackerland, die Overbeck 1824 für 540 Taler gekauft hatte²³. Auf diesem Grundstück lasten Schulden von 600 Talern, mit denen auch das vorgenannte Grundstück und der Hof belastet sind.

Diese beiden o. g. Grundstücke sind Beispiele dafür, dass in der Soester Börde vor allem seit dem 18. Jahrhundert Colonen schon als Pächter versuchten, Grundstücke zu kaufen und damit Eigentümer sogenannten Erblandes zu werden. In der Colonenzeit konnten sie nur auf diese Eigentumsgrundstücke Schulden aufnehmen.

22 Privatarhiv Overbeck, Hypothekenschein vom 11. Juli 1828.

23 Ebd.

Der Hoferbe von 1828, Diedrich Overbeck (1799-1852), starb schon mit 53 Jahren. Dadurch erbte die älteste Tochter Elisabeth (1838-1897) den Hof. Sie heiratete 1857 Wilhelm Humpert aus Ellingsen, der sich dann Overbeck nannte. Der Sohn dieses Ehepaares war Florenz Humpert (1860-1938), der als Junggeselle den Hof bewirtschaftete. Dessen Erbe war Wilhelm Lammert (1892-1970), der Neffe von Florenz Humpert. Hoferbin von Wilhelm Lammert war Ingeborg Lammert (geb. 1931), die den Landwirt Helmut Volmerich heiratete. Heute bewirtschaftet deren Sohn Eckhard Volmerich (geb. 1963) den Hof Overbeck.

Wie wir vorstehend bereits erfahren haben, bewirtschaftet eine Familie (Rohe – Overbeck – Humpert – Lammert – Volmerich) seit mindestens 1564 den Hof Overbeck, vielleicht schon seit ca. 1500, d. h. mehr als 500 Jahre. Den größten Teil dieser Zeit war diese Familie Colon auf dem Hof Overbeck, d. h. sie war Pächter des Hofes. Formal Eigentümer des Hofes wurde die Familie Overbeck erst 1828 mit der Eintragung im Hypothekenbuch. Die Abgaben an den früheren Eigentümer, den Guts- oder Erbherrn, blieben aber bestehen. Diese sogenannten Renten konnten kapitalisiert abgelöst werden. Es ist leider nicht überliefert, wann die Familie Overbeck dies getan hat. Es ist zu vermuten, dass dies erst nach 1850 mit Einrichtung der Rentenbanken erfolgt ist. Die Abzahlung dieser Renten hat wahrscheinlich bis 1900 oder darüber hinaus gedauert.

3. Hof Korfmann, Ellingsen

Der Einzelhof Korfmann (heute Plange) liegt im nördlichen Teil der Gemarkung Ellingsen. Nach dem Börde-kataster von 1685 gehörte der Hof dem Stift St. Patrokli in Soest²⁴.

Es ist zu vermuten, dass der Erzbischof von Köln diesen Hof im Hochmittelalter dem Patrokli-Stift schenkte. Der Hof wird einer der Höfe gewesen sein, die zum Kurkölnischen Oberhof Oestinghausen gehörten²⁵. Das Patrokli-Stift war Eigentümer des Hofes bis zur Säkularisation 1803. Der Name des Hofes muss schon im Mittelalter „Korfhus“ oder „Korfhusen“ gewesen sein.

Im ältesten Soester Bürgerbuch sind 1348 ein Johan Korfhus²⁶ und 1357 ein Lambracht Corfhus²⁷ als Soester Neubürger verzeichnet. Bei Lambracht Corfhus ist Johan Corfhus, der Neubürger von 1348, als Zeuge

²⁴ Koske (wie Anm. 8), S. 14.

²⁵ Seibertz (wie Anm. 9), Nr. 370, S. 453.

²⁶ Rothert (wie Anm. 10), S. 130.

²⁷ Ebd., S. 142.

aufgeführt. Bei beiden Personen handelt es sich wohl um Nachgeborene vom Hof Korf- oder Corfhus, die Soester Bürger wurden.

Im Beschwerdebrief vom Erzbischof von Köln gegen die Stadt Soest von 1441²⁸ wird Korfhusen als Einzelhof genannt. In den Soester Schatzungslisten von 1532 bis 1632²⁹ ist zu Anfang Jorgen tho Korfhus und in späteren Jahren Jürgen oder Jorgen zum Korfhaus verzeichnet. Im Börde-kataster von 1685³⁰ heißt der Colon auf dem Hof Adolph Korffmann und in den Soester Schatzungslisten von 1701 bis 1751 ist einfach Korfmann³¹ verzeichnet.

Nach dem Börde-kataster von 1685 hatte dieser Einzelhof 86 ½ Morgen Ackerland, 14 Morgen Weide im Heitfeldt, drei Morgen Wald hinter dem Haus. Weiter hatte der Colon noch fünf Morgen, Herdringskamp genannt, der auch dem Patrokli-Stift, aber nicht zum Hof gehörte. Alle zwölf Jahre musste Colon Korfmann den Hof neu pachten und dafür 22 Taler bezahlen.

Nach Angaben des Privatarchivs Overbeck³² hieß der Colon um 1750 Johann Andreas Korfmann. Dessen Sohn war Johann Dietrich Korfmann, geb. ca. 1760. Der Hof kam dann an dessen Tochter Sophie Korfmann (1790-1851), die 1815 Henrich Overbeck (1794-1854) aus Kutmecke heiratete. Henrich war das uneheliche Kind der Anna Maria Overbeck (1774-1809). Vater des Kindes war Kaspar Witte aus Heppen³³. Henrich Overbeck nannte sich nach seiner Heirat dann Korfmann.

Aus einem Brief von 1825³⁴, als das Ehepaar Korfmann schon auf dem Hof Wulf in Lühringsen saß, erfahren wir, dass der Hof Korfmann wohl schon vor 1820 hochverschuldet war. Die Eheleute Korfmann führten an, dass die Vorfahren der Ehefrau seit Generationen die Korfmanns Colonie zu Ellingsen bewirtschaftet hätten, die früher dem Patrokli-Stift gehörte. Seit der Säkularisation hätte sie den Pachtzins an die Königliche Domäne (Königlich Preußisches Rentamt in Soest) gezahlt. Auf Grund der schlechten Kornpreise in diesen Jahren hätten sie ausstehende Pachtzahlungen an das Rentamt in Höhe von 800 Talern gehabt. In dem Brief von 1825 werfen sie dem Königlichen Rentmeister Vosfeld vom Rentamt

²⁸ Joseph Hansen (Bearb.): Die Chroniken der westfälischen und niederrheinischen Städte. Bd. 2: Soest (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jh. 21). Leipzig 1889, S. 363.

²⁹ StAS, A 4018, A 4133-A 4147, A 4164-A 4177.

³⁰ Koske (wie Anm. 8), S. 14.

³¹ StAS, A 4230-A 4273.

³² Privatarchiv Overbeck, Stammbaum.

³³ Ebd.

³⁴ Privatarchiv Overbeck, Brief vom 26. September 1825 an das Land- und Stadtgericht Soest.

in Soest vor, er habe sie mit Hilfe des Notars Loerbrocks um ihren Hof im Jahre 1823 gebracht.

Dieser Brief von 1825 erhellt den Hintergrund der Vorgänge, die sich 1822 und 1823 abgespielt haben. So kann man auch eine Kostenaufstellung verstehen, die die Eheleute Korfmann 1822³⁵ erstellten für die Pflege des Henrich Schwanebrügge vom Einzelhof Schwanebrügge bei Heppen, der Taufpate des Henrich Overbeck, jetzt Korfmann, gewesen war³⁶. Aus Krankheits- oder Altersgründen nahmen die Eheleute Korfmann den Schwanebrügge seit Juni 1821 in Pflege auf dem Hof in Ellingsen. Im Oktober 1821 wurde dann Henrich Schwanebrügge beim Hof Humpert in Ellingsen angeschossen und er verstarb wenige Tage später. Die Kostenaufstellung von gut 86 Talern umfasste nicht nur Unterbringung, Essen und Trinken, Waschen der Kleider, sondern auch Bestellen von Äckern des Hofes Schwanebrügge und die ärztliche Versorgung nach der Schussverletzung. Die Kostenaufstellung ist nur vor dem Hintergrund zu verstehen, dass die Eheleute für ihren hochverschuldeten Hof dringend Geld brauchten. Über diese Geldforderung an die Erben des Hofes Schwanebrügge entschied erst fünf Jahre später das Land- und Stadtgericht Soest³⁷. Dabei wurde nur ein kleiner Teil dieser Geldforderung vom Gericht anerkannt.

Bereits ein Jahr später, im Jahre 1823, war der Hof völlig überschuldet, wie eine Aufstellung mit 57 Positionen aus den Jahren 1823/24 beweist³⁸. Danach betrugen die Schulden der Eheleute Henrich und Sophie Korfmann mehr als 5.193 Taler.

Der Notar Loerbrocks aus Soest schreibt deshalb am 13. Februar 1823 den Eheleuten Korfmann, dass er einen Käufer für den Hof Korfmann habe und dass sie sich bei ihm in Soest sofort einfinden sollten, um über den Verkauf zu beraten³⁹. Im gleichen Jahr 1823 kaufte dann der Ökonom Plange aus Soest den Hof Korfmann für 4.000 Taler. Damit waren die Schulden der Eheleute Korfmann in Höhe von fast 5.200 Talern noch nicht beglichen. Anscheinend besorgte der Notar Loerbrocks für die Restschulden den Eheleuten Korfmann ein Darlehen in Höhe von 1.200 Talern am 12. Februar 1824 von Frau Witwe Schulenburg aus Soest. Der Verkauf an Plange und das Darlehen sind in der o. g. Schuldenaufstellung von 1823/24 vermerkt. Der Einzelhof Korfmann gehört nun seit 1823 bis heute der Familie Plange.

35 Privataarchiv Overbeck, Kostenaufstellung vom 14. Februar 1822, Hof Korfmann.

36 Privataarchiv Overbeck, Stammbaum.

37 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulf, Urkunde vom 10. August 1827

38 Privataarchiv Overbeck, Schuldenaufstellung des Hofes Korfmann 1823/24.

39 Privataarchiv Overbeck, Hof Korfmann, Schreiben vom 13. Februar 1823.

Wie wir schon aus dem o. g. späteren Brief der Eheleute Korfmann von 1825 erfahren haben, betrachteten sich die Eheleute als Pächter des Hofes Korfmann und das Rentamt in Soest, Nachfolger des Patrokli-Stiftes, als Eigentümer des Hofes, obwohl die Eheleute Korfmann seit 1808 formal Eigentümer des Hofes waren⁴⁰. Das Rentamt, dem deshalb nur eine Rente, keine Pacht zustand, hat wegen ausstehender Renten die Eigentümerfamilie Korfmann mit Hilfe des Notars Loerbrocks vertrieben wie zu Zeiten der Kolonatsverfassung. Betrachtet man den Kaufpreis von 4.000 Taler, den Plange für den Hof 1823 zahlte, so stellt man fest, dass der Hof weit unter Wert verkauft wurde.

Nach einer Taxation von 1827 lagen die Kaufpreise für einen Morgen Land damals zwischen 80 und 100 Taler in dieser Gegend⁴¹. Nach dem Börde-kataster hatte der Hof Korfmann im Jahr 1685 ca. 100 Morgen⁴². Setzt man nur 80 Taler pro Morgen an, ergibt sich ein Wert des Hoflandes von ca. 8.000 Talern. Hinzu kommt noch der Wert der Hofgebäude. Das bedeutet, dass der Hof Korfmann mehr als doppelt soviel wert war als der Kaufpreis von 4.000 Talern. Die vorhandenen Schulden von fast 5.200 Talern überstiegen damit auch nicht den Wert des Hofes.

Unklar ist, ob der neue Eigentümer Plange neben dem Kaufpreis von 4.000 Talern die auf dem Hof lastende Rente als kapitalisierte Einmalzahlung beim preußischen Rentamt in Soest abgelöst hat und dadurch der niedrige Kaufpreis von 4.000 Talern entstand.

4. Hof Schenkel, Ellingsen

Im Börde-kataster von 1685 sind in Ellingsen neben dem Hof Schenkel noch die Höfe Helmich und Humpert aufgeführt⁴³. Aus einigen Anmerkungen erkennt man, dass neben den drei Höfen noch ein adliges Gut mit dem Namen „Haus Ellingsen“ 1685 bestand⁴⁴. Im Unterschied zu den drei Höfen bezahlte ein adliges Gut keine Steuern an die Stadt Soest. Deswegen ist es im Börde-kataster nicht verzeichnet. Aus dem Hypothekenbuch von 1825⁴⁵ unter dem Titel II „Einschränkungen des Eigentums“ kann man für das Gut zu Ellingsen (Haus Ellingsen) rekonstruieren, dass dies ursprünglich ein kurkölnischer Hof war, der zum Oberhof Oestinghausen

40 Vgl. Kapitel 1.

41 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Taxation von 1827.

42 Koske (wie Anm. 8), S. 14.

43 Ebd., S. 12-14.

44 Ebd., S. 15f.

45 Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abt. Westfalen, Münster, Q 569g: Hypothekenbuch von Weslarn, Bd. II, fol. 5.

gehörte⁴⁶. Im Mittelalter entstanden dann neben dem Haus Ellingsen die drei Bauernhöfe.

Im Jahr 1309 wohl als erster der Hof Humpert, der nach dem Bördekataster von 1685 dem Walburgis-Stift gehörte⁴⁷.

Im Jahre 1309 verkaufte der Ritter Johannes von Hoevel dem Walburgisstift seinen Eigenhörigen Gerhard von Ellingsen mit Frau und Kindern⁴⁸. Ebenfalls im Spätmittelalter muss der Hof Schenkel entstanden sein, der dann nicht mehr zum Haus Ellingsen gehörte, während der Hof Helmich bis 1818 zum Haus Ellingsen gehörte.

Im Bördekataster von 1685 war Eigentümer des Hofes Schenkel der Amtsschreiber Osthus zu Hamm⁴⁹. Bereits 1515 erfahren wir aus den Gerichtsprotokollen der Stadt Soest von einem Schenkel in Ellingsen⁵⁰. Dieser klagte 1515 die Frauen vom Hof Steffen zu Ellingsen (Steffen Kruse, 1685 Helmich) und vom Hof Sauerland in Willingheppen beim Soester Gericht an, ihn als Zauberer zu bezeichnen. Schenkel wurde daraufhin in Soest gefoltert, aber dann für unschuldig erklärt. Die Frauen von Steffen und Sauerland wurden bestraft.

Eine weitere Nachricht vom Hof Schenkel zu Ellingsen ist aus den Annales des Soester Historiographen Ludwig Eberhard Rademacher für das Jahr 1576 ersichtlich⁵¹. Schenkel hatte vom Soester Evert Twiveler ein Haus in Soest gekauft. Da er jedoch kein Bürger der Stadt Soest war, musste er auf Anordnung der Stadt Soest das Haus wieder an einen Soester Bürger verkaufen - ein Beispiel dafür, dass die Colonen in der Soester Börde kein Bürgerrecht in der Stadt hatten.

Man fragt sich, woher Schenkel das Geld für einen Hauskauf in Soest hatte. Einen Hinweis finden wir im Bördekataster von 1685. Dort erfahren wir, dass der Colon Schenkel die Richtstätte der Stadt Soest in Ellingsen betreute, die so genannte Bürgereiche. Wenn einer an dieser Bürgereiche aufgehängt wurde, musste Schenkel die Leiter anstellen und dem Henker der Stadt Soest danach zu Essen und Trinken geben⁵². Für diesen Dienst wurde er offensichtlich von der Stadt Soest bezahlt. Auch fällt auf, dass der Colon Schenkel erst 1598 die Schatzung (Steuern) an die Stadt Soest

46 Vgl. Anm. 9.

47 Koske (wie Anm. 8), S. 13.

48 Westfälisches Urkunden-Buch, Bd. XI: Die Urkunden des kölnischen Westfalen 1300-1325. Münster, Osnabrück 2005, S. 397, Nr. 687.

49 Koske (wie Anm. 8), S. 13.

50 Eduard Vogeler: Alte Soester Kriminalnachrichten. In: Soester Zeitschrift 6 (1887/88), S. 91-113, hier S. 99.

51 Ludwig Eberhard Rademacher: Annales oder Jahrbücher der Uhr-alten und weitberühmten Stadt Soest. Soest 1999, Bd. 3, S. 904, Nr. 2545.

52 Koske (wie Anm. 8), S. 12.

zahlen musste⁵³. Vermutlich war er bis dahin schatzungsfrei wegen seiner Dienste für die Stadt Soest. Dies könnte erklären, dass er dadurch genügend Geld für den Hauskauf in Soest hatte.

In der Schatzungsliste von 1598 heißt der Colon auf dem Hof Jürgen Schenkel, ab 1609 Johann Schenkel. Im Bördekataster von 1685 hatte der Hof 83 Morgen Land sowie 5 Morgen Heyde, d. h. Hudeland beim Schmerbrock. Den Kuhkamp von zwei Morgen bei der Bürgereiche (Galgen der Stadt Soest) hatte er außerdem in Bewirtschaftung. Persönlich hatte Schenkel noch einen halben Morgen Erbland bei Stocklarn.

In den Schatzungslisten der Stadt Soest von 1701 bis 1751 finden wir den Colonnamen Schenkel ohne die Nennung eines Vornamens⁵⁴. Beim Stammbaum Overbeck ist ein Johann Dietrich Andreas Schenkel (geb. 1769) aufgeführt, der im Jahre 1800 Anna Maria Katharina Elisabeth Overbeck (geb. 1782) heiratete⁵⁵. Dieser Schenkel war jedoch nicht der Hofbesitzer, wie wir aus einer Klage von 1817 erfahren. Da verklagt Heinrich Schenkel genannt Helmich den Wilhelm Schenkel zu Ellingsen wegen Geldansprüchen aus einem vor mehreren Jahren durchgeführten Pferdetausch⁵⁶. Daraus ist ersichtlich, dass Wilhelm Schenkel Colon auf dem Hof Schenkel war. Es ist zu vermuten, dass Henrich Schenkel und Johann Dietrich Andreas Schenkel Brüder waren. Es könnte aber auch sein, dass letzterer nach dem Stammbaum schon Witwer war, als er 1800 heiratete, dass Wilhelm also bereits der Sohn von Johann Dietrich Andreas Schenkel war.

Ein Vergleich aus dem Jahr 1827 zwischen den Eheleuten Heinrich Wulf zu Lühringsen und Wilhelm Schenkel zu Ellingsen führt uns in die Zeit der sogenannten Bauernbefreiung⁵⁷. Die Eheleute Heinrich Wulf sind keine anderen als die Eheleute Henrich und Sophie Korfmann, die 1823, wie im Abschnitt 3 geschildert, ihren Hof wegen Überschuldung an Plange verloren hatten.

Noch im gleichen Jahr 1823 kauften die Eheleute Korfmann den Hof Wulf in Lühringsen und nannten sich dann Wulf. Der neue Hof brachte den Eheleuten kein Glück, da sie von vorneherein hoch verschuldet waren, wie später noch zu sehen sein wird. Sie versuchten deshalb, auf allen Wegen zu Geld zu kommen. Vermutlich auf Grund von Erbansprüchen (nähere Urkunden liegen nicht vor) führten sie einen Rechtsstreit um den Hof Schenkel. Im Vergleich von 1827 wurde der Hof Schenkel in der

53 StAS, A 4141.

54 StAS, A 4230 – A 4273.

55 Privatarhiv Overbeck, Stammbaum.

56 Privatarhiv Overbeck, Klage vom 9. August 1817.

57 Privatarhiv Overbeck, Vergleich vom 22. Februar 1827.

dritten Instanz den Eheleuten Wulf zuerkannt. Da jedoch wegen der Übertragungsbedingungen weiterer Streit zwischen den Parteien und weitere Prozesse zu befürchten waren, einigten sich die Parteien vor dem Notar Loerbrocks zu Soest gütlich. Im ersten Punkt des Vergleiches verzichteten die Eheleute Wulf auf den Hof Schenkel zu Gunsten der Elisabeth Schenkel und ihres Ehemanns Henrich Humpert. Sie verzichteten weiter auf alle Ansprüche gegenüber Wilhelm Schenkel, dem bisherigen Colon des Hofes Schenkel und Vater von Elisabeth Schenkel. Der Hof Schenkel sollte im Hypothekenbuch auf die Eheleute Henrich Humpert eingetragen werden. Die Bestimmung zum ersten Punkt des Vergleiches zeigt, dass nach dem preußischen Gesetz von 1825⁵⁸ die bisherigen Colone Wulf und Schenkel wussten, dass sie jetzt Eigentümer der Höfe waren. Dies wurde dann mit der Eintragung im Hypothekenbuch rechtlich vollzogen.

Die weiteren Punkte des Vergleichs zeigen, dass es den Eheleuten Wulf in erster Linie darum ging, an Geld zu kommen, um Schulden abzuführen. So mussten Wilhelm Schenkel und die Eheleute Henrich Humpert 1450 Taler an die Eheleute Wulf zahlen, wobei 1.000 Taler zur Abtragung der Schulden dienten. Weiterhin mussten Wilhelm Schenkel und die Eheleute Humpert Getreide, Heu und Vieh, Bau- und Brandholz sowie Grundstücke den Eheleuten Wulf überlassen.

Im Jahre 1828 waren die Punkte des Vergleichs von 1827 noch nicht alle umgesetzt. Das zeigt ein Antrag des „Neu-Colons Schenkel, genannt Humpert zu Ellingsen wider den Hof Wulf genannt Korfmann und dessen Creditoren“ vom 24. März 1828 an das Land- und Stadtgericht Soest⁵⁹. Schenkel, genannt Humpert, stellte beim Gericht den Antrag auf Erstattung der Fütterungskosten für das Vieh, das Wulf nach dem Vergleich von 1827 zustehen, aber noch nicht abgeholt habe. Das Land- und Stadtgericht Soest urteilte am 31. Juli 1828, dass Schenkel das Vieh zur meistbietenden Versteigerung zum Taxator Andernach nach Soest zu bringen habe⁶⁰. Der Erlös aus dem Verkauf des Viehs sollte dann zur Befriedigung der Gläubigerin Witwe Gerson genommen werden, bei der die Eheleute Wulf verschuldet waren.

Die Ereignisse des Jahres 1827 zeigen, dass der Hof Schenkel beinahe an andere Eigentümer gekommen wäre. Der um den Hof geführte Prozess macht deutlich, dass den früheren Colonen als Pächter der Höfe jetzt nach der Gesetzgebung zur Bauernbefreiung bewusst war, dass sie nicht mehr Pächter, sondern Eigentümer der Höfe waren. Beim Hof Schenkel waren formal durch die Eintragung im Hypothekenbuch die Eheleute Elisabeth

⁵⁸ Koske (wie Anm. 1), S. 85.

⁵⁹ Privataarchiv Overbeck, Antrag von 24. März 1828.

⁶⁰ Privataarchiv Overbeck, Gerichtsurteil vom 31. Juli 1828.

Schenkel und Henrich Humpert die ersten Eigentümer dieses Hofes aus der Colonen-Familie Schenkel. Da dieser Hof bis heute von der Familie Schenkel bewirtschaftet wird, kann diese Familie auf eine über 500-jährige Tradition auf diesem Hof zurückblicken.

5. Hof Wulf in Lühringsen (heute Oevel)

Dieser Hof ist wahrscheinlich im Spätmittelalter aus dem Urhof von Lühringsen hervorgegangen. Der Urhof gehörte der freien Bauernfamilie „de Ludrinchhusen“, die in Urkunden von 1243, 1284 und 1293 genannt wird⁶¹. In einer Urkunde von 1368 wird ein Hennemann von Ludrichhusen erwähnt⁶².

Lühringsen gehörte im Mittelalter zum Bifang Hinderking (= Herrlichkeit) der Herren von Volmarstein mit seinem Hauptort Katrop. Der Bifang (= eingezäuntes Stück Land) stellte ein eigenes Herrschaftsgebiet innerhalb der Kurkölnischen Vogtei Soest dar. Noch bis zum 30-jährigen Krieg finden wir die Höfe von Lühringsen in den Schatzungslisten der Stadt Soest unter der Bauerschaft Katrop. Erst danach gehörte Lühringsen zur Bauerschaft Thöningsen.

In der Schatzungsliste von 1564 ist ein Gert Wulffs aufgeführt⁶³, 1574 Sievert Wulff⁶⁴ und 1585 bis 1632 Jürgen bzw. Jorgen Wulff oder Wulfes⁶⁵. Im Bördekataster von 1685 heißt dann der Colon Franz Wulf⁶⁶. Der Hof Wulf zu Lühringsen bestand damals aus dem Wohnhaus, zwei Scheunen, einem Backhaus und einem Stall und hatte 76 ½ Morgen Ackerland und einen Kuhkamp von vier Morgen. Eigentümer des Hofes war Michels im Tangen, eine Soester Patrizierfamilie. Der Colon Wulf musste alle 12 Jahre den Hof neu gewinnen (pachten) und dafür neben seinen jährlichen Abgaben an den Eigentümer 40 Taler zahlen. Aus dem Bördekataster von 1685 geht hervor, dass der Vater von Franz Wulf Thomas Wulf war, der gut 1 ½ Morgen Erbland besaß. In den Schatzungslisten von 1702 bis 1751 wird der Vornamen des Colons Wulf nicht genannt⁶⁷.

⁶¹ Westfälisches Urkundenbuch, Bd. VII: Die Urkunden des kölnischen Westfalens vom J. 1200 -1300. Münster 1908, S. 240, Nr. 541, S. 894, Nr. 1919, S. 1089, Nr. 2282.

⁶² Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abt. Westfalen, Stift St. Walburg, Urkunden Nr. 160/68 (277), 11. August 1368.

⁶³ StAS, A 4133.

⁶⁴ StAS, A 4134.

⁶⁵ StAS, A 4137-A 4178.

⁶⁶ Koske (wie Anm. 8), S. 292.

⁶⁷ StAS, A 4230-A 4273.

Eine Notariatsverhandlung vom 27. April 1815 zeigt die hohe Verschuldung des Hofs Wulf zu dieser Zeit⁶⁸. Vor dem Soester Notar Loerbrocks erschienen die beiden Lühringer Colonen Franz Wulff und Caspar Overbeck, jetzt Hermes. Caspar Overbeck von Hof Overbeck hatte 1807 Sophie Hermes aus Lühringsen geheiratet⁶⁹ und damit den Nachbarhof Hermes übernommen. In der Verhandlung ging es um die notarielle Aufnahme von Schulden in Höhe von 870 Talern, die Caspar Overbeck genannt Hermes für seinen Schwager Franz Wulf, der die Schwester von Caspar Overbeck, Anna Margaretha Overbeck zur Frau hatte⁷⁰, bei fünf Gläubigern aufgenommen hatte. Dem hochverschuldeten Franz Wulf wollte Caspar Overbeck damit aus der Not helfen.

Nur zwei Jahre später, am 17. Mai 1817, übernahm Caspar Overbeck, genannt Hermes, weitere Schulden für Franz Wulf bei drei Gläubigern in Höhe von 435 Talern⁷¹. In dieser Verhandlung verpfändete Wulf dem Hermes sein ganzes Vermögen und den Hof Wulf in Lühringsen, bis sämtliche Schulden bezahlt waren. Es wurde sogar vereinbart, dass der Hof Wulf im Hypothekenbuch auf den Namen Hermes eingetragen werden sollte. Damit wird deutlich, dass die bisherigen Colonen (Pächter) Wulf und Hermes wussten, dass sie auf Grund der Gesetze zur „Bauernbefreiung“ jetzt Eigentümer der Höfe waren.

Im folgenden Jahr ging es um Schulden in Höhe von mehr als 316 Talern, die Hermes 1814 für Wulf beim Prediger Wilhelm Landfermann von der Soester Georgskirche aufgenommen hatte⁷². Die Gläubigerposition übernahm jetzt der Ökonom Nölle aus Soest. Als Sicherheit verpfändeten sowohl Wulf wie Hermes ihre Höfe sowie neun landwirtschaftliche Erbländer.

Obwohl Hermes in den Jahren 1815 und 1817 Schulden von Wulf bei verschiedenen Gläubigern bezahlt hatte⁷³, wird 1818 deutlich, in welcher aussichtsloser Lage der hochverschuldete Franz Wulf sich inzwischen befand⁷⁴. Neben den Eheleuten Wulf erschienen in der Verhandlung vor dem Soester Notar Georg Wilhelm Loerbrocks Henrich Overbeck zu Kutmecke, Hermes zu Lühringsen, der Schneider Heinrich Korfmann zu Ellingsen, außerdem der bisherige Gutsherr des Hofes Wulf, Herr von Michels. Die Eheleute Wulf waren Michels mehrere Jahrespachten schul-

68 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Verhandlung vom 27. April 1815.

69 Privataarchiv Overbeck, Stammbaum.

70 Ebd.

71 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Verhandlung vom 17. Mai 1817.

72 Privataarchiv Overbeck, Verhandlung vom 30. März 1818.

73 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Urkunden vom 11. März 1815 und 8. Juli 1817.

74 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Verhandlung vom 4. April 1819.

dig. Hier wird noch von Pachten gesprochen, obwohl es auf Grund der „Bauernbefreiung“ schon Renten waren. Die Eheleute Wulf hatten deshalb Geld von der Thomä-Gemeinde geliehen, zum Zahlen der ausstehenden Pachten. Da sie die geliehenen Gelder nicht zurückzahlen konnten, nahmen sie ein Darlehen in Höhe von 800 Talern bei der Witwe Schulenburg vom Grandweg auf. Zur Sicherheit verpfändeten sie den ganzen Hof in Lühringsen. Bürgen für das Darlehen waren die Colonen Overbeck, Hermes, Korfmann und Schneider Korfmann. Zur Sicherstellung dieser Bürgen übertrugen die Eheleute Wulf ihren ganzen Hof mit allen Rechten, auch das Eigentum am Hof, das ihnen nach den neuen Gesetzen zu Teil geworden war. Hier erfahren wir ausdrücklich, dass die früheren Colonen nach den Gesetzen zur „Bauernbefreiung“ jetzt Eigentümer des Hofes waren, obwohl gerade in dieser Verhandlung noch die alten Begriffe wie z. B. Colon, Gutsherr und Pacht benutzt werden.

Weiterhin versprachen die Eheleute Wulf in dieser Verhandlung, den Hof zu räumen und den Bürgen zur freien Verfügung zu geben, falls sie nach halbjähriger Kündigung die Bürgen nicht von der Bürgschaft befreien könnten.

Zur Abtragung des Kapitals von 800 Talern verpflichteten sich die Eheleute Wulf, neun Morgen Getreide jedes Jahr den Bürgen zu überlassen, um es entweder auf dem Halm oder gedroschen zu verkaufen. Sollten die Eheleute Wulf diese Forderung nicht erfüllen oder dem Gutsherren die Pacht nicht geben können, so dass dieser in Genuss der Früchte der neun Morgen käme oder die Bürgen wegen des Darlehens in Anspruch genommen würden, verlören die Eheleute sofort ihren Hof.

Weil Wulf in früheren Verhandlungen den Colon Hermes bei Nichterfüllung der Schuld den Hof überlassen sollte, blieben diese Verpflichtungen bestehen. Beim Fall des Hofes an die Bürgen erhielt jeder nach dem Verhältnis seines eingesetzten Kapitals Eigentum am Hofe.

Herr von Michels als Gutsherr des Hofes Wulf genehmigte die Übertragung des Colonats auf die Bürgen und nahm diese als Colonen an und versprach, den künftigen Colonen die Gewinnnotul (Pachtvertrag) zu erteilen. Er genehmigte die Verhandlungen, behielt sich jedoch wegen der Pachtzahlungen das Vorzugsrecht auf sämtliche Brüchte (Einnahmen) des Hofes Wulf vor.

Diese Verhandlung von 1819 zeigt, dass der Hof Wulf bereits an mehrere Parteien, Gläubiger und Bürgen verpfändet war und es deshalb für die Eheleute Wulf aussichtslos war, den Hof auf Dauer zu halten.

Obwohl in dieser Verhandlung ausdrücklich gesagt wird, dass auf Grund der neuen Gesetze zur „Bauernbefreiung“ die Eheleute Wulf jetzt Eigentümer des Hofes und nicht mehr Pächter (Colon) seien, verhielt sich am

Schluss der Verhandlung der frühere Eigentümer des Hofes, Herr von Michels so, als sei er noch Eigentümer und versprach großzügig, einem künftigen Colon des Hofes einen Pachtvertrag zu gewähren.

Dies macht deutlich, dass 1819 in der Soester Börde von einer wirklichen „Bauernbefreiung“ noch nicht die Rede sein kann.

In einer ergänzenden Verhandlung von 1820 vor dem Notar Loerbrocks wurde die Bürgschaft um 300 Taler, die Heinrich Overbeck aus Kutmecke zur Bezahlung verschiedener Schulden der Eheleute Wulf verwendet hat, auf 1.100 Taler aufgestockt⁷⁵.

Im Jahr 1821 spitzte sich die Situation der Eheleute Wulf weiter zu. In einer Verhandlung vor dem Notar Loerbrocks wurde von Henrich Overbeck zu Kutmecke, Caspar Hermes zu Lühringsen und Henrich Korfmann zu Ellingsen eine Klageschrift gegen die Eheleute Franz Wulf verfasst⁷⁶. Die Eheleute Wulf seien sehr verschuldet und die Kläger hätten für sehr viele Darlehen die Bürgschaft oder als Selbstschuldner übernommen. Es folgen die von Caspar Hermes für die Eheleute Wulf aufgenommen Darlehen mit neun Positionen. Gläubiger sind Präsidentin Regenhertz, Apotheker Holle, Elisabeth Ernst, Kommunalempfänger Rocholl, Herz Rose in Oestinghausen, Ökonom Nölle und die Gerichtskasse in Soest.

Weiterhin werden die von den Klägern und dem Schneider Henrich Korfmann gemeinschaftlich aufgenommenen Darlehen mit drei Positionen aufgeführt. Gläubiger sind die Gerichtskasse in Soest, Frau Schulenburg und Lieutenant von Rademacher. Insgesamt werden Schulden von 1.447 Talern verzeichnet. Die Darlehen von Ökonom Nölle, Frau Schulenburg und Lieutenant von Rademacher seien gekündigt. Sollten deshalb die Kläger als Bürgen oder Selbstschuldner für die Eheleute Wulf von den Darlehensgebern in Anspruch genommen werden, gehöre den Klägern der gesamte Hof Wulf, den sie dann zur Abdeckung der Schulden in Zahlung geben würden. Da die drei Gläubiger den Notar Loerbrocks beauftragt hätten, nach Kündigung der Darlehen zur Begleichung der Schulden Klage gegen die Bürgen zu erheben, forderten die Colonen Overbeck, Hermes und Korfmann die sofortige Übergabe des Hofes Wulf und die sofortige Räumung durch das Ehepaar Wulf. Dies sei auch durch vorhergehende Verträge vom Gutsherrn von Michels genehmigt.

Auch wenn keine weiteren Urkunden vorliegen, ist es offensichtlich, dass die Eheleute Franz Wulf noch im Jahre 1821 ihren Hof verloren und räumen mussten.

⁷⁵ Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Klageschrift vom 06.08.1820.

⁷⁶ Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Klageschrift vom 3. Januar 1821.

Allerdings geht aus einer Urkunde des Jahres 1827 durch eine Zeugenunterschrift hervor, dass Franz Wulf weiter in Lühringsen wohnte⁷⁷. Wahrscheinlich organisiert durch den Notar Loerbrocks wurden die Schulden des Ehepaars Wulf und der Bürgen Overbeck, Hermes und Korfmann durch Verkauf von Grundstücken des Hofes Wulf beglichen. Das beweist indirekt eine Eintragung im Hypothekenbuch 1824⁷⁸, als der Hof nur noch gut 30 Morgen groß war. Im Bördekataster von 1685 war er mit fast 70 Morgen noch der größte Hof in Lühringsen⁷⁹. Der frühere Gutsherr des Hofes Wulf, Herr von Michels, nutzte ebenfalls diese Gelegenheit, sich die Renten des Hofes kapitalisiert auszahlen zu lassen. Der Resthof Wulf war damit ohne jede Belastung.

Aus dem Eintrag in Hypothekenbuch geht hervor, dass der Colon Henrich Korfmann am 10. April 1823 den Hof Wulf für 2.405 Taler frei von gutsherrlichen Abgaben kaufte. Dieser Heinrich Korfmann ist kein anderer als Henrich Overbeck (1794-1854) aus Kutmecke, der 1815 Sophie Korfmann heiratete und damit den Hof Korfmann in Ellingsen übernahm. Er nannte sich dann Korfmann. In der vorstehenden Schilderung der Verschuldung der Eheleute Franz Wulf finden wir Henrich Korfmann auch als Bürgen für die Schulden des Hofes Wulf.

Wie oben ausgeführt, mussten die Eheleute Henrich und Sophie Korfmann den Einzelhof Korfmann in Ellingsen wegen Überschuldung verkaufen. Der neue Eigentümer war dann im Jahre 1823 der Ökonom Planke aus Soest. Anscheinend durch die Vermittlung des Notars Loerbrocks kaufte Henrich oder Heinrich Korfmann den Hof Wulf in Lühringsen. Durch diesen Kauf lasteten von Anfang an auf dem Resthof Wulf, den Henrich Korfmann kaufte, Schulden in Höhe von 2.121 Talern! Gläubiger waren die Witwe Schulenburg, der Jude Rosenberg und Hauptmann Melchior. Die Ausgangsposition für die erfolgreiche Bewirtschaftung ihres neuen Hofes war für die Eheleute Korfmann, jetzt Wulf genannt, äußerst schlecht.

Dies muss auch Henrich Korfmann bewusst gewesen sein. Er ließ deshalb vom Taxator Bewer aus Soest 1824 eine Vermögensaufstellung sämtlicher Ländereien und sonstiger Werte des Henrich Korfmann erstellen⁸⁰. Die Aufstellung enthält 13 Erbländereien mit insgesamt 28 ½ Morgen mit einem Gesamtwert von 2.585 Talern, den Hof Wulf selbst mit einem Wert von 3.070 Talern, weiter dem Henrich Korfmann persönlich gehörende Erbländereien mit zehn Flächen in einer Größe von 21 ¼ Morgen mit

⁷⁷ Privataarchiv Overbeck, Urteil vom 12. Mai 1827.

⁷⁸ Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Urkunde vom 29. Juli 1824.

⁷⁹ Koske (wie Anm. 8), S. 299.

⁸⁰ Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Taxation von 1824.

einem Wert von 1.512 Talern. Hof und Erbländereien hatten danach einen Wert von 7.167 Talern.

In der Aufstellung des Taxators sind dann noch Geldbeträge aufgeführt, die Wulf gegenüber anderen Personen geltend macht, so 1.170 Taler vom Colon Schenkel in Ellingsen, 450 Taler von seinem Vater Witte in Heppen, 84 Taler vom Hof Schwanebrügge, 20 Taler Erbschaft vom Schneider Korfmann und 500 Taler von Colon Hermes, Lühringsen - insgesamt 2.124 Taler, die aber, wie noch zu zeigen ist, zum Teil unrealistisch waren. Nach der Taxation standen damit Vermögenswerte von 9.290 Talern Schulden in Höhe von 2.717 Talern gegenüber. Die Eheleute Wulf wollten damit ihre Liquidität beweisen. Ein Jahr später verschlechterte sich die Finanzsituation der Eheleute Wulf weiter. In einem Brief vom 26.09.1825 an das Land- und Stadtgericht Soest⁸¹ schilderten sie ausführlich ihre schwierige wirtschaftliche Lage unter Beifügung der Taxation von 1824. Sie seien durch die schlechten Kornpreise in ihrem Vermögen so heruntergekommen, dass sie jetzt den Verkauf ihrer Colonie beabsichtigten. In ihrem Brief gingen sie zunächst darauf ein, dass sie mit Hilfe des Notars Loerbrocks um ihren früheren Hof Korfmann in Ellingsen gebracht worden seien⁸² und dann den Hof Wulf in Lühringsen gekauft hätten. Die Eheleute beklagten, dass beim Kauf des Hofes Wulf der Notar Loerbrocks und der Taxator Brewer je 100 Taler verdient hätten. Sie hätten gehofft, bei dem „Tausch“ Hof Korfmann gegen Hof Wulf nur 700 Taler Schulden auf ihre neue Colonie Wulf übernehmen zu müssen, was jedoch nicht der Fall war. Auf Grund der weiterhin schlechten Kornpreise seien sie außerstande, die Steuern zu bezahlen. Die Steuerbehörde in Soest habe daraufhin den größten Teil ihrer Feldfrüchte beschlagnahmt und zu einem viel zu niedrigen Preis verkauft. Die Folge sei jetzt, dass sie kein Futter mehr fürs Vieh hätten und ohne Vieh kein Dünger mehr zum Bestellen der Äcker.

Sie hätten ein dreijähriges Moratorium zur Begleichung ihrer Schulden vorgeschlagen, um Zeit zu gewinnen, ihre Geldforderungen entsprechend der Taxationsliste einzutreiben. Diesem Vorschlag sei aber kein Gehör geschenkt worden. Die Eheleute Wulf baten deshalb das Land- und Stadtgericht Soest, ihre Colonie und ihre Erbländer nicht zu verkaufen, sondern ihnen eine Frist von 5 Jahren einzuräumen, um ihre Schulden zu bezahlen. Sie kämen sonst mit ihren vier unmündigen Kindern in das größte Elend. Weiter führten sie an, dass sie auch durch die Übernahme von Bürgschaften für andere Höfe zu diesen Schulden gekommen seien. Damit sind

81 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Brief vom 26. September 1825.

82 Vgl. Kapitel 3.

wohl die früheren Bürgschaften für Franz Wulf, dem vorgehenden Colon auf dem Hof Wulf, gemeint.

Dieser Antrag war vergeblich, denn die Gläubiger beantragten beim Land- und Stadtgerichts Soest die Zwangsversteigerung des Hofes Wulf⁸³. Das Gericht hatte dafür drei Termine (1. Juni, 14. August und 17. Oktober 1826) angesetzt. Der Wert des Hofes war dabei auf gut 2.387 Taler gerichtlich geschätzt worden. Die Eheleute wurden zu diesen Zwangsversteigerungsterminen geladen, um eine Erklärung zum möglichen Zuschlag zu geben. Sollten sie nicht erscheinen, drohte das Gericht ihnen an, dem Meistbietenden den Zuschlag zu erteilen.

Aufgrund der Ladung bat Sophie Wulf das Gericht, die Zwangsversteigerung zu verhindern⁸⁴. Sie führte aus, dass nach der Aufstellung des Taxators 1824 das Gesamtvermögen der Eheleute Wulf 5.835 Taler betrage. Dem ständen 3.053 Taler Schulden gegenüber. Das vorhandene Vermögen sei damit noch 2.382 Taler. Weiterhin seien 1825 Korn, Vieh und Mobilien des Hofes zur Ablösung von Schulden gerichtlich verkauft worden. Über die Einnahmen daraus und was damit an Schulden getilgt worden sei, habe man bis heute keinen Nachweis vorgelegt bekommen. Deshalb bat sie, den Verkauf des Hofes Wulf auszusetzen, bis dieser Nachweis ihnen vorgelegt worden sei. Außerdem führte sie an, dass beim Verkauf des Hofes Korfmann im Jahre 1823 der Notar Loerbrocks einen Betrag von mehr als 157 Taler an die Gläubigerin Elisabeth Ernst zu Nateln ausgezahlt habe. Das aber seien Schulden des Colons Hermes aus Lühringsen gewesen, daher müsse der Notar Loerbrocks ihnen diesen Betrag erstatten. Damit könnten sie die anstehenden Schuldzinsen bezahlen. Sie bat deshalb das Gericht noch einmal, den Verkauf des Hofes wenigstens auf ein paar Jahre oder bis nächsten Herbst auszusetzen.

Die Zwangsversteigerung des Hofes Wulf wurde offensichtlich im Jahre 1826 nicht durchgeführt. Die prekäre Situation der Eheleute Wulf wird aber deutlich an zwei Vorfällen in den Jahren 1827 und 1828, die vom Land- und Stadtgericht Soest entschieden wurden.

In einem Urteil des Gerichts 1827 ging es um eine Klage des Henrich Wulf zu Lühringsen gegen den Schankwirt Goßwien Sander zu Wehring (Rottlinde)⁸⁵. Sander musste dem Wulf nach dem Urteil verschiedene Gegenstände (Brotpfanne, Topf, Löffel usw.) zurückgeben, die er von Wulf zu Eigentum bekommen habe. Wulf bestritt dies per Eid und behauptete, sie seien nur geliehen.

83 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Ladung vom 24. März 1826.

84 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Schreiben vom 5. September 1826, Abschrift.

85 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Urteil vom 12. Mai 1827.

Beim zweiten Vorfall zeigte der Colon Overbeck zu Kutmecke dem Gericht 1828 an, dass Wulf Weidenbäume und Obstbäume im Hofbereich umgehauen und veräußert habe⁸⁶. Das Land- und Stadtgericht Soest untersagte daraufhin dem Colon Wulf zu Lühringsen bei Androhung einer achttägigen Gefängnisstrafe, die auf seinem Hof stehenden Bäume zu fällen und zu veräußern.

Beide Vorfälle zeigen, dass den Eheleuten Wulf „das Wasser bis zum Halse“ stand und sie versuchten, auf jede mögliche Art und Weise an Geld zu kommen.

Um eine erneute Zwangsversteigerung zu verhindern, legten die Eheleute Wulf 1828 dem Gericht in Soest eine Aufstellung ihrer Grundstücke vor, die sie verkaufen wollten⁸⁷. Sie hofften damit, im Besitz ihres Hofes zu bleiben und ihre Gläubiger befriedigen zu können. Die Aufstellung umfasste Ländereien in einer Größe von 33 $\frac{3}{4}$ Morgen, die 2.832 Taler erbringen sollten. Die aufgeführten Käufer waren neben zwei Soester Nichtlandwirten durchweg Colonen der Nachbarhöfe, nämlich Camen und Overbeck aus Kutmecke, Schenkel aus Ellingsen, Barnhöfer aus Lühringsen, Heinrich Reckert aus Kutmecke, Vahrenholt aus Brockhausen, Kerstin aus Wehringsen und Diederich Korfmann, wahrscheinlich der Vater von Sophie Wulf, geb. Korfmann.

Der Verkauf der Grundstücke verzögerte den Verlust des Hofes aber nur geringfügig. Knapp ein Jahr später beschloss das Land- und Stadtgericht Soest die Subhastation (Versteigerung) des Resthofes Wulf⁸⁸. Der bestand nur noch aus dem Wohnhaus nebst Hofraum, Obst- und Gemüsegarten im Wert von 665 Talern und zwei Fischteichen und einem kleinen Grundstück im Wert von 160 Talern. Die Versteigerung wurde auf den 19. Oktober 1829 angesetzt.

Gegen die Zwangsversteigerung erhob Sophie Wulf am 16. Oktober 1829 Beschwerde beim Oberlandesgericht Hamm, die jedoch zurückgewiesen wurde⁸⁹. Das Gericht in Soest habe mit der Ansetzung der Versteigerung ordnungsgemäß gehandelt. Mögliche Einwände gegen die angemeldeten Forderungen der Gläubiger habe der Colon Wulf nicht erhoben und damit die Einspruchsfrist versäumt. Das müsse sie als Ehefrau auch gegen sich gelten lassen. Nur in einem Punkt folgte das Oberlandesgericht der Beschwerde, nämlich, dass das Gericht in Soest die Wulf angelasteten Kosten der ersten erfolglosen Versteigerung im Jahr 1826 niederschlagen solle.

86 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Anzeige vom 28. April 1828.

87 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Aufstellung vom 13. August 1828.

88 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Beschluss vom 29. Juli 1829.

89 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Bescheid vom 6. November 1829.

Am 27. März 1830 wurden die Eheleute Wulf durch Beschluss des Gerichts in Soest vorgeladen, um sich über die Richtigkeit und Priorität der Forderungen der Gläubiger im Zuge der Zwangsversteigerung des Hofes Wulf zu erklären⁹⁰. Am 13. Mai fasste dann das Land- und Stadtgericht Soest den Beschluss über die Priorität und den Umfang der Forderungen der Gläubiger (sogenannte Prioritätserkenntnis) aus der Zwangsversteigerungsmasse⁹¹. Mit der Liquidationsaufstellung, die in die Klassen 2 bis 7 eingeteilt wurde, legte das Gericht die Rangfolge der Befriedigung der Forderungen fest. In die 2. Klasse wurden die Forderungen der öffentlichen Hand (Königliche Steuerkasse, Kommunalkasse zu Soest) vorrangig eingestuft. Hier erfahren wir auch, dass der Soester Ökonom Gerhard Schulenburg den Hof Wulf bereits seit Oktober 1829 im Eigentum hatte und dafür auch Steuern zahlte. Das Ehepaar Wulf wurde am 12. März 1830 auf Anordnung des Soester Gerichts vom Hof vertrieben. Die Gerichtskosten musste der neue Eigentümer Gerhard Schulenburg zahlen.

In den Klassen 3 bis 5 finden wir neben den Gläubigern Rosenberg und Freiherr von Fürstenberg vor allem die Salarienkasse des Gerichts, die Armenkasse des Soester Waisenhauses und den Kirchenvorstand der Wiese-Georgs-Gemeinde. Im Liquidationsbeschluss des Soester Gerichts wurde dann festgelegt, dass die Gläubiger in der 6. und 7. Klasse erst nach der Befriedigung der Klassen 2 bis 5 etwas erhalten sollten. Hiervon betroffen waren auch die Forderungen der Colonen Overbeck und Rickert von Kutmecke.

Bereits vor dem Liquidationsbeschluss vom 13. Mai hatte die Ehefrau Sophie Wulf am 26. Januar 1830 ein Gesuch an das Oberlandesgericht in Hamm gerichtet. Am 2. Februar erging dann eine Nachricht an sie, dass das Land- und Stadtgericht Soest sie wegen der Rückgabe von Akten vernehmen werde⁹². Im Übrigen wies das Oberlandesgericht in Hamm das Gericht in Soest an, sie wegen „unnützen Querulierens“ zu bestrafen. Daraufhin wurden die Eheleute Wulf vom Soester Gericht am 18. April 1830 zu einer 14-tägigen Gefängnisstrafe verurteilt⁹³.

Das Gericht begründete die Strafe mit der „Unstatthaftigkeit“ ihrer Anträge an das Gericht und ständigem Querulieren. Die Strafe hatten sie innerhalb von acht Tagen anzutreten. Sollten sie sich noch einmal beim Gericht beschweren, wurde eine Gefängnisstrafe von vier Wochen angedroht. Die Zustellung dieses Urteils erfolgte am 8. April 1830 an die

90 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Beschluss vom 27. März 1830.

91 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Beschluss vom 13. Mai 1830.

92 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Nachricht vom 2. Mai 1830.

93 Privataarchiv Overbeck, Hof Wulff, Strafbeschluss vom 28. April 1830.

Eheleute Wulf nach Soest. Dort waren sie nach ihrer gerichtlichen Vertreibung vom Hof am 12. März offensichtlich untergekommen.

In Soest führten die Eheleute dann nur noch den Namen Overbeck, da ja der Ehemann Henrich Overbeck, genannt erst Korfmann, auf dem Hof Overbeck in Kutmecke geboren war.

Aus einer Ladung des Kreisgerichts in Soest vom 6. September 1850 an den Tagelöhner Wulf zu Soest erfahren wir, dass der frühere Colon Henrich Wulf, der sich jetzt wieder Overbeck nannte, als Tagelöhner seinen Lebensunterhalt verdiente⁹⁴. Nach dem Stammbaum des Privatarchivs Overbeck starb Henrich Overbeck, genannt Korfmann und ab 1823 genannt Wulf, am 20. Oktober 1854 in Soest im Alter von 60 Jahren⁹⁵. Seine Frau Sophie, geb. Korfmann, war bereits am 12. April 1851 in Soest im Alter von ebenfalls 60 Jahren gestorben.

Der neue Eigentümer des Wulf-Hofes, der Ökonom Gerhard Schulenburg aus Soest, verkaufte vermutlich bald nach 1830 den Hof weiter an Georg Schulze, der vom Hof Helmich in Ellingsen stammte. Im Urkataster von 1827 war Eigentümer des Hofes Helmich Anton Schulze. Den Hof Wulf in Lühringsen erwarb 1907 Wilhelm Oevel aus Ostönnen von der Familie Schulze. Der Familie Oevel gehört er bis heute.

6. Schlussbetrachtung

Aufgrund der Unterlagen aus dem Privatarchiv Overbeck aus der Zeit von 1810 bis 1830 erfahren wir viele Einzelheiten über die Verhältnisse der Höfe Overbeck in Kutmecke, Korfmann und Schenkel in Ellingsen und Wulf in Lühringsen. Es war die Zeit der sogenannten Bauernbefreiung, in der die bisherigen Pächter (Colonen) der Höfe deren Eigentümer wurden.

Die bisherigen Abgaben an die früheren Eigentümer blieben jedoch bestehen. Diese Abgaben mussten sogar vorrangig von den neuen Hofeigentümern erbracht werden, wie wir aus dem Hypothekenbuch des Hofes Overbeck gesehen haben. Wurden diese Abgaben, die sogenannten Renten, nicht geleistet, bestand sogar ein Heimfallrecht des Hofes an den früheren Eigentümer. Die früheren Colonen als neue Eigentümer der Höfe konnten zwar diese Renten mit dem 25-fachen des Wertes der Abgaben ablösen. Dazu hatten die meisten Bauern damals allerdings kein Geld.

Viele Colonen in der Soester Börde hatten vor allem im 18. Jahrhundert einzelne landwirtschaftliche Flächen gekauft, um neben den Ländereien

des gepachteten Hofes noch mehr Wirtschaftsfläche zu haben. Dafür hatten sich diese Colonen jedoch oft verschuldet.

Auf der anderen Seite hatten die früheren Eigentümer der Höfe ihr Interesse und ihre Fürsorgepflicht für ihr bisheriges Eigentum nach der Bauernbefreiung verloren. Sie bestanden deshalb rigoros auf der Zahlung der jährlichen Rentenabgaben durch die neuen Hofeigentümer, während sie früher als Eigentümer bei schlechten Ernten, persönlichen Schicksalsschlägen usw. ihren Colonen Abgaben nachließen oder stundeten. Dies war besonders bei vielen Höfen auch der Fall, die Klöstern und Stiften gehörten. Diese waren nun nach der Säkularisation im Jahr 1803 im Eigentum des Staates. Das Rentamt in Soest erhob dann von den neuen Eigentümern der Klosterhöfe unerbittlich die Renten. Konnten die neuen Eigentümer nicht zahlen, wie wir beim Hof Korfmann gesehen haben, betrieb das Rentamt die Versteigerung des Hofes.

Es war deshalb für die ehemaligen Colonen sehr schwer, in dieser Zeit als Eigentümer des Hofes über die Runden zu kommen, wahrhaft unruhige Zeiten. Das Ehepaar Henrich Overbeck hatte damals zweimal ihren Hof verloren, erst den Hof Korfmann, dann den Hof Wulf. Am Beispiel des Hofes Wulf in Lühringsen konnten wir sehen, dass durch Verwandtschaft verbundene Nachbarhöfe als Bürgen und durch Kreditaufnahme für den Hof Wulf versuchten, die Hofeigentümer Wulf vor der Insolvenz zu bewahren. Dies führte jedoch zur Existenzgefährdung der eigenen Höfe auf Grund eigener zunehmender Verschuldung. So musste z. B. die Familie Hermes vom Nachbarhof der Wulfs ihren Hof wegen Überschuldung im Jahr 1837 dem Eigentümer (Erbherr) von Schmitz überlassen. Die Familie von Schmitz verkaufte ihn dann an Arnold Schulzdrees, der vom gleichnamigen Hof aus Schwefe stammte⁹⁶.

Das Beispiel zeigt, dass es in der Soester Börde eine Anzahl von Höfen gab, deren Eigentümer in den unruhigen Zeiten der „Bauernbefreiung“ ihre Höfe verloren. Eine gesicherte Zukunft fanden viele neue Eigentümer, die früher Pächter (Colonen) auf den Höfen waren, erst mit den preußischen Agrargesetzen, die nach der Revolution von 1848 im Jahre 1850 erlassen wurden. Nun konnten sie die drückenden jährlichen Abgaben (Renten) an die Alteigentümer (Erbherren) ablösen. Das 25-fache des jährlichen Abgabewertes wurde auf das 18-fache reduziert. Der Betrag musste nicht auf einmal gezahlt werden, sondern konnte mit einem Kredit bei den neu eingerichteten Rentenbanken über viele Jahre nach und nach abgezahlt werden. Auf Grund von Lösungsvermerken aus dem Jahre

⁹⁴ Privatarchiv Overbeck, Hof Wulff, Ladung vom 6. September 1850.

⁹⁵ Privatarchiv Overbeck, Stammbaum.

⁹⁶ b (=Ingeborg Ber Becker): Die Hofesgeschichte des Dorfes Lühringsen. In: Soester Anzeiger Nr. 130 vom 5. Juni 1954.

1858 im Hypothekenbuch des Hofes Overbeck in Kutmecke von 1828 kann man vermuten, dass der Kutmecker Hof Overbeck um diese Zeit die Ablösung der jährlichen Abgaben für die Alteigentümer (Erbherren) vorgenommen hat. Damit wird deutlich, dass die preußischen Agrargesetze von 1850 bewirkten, dass man erst ab diesem Zeitpunkt von einer echten „Bauernbefreiung“ sprechen kann.

ULRICH LÖER

PROBST EBERHARD NÜBEL AUF DEM WEG IN DIE MODERNE? ZUR ERRICHTUNG DES DENKMALS AUF DEM OSTHOFENFRIEDHOF

Wenige Tage vor dem 15. Mai 1878 berichtete der Soester Anzeiger von der Errichtung eines Denkmals auf dem Soester Osthofenfriedhof. Das Denkmal sei 6 Meter hoch. Der Grundriss bilde ein Sechseck, auf dem sich ein Dreieck erhebe. Auf diesem erheben sich drei kleine und eine große Säule in der Mitte. „In der Höhe von ungefähr 3 ½ Meter beginnt ein sechseckiger Baldachin“, so schreibt die Zeitung weiter, „mit drei kleinen und einer großen Fiale nebst Kreuzblume. Unter diesem Baldachin befindet sich auf einem Felde Jesus Christus als guter Hirt, auf dem anderen Felde Maria als Fürbitterin und auf dem dritten Felde die Insignien des Priestertums“ (Abb. 1). An wen anders hätte erinnert werden können als an den Soester Propst Eberhard Nübel, der 31 Jahre lang die Patrokligemeinde

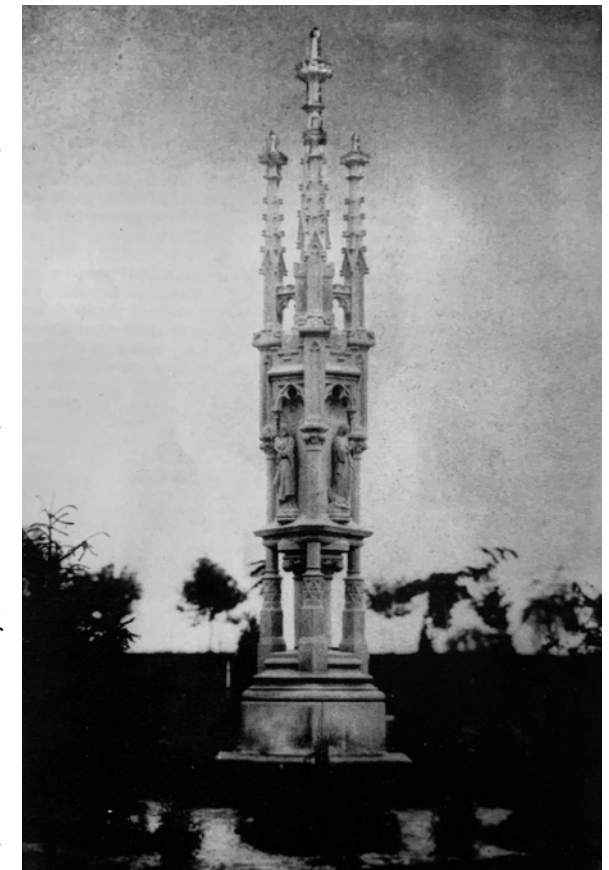


Abb. 1: Gedenkstätte für Propst Johann Eberhard Nübel auf dem Osthofenfriedhof in Soest. Verbleib unbekannt. Archiv der Patrokligemeinde, AO 24 Nachlass Nübel, Bl. 91 (M. Löer)

in Soest geleitet (1845-1876) hat und am 20. November 1876 verstorben war.

Maßwerk und Spitzbogen, Krabben und Fialen, Säulen und Skulpturen richteten den Blick der Besucher himmelwärts. Baldachin und Strebewerk über den Skulpturen gaben diesen wie unter einem Schutzdach einen eigenen Raum. Das breite, volksnahe Wirken Nübels wurde dem Besucher im Bild des „Guten Hirten“ bewusst. Das Dogma von der unbefleckten Empfängnis hatte seit seiner Verkündigung 1854 die Marienfrömmigkeit gefördert. Nübel regte gleich 1846 die jährliche Wallfahrt der Soester Katholiken zur Mutter Gottes nach Werl an. Die priesterlichen Insignien Stola, Kelch und Bibel ließen ihn im Licht seiner pastoralen, sakramentalen und verkündigenden Aufgaben erscheinen. Dass den Christen in Soest beim Anblick dieses neugotischen Turmdenkmals die gotische Turmfassade der Wiesenkirche, deren Bau 1846 von König Friedrich Wilhelm IV. neu angeregt und 1882 vollendet wurde, vorschwebte, ist nicht auszuschließen. Mit der Errichtung des Denkmals auf dem Osthofenfriedhof fand jedenfalls eine lebhaft diskutierte Erinnerung an eine außergewöhnlich wirkende Persönlichkeit statt.

Am 5. April 1877 trafen sich 25 Praesentes ohne Unterschied des Geschlechts und Standes nach einem Aufruf in „öffentlichen Blättern“ zur ersten Beratung. Der Verein trug durch seinen Zusammentritt die Verehrung und Liebe für den verstorbenen Propst Nübel im Herzen. Die Anwesenden wählten nach einem Satzungsentwurf zur Handhabung der Geschäfte einen Vorstand, dem die Herren Hiltenkamp (Vorsitzender), Röttger, Gruß, Mantel und Linnhoff angehörten. Mitglieder einer am 16. Juni 1877 gewählten Bau-Commission waren die Herren Fahrenhorst (Kaplan), Briskens (Kaplan), Toppshoff (Bauingenieur), Röttger (Maurermeister), Abthoff (Kaufmann), Schäfer (Unternehmer), Linnhoff (Goldarbeiter), Gruß (Küster). Die Ausschreibung für das Denkmal sollte an 14 Steinbildhauer ergehen und stellt eine Reihe von Bedingungen: Pläne im Maßstab 1:100 nebst Kostenanschlägen bis zu 2.000 Mark, Pläne nach historistischer Art im romanischen, gotischen oder italienischen Renaissance-Stil. Die Entwürfe sollten unentgeltlich angefertigt werden. Dem Sieger im Wettbewerb wurde die Ausführung übertragen. Die Entwürfe werden acht Tage öffentlich ausgelegt. Als Material wurden der Pariser und Trierer, nicht aber der Obernkirchener und Baumberger Sandstein empfohlen. Der Sieger sollte durch Lob in vier Zeitungen geehrt werden. Er erhielt das in seinem Kostenvoranschlag verlangte Honorar.

Vierzehn Steinbildhauer wurden um einen Entwurf gebeten:

Meinardus, Düsseldorf
 Goldkuhle, Wiedenbrück
 Mesecker, Münster
 Albermann, Köln
 Hertel, Münster
 Poggel, Werl
 Fleige, Münster
 Herlitzius, Soest
 Braun, Werl?
 Güldenpfennig, Paderborn
 Ewertz, Münster
 Hellweg, Paderborn
 Kadelborn, Rüthen

Am 21. August 1877 erhielt der Soester Stein- und Bildhauer Heinrich Herlitzius nach einer Stichwahl die Mehrheit der insgesamt neun wahlberechtigten Stimmen des für die Vereinsversammlungen zuständigen Komitees. Von den fünf Entwürfen des Herlitzius kam der dritte für Nübels Denkmal weitgehend zum Zuge. Aus der Schar der zu einem Entwurf aufgeforderten Steinbildhauer ragten einige durch ihre Kompetenz und Bekanntheit heraus. Wilhelm Albermann hinterließ im Raum Köln ein umfassendes plastisches Werk, das u. a. aus Sandsteinfliguren und Grabdenkmälern bestand. In der Jesuitenkirche in Trier hat er mit einer Skulptur an den Dichter und Gegner der Hexenprozesse Friedrich Spee (1591-1635) erinnert. Arnold Güldenpfennig (1830-1908) wirkte als Diözesan- und Dombaumeister in Paderborn. Heinrich Fleiges (1840-1890) Kreuzwegstationen sind noch heute im Münsterland weit verbreitet. Das Bronzestandbild des Ministers Franz von Fürstenberg in Münster und die Bronzebüste der westfälischen Dichterin Annette von Droste Hülshoff auf der Burg Hülshoff erinnern an den bekannten „Kreis von Münster“.

Heinrich Herlitzius (1846-1915) betrieb in Soest ein Bauunternehmen und eine Stein- und Bildhauerei. Er wirkte mit am Schlossbau zu Vörlinghausen, am Dom zu Köln und an der Vollendung der Wiesenkirche. Von ihm soll die übergroße Kopie der Patrokliskulptur im Burghofmuseum stammen, deren Original aus dem 13. Jahrhundert das Landesmuseum Münster unter dem Titel „Weslarner Patroklos“ bewahrt. Mit dem Neorenaissance-Gebäude Westenhellweg 11-13, das noch heute besonders durch seine Fialen und den rundbogigen Portalrisalit auffällt, schaffte er sich und seiner Werkstatt ein erinnerungswertes Gebäude.

Am 17. Mai 1878 nahm Linnhoff, der Rendant im Vorstand, die Restzahlung an Herlitzius vor. Das Ende des Weges des Vereins zeichnete sich ab. Vierzehn Monate hatte man im Komitee über den angemessenen Standort des Denkmals diskutiert und sich jetzt auf ein Erbbegräbnis auf dem Osthofenfriedhof westlich des Kriegerdenkmals geeinigt. Am 20. Februar 1886, fast zehn Jahre nach der Beerdigung, übergab das Komitee zur Errichtung des Denkmals für den verstorbenen Propst Nübel die Verwaltung der Begräbnisstätte in die Hände des Kirchenvorstands der Patrokligemeinde. Mit diesem Schreiben schließt die Akte im Patrokliarchiv.

Der zu feinen Gebilden behauene Stein des Denkmals, der das durchsichtige Strebewerk freigibt, Maßwerk und Skulpturen, die die Wandflächen auflockern, und nicht zuletzt die sakralen Symbole bezeugen das Lebenswerk des Verstorbenen. Indem dieses Lebenswerk bildlich vermittelt wird, lässt sich gleichzeitig fragen, ob Eberhard Nübel eher dem modernen oder eher dem traditionellen Katholizismus der Mitte des 19. Jahrhunderts zuzurechnen ist.



Abb. 2: Fronleichnamsprozession durch die Propst-Nübel-Straße, 1921. Foto Stadtarchiv Soest

*Propst Eberhard Nübel
(1802-1876) auf dem Weg
in die Moderne?*

„Überaus tüchtiger Seelsorger und bedeutender Redner; eigenständiger Charakter; sehr selbstlos und einfach (nur ein „Luxus“: Raucher); berühmter Kollektant (armer Pastor von Soest), der aber auch selbst gern gab; große Liebe zur Schule; führte für die Mädchen Liebeschwestern aus Paderborn ein; gründete die Mäßigkeits-, Rosenkranz- und Herz-Mariae-Bruderschaft, ferner den Elisabeth- und Paramentenverein, besonders aber den Gesellenverein, dessen Leitung er lange führte (baute auch das Gesellenhaus); ließ 2 mal durch Jesuiten Mission halten.

Sehr besorgt für die Armen und Kranken; stiftete das Marienhospital aus Erträgen seiner Bettelfahrten. Seine Liebessorge galt aber der Filiale Sassendorf, wo er 1854 Privatschule, 62/63 Missionshaus mit Kirche, Pfarrwohnung und Schule errichtete. Die Baumaterialien brachten die Bewohner der Börde, Eichen wurden im Sauerland geschenkt. Das noch erforderliche Geld wurde in der ganzen Provinz kollektiert. Als Kunstfreund sehr bemüht um Wiederherstellung des Patrokli-Domes und der Nikolai-Kapelle, auf deren übertünchte wertvolle Gemälde er aufmerksam machte. Führte jährliche Fronleichnamsprozession [Abb. 2] und Wallfahrt nach Werl ein“¹.

In diesen hohen Tönen würdigte 1934 der Paderborner Historiker Wilhelm Liese

Person und Lebenswerk von Propst Eberhard Nübel (1802-1876) (Abb. 3)². Vorausgegangen war eine ausführliche Biographie aus der Feder von Propst Lorenz Drehmann, Amtsnachfolger Nübels 1922-1944³. Es folgte 1995 eine 19-seitige Darstellung Nübels von Küster Karl Josef zur Heiden⁴. Drehmann und zur Heiden konnten sich auf die mehrteilige Artikelfolge des Westfälischen Kirchenblatts aus dem Jahre 1880 stützen⁵. Die Tätigkeit Nübels ist archivalisch gut dokumentiert. Der Paderborner Bistumsarchivar Dr. Alfred Cohausz hat 1938 die Archivalien der Propsteigemeinde (1823-1938) in 152 Ordnern thematisch aufgereiht und durch ein Findbuch erschlossen. Weniger, ja nahezu gar nicht wurde bisher der Versuch gemacht, das außergewöhnlich breite Wirken von Propst Nübel kirchengeschichtlich zu untersuchen⁶, d. h. nach seinen vorrangigen Motivationen und Interessen zu fragen, nach Einflussnahme

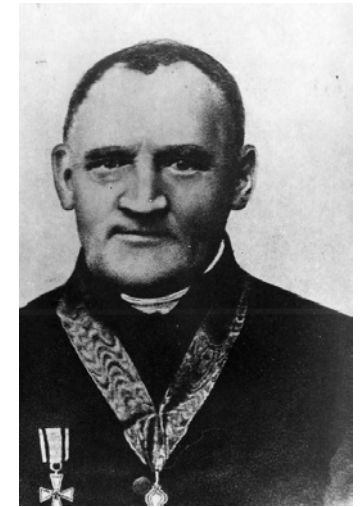


Abb. 3: Johann Eberhard Nübel (1802-1876), Propst an St. Patrokli 1845-1876. Foto Stadtarchiv Soest

- 1 Wilhelm Liese: Necrologium Paderbornense – Totenbuch Paderborner Priester (1822-1830). Paderborn 1934, S. 409f.
- 2 Im Manuskript vorhanden in der Sammlung Rocholl im Stadtarchiv Soest unter dem Titel: Chronik der St. Patrokli-Gemeinde in Soest. o. J. StAS, P 175.4
- 3 Ebd.
- 4 Karl Josef zur Heiden: Johann Eberhard Nübel. Propst ad St. Patroclum und Dechant in Soest. In: Winfried Dornschneider (Hrsg.): St. Patrokli Soest. Geschichte und Gegenwart 1845-1995. Iserlohn 1995, S. 10-28.
- 5 Westfälisches Kirchenblatt. Jg. 1880, Nr. 19-24.
- 6 Barbara Stambolis: Die Patrokligemeinde. Katholiken im „protestantischen Soest“ (Beitrag zur zukünftigen Soester Stadtgeschichte. Bd. 4.).

zeitgeschichtlicher Ereignisse zu suchen, lang- und kurzfristiges Wirken auszumachen, kurzum seine kirchenpolitische Position im „langen 19. Jahrhundert“ zu bestimmen. Dies erscheint umso notwendiger, da um den Weg der katholischen Kirche zwischen Tradition und Fortschritt heute heftiger als zur Zeit des 2. Vatikanischen Konzils gestritten wird.

Am 3. August 1877 versammelten sich in Soest 25 Männer auf Einladung eines provisorischen Komitees zur Wahl eines Vorsitzenden und weiterer Funktionsträger zur „Erbauung eines Denkmals für den verstorbenen Herrn Propst Nübel“⁷. Eine Bescheinigung der Polizeibehörde über die erfolgte Anmeldung eines Vereins wurde vorgelegt. Zum Vorsitzenden wurde Lehrer Hiltenkamp gewählt. Nach dem bereits vorliegenden Satzungsentwurf berief das Komitee die Generalversammlung, berichtete über seine Tätigkeit und veranlasste durch den Vorstand die Wahl des Komitees zum „Entwurf, Erbauung und Erhaltung eines Denkmals“. Aus dem erhaltenen Schriftverkehr über die Errichtung des Denkmals lässt sich die Frage der kirchenpolitischen Position Nübels ermitteln und sein Verhältnis zum Wandel der Kirche andeuten.

Ob das kirchliche Wirken Propst Nübels zu Beginn der zweiten Jahrhunderthälfte mit plakativen Begrifflichkeiten wie „Katholiken zwischen ultramontaner Autokratie und loyaler Massenfrömmigkeit“ zutreffend erfasst ist, ob nicht ein Urteil wie „gezähmte (gelenkte) Modernisierung“ den Weg der Kirche in das neue Zeitalter besser beurteilt⁸, ob dieses Urteil nicht die großen Zeittendenzen wie Industrialisierung, Urbanisierung, Säkularisierung aufgreifen muss, müsste an dem sozialen und pastoralen Wirken Propst Nübels im ländlich und kleinstädtisch geprägten Westfalen untersucht werden. Unausgesprochen steht seit wenigen Jahren im Hintergrund die Frage, wie sich die katholische Kirche zum Wandel in der Geschichte, zu Dogma und Zeitströmung, zu Liturgie und Pastoral um 1850 verhalten soll. Die Charakterisierung „katholisches Milieu“, „Klerikalisierung“ und „Ghetto-Kirche“⁹ ist für den katholischen deutschen Sprachraum nicht zu übersehen. Ebenso wirkten das Dogma „unbefleckte Empfängnis Mariens“ (1854), Unfehlbarkeit des Papstes (1870) und Syllabus errorum (1864, Sammlung 80 moderner, verurteilter Irrlehren) unmittelbar auf die Frömmigkeit des Volkes ein.

7 Archiv der Patrokli-Gemeinde in Soest, Ordner 24 und 25. Informationen über die Errichtung des Denkmals werden nicht eigens ausgewiesen.

8 Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 3. München 2003, S. 380; Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd. 2. München 1992, S. 891 f.

9 Nipperdey (wie Anm. 8), Bd. 1. München 1990, S. 468.

Dass Eberhard Nübel mit seinen zahlreichen Initiativen und Projekten sozial, pastoral und pädagogisch auf der Höhe der Zeit agierte, ist unverkennbar. Im Jahre 1859 wurde er vom Papst mit dem Titel Propst und 1855 vom preußischen König mit dem Roten Adlerorden IV. Klasse geehrt. Der kirchliche Zuspruch wurde nicht zuletzt durch die Teilnahme von etwa 80 Geistlichen aus Soest und Westfalen an den Begräbnisfeierlichkeiten sichtbar. Im Blick auf die auch für die Stadt Soest bedeutsamen Einrichtungen wie Schulen und Vereine, Volksmission und Wallfahrt, Krankenhaus und Patroklidom muss man die Errichtung eines Turmdenkmals begrüßen. Eine Reihe von Initiativen Nübels reichten über die ultramontan gefärbte Aufbruchstimmung der Katholiken nach 1848 hinaus¹⁰.

Mit drei großen Abhandlungen hat sich Nübel noch in seiner Zeit als Pastor in Welver auf Dekanatstagungen seinen geistlichen Kollegen vorgestellt¹¹. Die erste Abhandlung handelt über Indifferentismus und Intolerantismus in Glaubenssachen, die zweite interpretiert Joh. 9,41 und die dritte spricht die menschliche Grundverderbnis als Ausgangspunkt für religiöse und moralische Bildung an. In der ersten Abhandlung möchte Nübel der Unbeholfenheit der Katholiken gegenüber den Protestanten in Glaubenssachen abhelfen und nach Art des Katechismus die Profile der verschiedenen Religionsgemeinschaften an die Jugend vermitteln. Sinnvoller Weise bezieht sich Nübel ausdrücklich auf Johann Adam Möhler (1796-1838), den Kirchenhistoriker und Kontroverstheologen, der mit seinem Hauptwerk „Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnissen“ (Mainz 1832) zu den theologischen Vätern der Ökumene gehört. Dabei werden z. B. Fragen des unfehlbaren Lehramts oder der Autorität der Bibel im Rahmen der zeitgemäßen Auslegung angesprochen. In der zweiten Abhandlung hält Nübel es für Stolz, Anmaßung und Arroganz, wenn der Katholik Andersgläubige ohne alle Unterschiede sofort verdammt. Die Kirche habe sich nach Lk 6,37 (Richtet nicht...) und Röm 14,4 (Wer bist du...) zu richten. Sie spreche allerdings Andersgläubigen nicht unterschiedslos Seligkeit zu.

In der dritten Abhandlung gibt Nübel einen Ausblick auf seine weiterführende Argumentation: „Wenn der Christ die im Vorhergehenden kurz berührte Lehre von der Erbsünde sich recht vergegenwärtigt, so kann es nicht fehlen, daß dieselbe auf seine religiöse und moralische Bildung den entscheidenden Einfluß ausübt. Diese Lehre vergegenwärtigt ihm seinen Ursprung, seine ehemalige und jetzige Beschaffenheit, seine Bestimmung

10 Ders.: Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1983, S. 410f.

11 Archiv der Patrokligemeinde Soest, Ordner 24, Bl. 50-64.

für hier und dort und stellt ihm etwa folgende Fragen: 1. Wie war der erste Mensch ursprünglich beschaffen? 2. Was ist der Nachkomme Adams jetzt? 3. Wodurch ist er dies geworden? 4. Was soll er sein? 5. Was wird er werden?“

Breite theologische Kenntnisse und methodische Kompetenz der Bibelauslegung zeichneten Eberhard Nübel ebenso aus wie sein Interesse am Erscheinungsbild der katholischen Kirche in der Öffentlichkeit. An Generalversammlungen der katholischen Vereine Deutschlands, d. h. an den späteren Katholikentagen in Linz (1850), in Münster (1852) und in Frankfurt (1863) nahm Nübel teil, und zwar in Linz und Frankfurt mit einem eigenen Vortrag¹². Die Katholikentage repräsentierten seit 1848 die Laien in der katholischen Kirche. Über das Kreuz als Symbol, das in seinen vielfältigen Erscheinungsweisen den Alltag bestimmen soll, handelte Nübel in Linz. Im Auftrage seines Paderborner Bischofs vertrat er 1863 in Frankfurt die Sache des Bonifatius-Vereins, indem er den Jahresgeschäftsbericht vorlegte. „Die von ihm (dem Pfarrer) gegründeten Missionen muß er erhalten und in ihrem Fortbestande möglichst sichern. Sodann muß er dort, wo wahrhafte Bedürfnisse zu Tage treten, auch neue Missionen und Schulen gründen“¹³.

Nahm Nübel durch sein regelmäßiges Auftreten in katholischen Vereinen und Institutionen an der Öffnung der Kirche in Richtung gesellschaftlicher Differenzierung teil, so wollte er auch im politischen Raum präsent sein. Die Einladung der Katholischen Fraktion des Berliner Abgeordnetenhauses zur 2. Soester Konferenz am 1. März 1864 nahm er an und gehörte somit zu den 14 von 22 Gästen. Zur 3. Konferenz versammelten sich 102 Teilnehmer im Soester Hotel Overweg¹⁴. Nach der 9. Konferenz Ende 1866 konnten die Teilnehmer am 22. Oktober 1870 mit dem Soester Programm ein wesentliches Dokument für die Zentrumspar-
teie in Berlin vorlegen. Von den 52 Unterzeichnern gehörten zwölf zu den Mitgliedern der Soester Zusammenkünfte: Wilderich von Ketteler, Alfred Hüffer, Georg von Mallinckrodt, Freiherr von Schorlemer-Overhagen, Freiherr von Schorlemer-Alst, Propst Eberhard Nübel, Graf Landsberg-Velen, Freiherr von Ledebur-Wicheln, Pfarrer Gustav Evers, Pahl, Rechts-

12 Verhandlungen der 5. Generalversammlung des katholischen Vereines Deutschlands 1850 zu Linz. Amtlicher Bericht. Linz 1850, S. 163-170; Verhandlungen der sechsten Generalversammlung des katholischen Vereines Deutschlands 1852 zu Münster. Amtlicher Bericht. Münster 1953; Verhandlungen der fünfzehnten Generalversammlung des katholischen Vereines Deutschlands 1863. Amtlicher Bericht. Frankfurt 1863.

13 Friedrich Gerhard Hohmann: Die Soester Konferenzen 1864-1866. Zur Vorgeschichte der Zentrumspar-
teie in Westfalen. In: Westfälische Zeitschrift 114 (1964), S. 294 ff.

14 Hohmann (wie Anm. 13), S. 330-333; Karl Bachem: Vorgeschichte, Geschichte und Politik der deutschen Zentrumspar-
teie. Bd. 3. Aalen 1967, S. 113.

anwalt Norbert Fischer, Pfarrer Georg Leifert aus Ostinghausen. Nübel unterstützte durch seine Mitarbeit im politischen Raum die Kernaussagen des Wahlprogramms: die Selbstständigkeit der Kirche, die Parität der Religionsbekenntnisse, die Abweisung von Versuchen zur Entchristlichung der Kirchen, Bundesstaat, Dezentralisierung, gleichmäßige und gerechte Verteilung der Steuern und Lasten, Ausgleich der Interessen von Kapital und Arbeit. Die Aktualität und Modernität der Diskussionen auf der ersten Soester Konferenz im Januar 1864 spiegelte sich in der Tatsache, dass der Bischof von Mainz, Freiherr Wilhelm Emmanuel von Ketteler, sich postlagernd bei Ferdinand Lassalle, dem Präsidenten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, nach Plänen für Produktionsgenossenschaften erkundigte¹⁵. Mit Schreiben vom 6. Oktober 1848 hatte Bischof Franz Drepper die Wahl Nübels zum Stadtverordneten in Soest anerkannt¹⁶.

Mit der Einladung zur Gründung eines „Vereins zur Errichtung des Denkmals für den verstorbenen Propst Nübel“ begann ein Jahr nach seinem Tode das Gespräch über eine zeitgemäße Erinnerung. Wie der Helm eines gotischen Kirchturms über die Dächer der Stadt hinausragte, so sollte das Lebenswerk Nübels in der Erinnerung einen vorrangigen Platz einnehmen. Als Instrument zur Erreichung dieses Ziels bedienten sich die Mitglieder der Propsteigemeinde des „Vereins“. Man berief eine erste Veranstaltung in den Gasthof Becker ein, man lud zur ersten Generalversammlung ein, formulierte einen Satzungsentwurf, wählte einen Vorsitzenden, bestellte weitere Vorstandsmitglieder, besorgte Tagesordnungen und Protokolle sowie eine polizeiliche Anmeldung. Eine rechtzeitige Ankündigung des Vorhabens in „öffentlichen Blättern“ war selbstverständlich. Fast 30 Jahre nach der 48er-Revolution beherrschten Mitglieder aus dem bürgerlichen Milieu trotz der bitteren Gegenerfahrungen des Kulturkampfes die Spielregeln des politischen Miteinanders vor Ort. Keinen dieser Schritte hätte Nübel auf dem Weg demokratischer Willensbildung ausgelassen. Die Weitläufigkeit seiner Kontakte und die Leidenschaft, jeden Schritt im Protokoll zu dokumentieren und damit verfügbar zu haben, machten Nübel zu einem außergewöhnlich umsichtigen und kompetenten Leiter von Kirchengemeinde und Dekanat.

Das 19. Jahrhundert, so stellte Jürgen Kocka, der bekannte Bielefelder Sozialhistoriker, 2001 in Gebhardts Deutscher Geschichte fest, dürfe nicht als eine Epoche linearer Säkularisierung gesehen werden¹⁷. Neben der Entkirchlichung und Dechristianisierung, neben katholischem Ultramon-

15 Hohmann (wie Anm. 13), S. 295.

16 Archiv der Patrokligemeinde, AO 24,3, Bl. 34.

17 Jürgen Kocka: Das lange 19. Jahrhundert (Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte Bd. 13). 10. Aufl. 2004, S. 123.

tanismus und evangelischer Erweckungsbewegung hat sich das katholische Milieu gebildet, der Versuch, der religiösen Kultur durch Erneuerung der Formen von Frömmigkeit zum Durchbruch zu verhelfen. Das Interesse an der historischen Gestalt von Kirche, symbolisch präsent in der Kirchenarchitektur, leitete die Forscher der Kunstgeschichte. Es ist daher nicht allzu überraschend, dass Propst Nübel für sein Vorhaben, den Patroklidom und die Nikolaikapelle zu restaurieren, sich 1860 an Ferdinand von Quast, den „Konservator der Kunstdenkmäler in Preußen“, wandte. Mit Wilhelm Lübke, dem führenden Kunsthistoriker Westfalens und Autor des Buches „Die mittelalterliche Kunst in Westfalen“ (Leipzig 1853), hatte er schon 1858 die überaus wertvollen romanischen Wandmalereien in der Nikolaikapelle von einer grauen Tünche befreit und sie von dem Maler Heinrich Fischbach restaurieren lassen¹⁸. Zur Restaurierung des Hauptchors von St. Patrokli und des Marienchörschens engagierte Nübel wohl auch auf Anregung des bekannten Kultur- und späteren Zentrums-politikers August Reichensperger namhafte Maler und Restauratoren, besonders aus dem Rheinland: Friedrich Baudri, August Gustav Lasinsky, Jakob Acht, Heinrich Fischbach, Anton Ramboux, Vincenz Satz. Zu den engagierten Glasmalern zählten Heinrich Geißler (Ehrenbreitstein), Victor von der Forst (Münster) und Josef Osterrath (Lüttich).

Mit dem „Arbeitskreis für kirchliche Zeitgeschichte, Münster“¹⁹ können wir feststellen, dass Nübel den Auftrag der hierarchischen Kirche erfüllt hat: Definition und Bewahrung der Glaubens- und Sittenlehre, Anleitung zu einem christlichen Lebenswandel sowie Verwaltung und Spendung der Gnadenmittel (Sakramente). Wo hat Nübel den traditionellen Auftrag für seine Person überschritten und die Tür in die Moderne einen Spalt weit geöffnet? In vierfacher Weise – so lesen wir in der Akte des Archivs der St. Patrokli-Gemeinde – scheint sich eine Erneuerung und Öffnung der Kirche anzukündigen.

Mit seinen Welperaner Abhandlungen warb Nübel bei den Amtskollegen für eine theologisch-pastorale Grundverständigung über das Katechismus-Niveau hinaus. Dass Kirche auch im politischen Raum eine tonangebende Rolle spielen sollte, dokumentierte er durch sein Auftreten auf den Katholikentagen und bei zahlreichen Vorträgen in der westfälischen Region. Kirchenbau und kirchliche Ausstattung bieten mehr als nur den Rahmen für eine sich allmählich wandelnde Volksfrömmigkeit. Die Erzählungen

18 Ulrich Lör: Zu den Anfängen preußischer Denkmalpflege vor Ort – Ferdinand von Quast und Soest (1807-1877). In: Soester Zeitschrift 126/127 (2014/2015), S. 153-164.

19 Arbeitskreis für kirchliche Zeitgeschichte, Münster, Katholiken zwischen Tradition und Moderne. Das katholische Milieu als Forschungsaufgabe. In: Westfälische Forschungen 43 (1993), S. 613.

der Bibel verlangen ansprechende Gemälde, Skulpturen und Altäre, wenn die Botschaft der Kirchenräume wahrgenommen werden soll. Diese wollte Nübel wiederbeleben, wenn er Experten für Restaurierung über Jahre hin engagiert und gegebenenfalls selbst mit eingriff. Schließlich gebührte dem anerkannten Kirchenmann Erinnerung in angemessener Form. Engagierte Laien und Repräsentanten der Gemeinde bedienten sich des bürgerlichen Instruments „Verein“. Hier kam Erinnerung zustande im demokratischen Gespräch und im errichteten Turmdenkmal. Hier galten politische Umgangsformen, wie sie nach der 1848er-Revolution erprobt worden waren.

Als Bauherr kirchlicher Infrastruktur lässt sich Eberhard Nübel charakterisieren, ohne den Anspruch zu erheben, dieses vielseitige Lebenswerk angemessen gewürdigt zu haben. Um vier Akzente ist unsere Fragestellung zu ergänzen, wenn wir auch der Aufbruchstimmung des Katholizismus nach 1848 ansatzweise gerecht werden wollen. Der „arme Pastor von Soest“, der durch seine Predigten in den Gemeinden der westfälischen Region erhebliche Kollektengelder sammelte, hat uns durch seine „Abhandlungen“ in seinem archivalischen Nachlass eine weite Einsichtnahme ermöglicht. Seine aktuellen und zündenden Reden haben auch die benachbarten Bistümer erreicht. Nübels Teilnahme an den Soester Konferenzen machte ihn zum wachen Beobachter der politischen Szene.

Mag man in den dogmatischen Entscheidungen Pius IX. einen „Frontalangriff auf die Grundlagen der modernen Welt“²⁰ sehen, in den katholischen Vereinsgründungen die „Ghettoexistenz der katholischen Subkultur“²¹ entdecken, aus der Perspektive der Pfarrgemeinde vor Ort und aus dem Blickwinkel Eberhard Nübels war die Kirche mit dem katholischen Milieu auf dem richtigen Weg. Angesichts des allgemeinen Prozesses der Differenzierung der Gesellschaft, d. h. angesichts „der Verselbstständigung politischer Herrschaft zum Staat, Produktion und des Handels zum wirtschaftlichen System und der religiösen Bezüge zum organisierten Kirchentum“²² erschien die Integration der Interessen in örtlichen und überörtlichen Vereinen mit transparenter Struktur als eine vielversprechende Reaktion. Das katholische Milieu, eine Zeit lang mehrheitlich im Zentrum repräsentiert, sollte der zunehmend säkularisierten Umgebung Halt und Orientierung geben. Dazu sollten die öffentlichen Reden und kirchlich gebundenen Vorträge ebenso dienen wie die Gründung des „Vereins für die Errichtung des Denkmals für den verstorbenen Propst Nübel“. Die 20-jährige Aufbruchstimmung in Kirche und kirchlichem Leben nach

20 Wilhelm Damberg: Moderne und Milieu 1802-1998 (Geschichte des Bistums Münster Bd. 5. Hrsg. von Arnold Angenendt). Münster 1998, S. 116.

21 Wehler (wie Anm. 8), S. 1182.

22 Arbeitskreis für kirchliche Zeitgeschichte (wie Anm. 19), S. 603.

1848 wurde allerdings getrübt, wenn nicht sogar stark belastet durch den päpstlichen Ultramontanismus und den Kulturkampf Bismarcks. Mit dem ultramontan zugespitzten Traditionalismus der Kleriker- und Ghettokirche und der Modernität des Vereinskatholizismus mit intensiver Kirchenzugehörigkeit ging der Katholizismus in das 20. Jahrhundert²³.

Wenn Propst Nübel sich insgesamt noch im hierarchischen Kirchenverständnis bewegte, so legte er doch in seinem öffentlichen Auftreten, im Kontakt mit Politikern, Priestern, Wissenschaftlern und Kirchenmännern Spuren, die den Weg in die moderne Zeit weisen konnten. Auf dem langen Weg vom Vatikanum I (1870) zum Vatikanum II (1963-1966) sollten sich die Gläubigen als pilgerndes Gottesvolk in gemeinschaftlicher Teilhabe an den Heilsgaben Gottes (Communio: Heiliger Geist, Evangelium, Sakramente) erfahren²⁴.

Der Priester soll sich in Diakonie, Liturgie, Martyrium und Communio erleben²⁵. Dass das gewandelte Kirchenverständnis andere, z. T. neue Formen des Miteinanders verlangte, musste und muss die Kirche mühevoll erlernen. Das Festhalten an der hierarchischen Tradition und den gewachsenen Machtstrukturen ist nicht die Antwort auf die Erprobung bürgerlicher Kommunikationsstrukturen. Das Turmdenkmal, zu dem sich bürgerlichen Kreise 1877 in Soest entschlossen haben und das wohl Opfer des Bombenkrieges geworden ist, macht die unmittelbare Gegenwart zur Erinnerung, die auf Dauer angelegt ist. Die architektonischen Spuren des Patroklidoms aus dem 13. Jahrhundert, der benachbarten Wiesenkirche aus dem 14. Jahrhundert lebten fort, sie drängten zur Vollendung und verpflichten heute angesichts der umfassenden Missstände die christlichen Kirchen zur ständigen Vergewisserung und Erneuerung.

ROLAND GÖTZ

ERWIN SYLVANUS UND DAS ARCHIGYMNASIUM

Der Schriftsteller Erwin Sylvanus (3. Oktober 1917 bis 27. November 1985), der in Soest aufgewachsen ist und lange in Völlinghausen an der Möhne gelebt hat, war fast vergessen. Neuerdings haben aus dem umfangreichen Werk des wegen seiner nationalsozialistischen Vergangenheit problematischen Schriftstellers Ulrike Witt und Paul Forssbohm eine Auswahl getroffen und 2019 in Nylands Kleiner Westfälischer Bibliothek ein „Lesebuch Sylvanus“ vorgelegt.

Sylvanus hat das Soester Archigymnasium von der untersten Klasse (Sexta) bis zum Abitur im Februar 1937 besucht. Am 20. März 1936 wurden er und die für ihn wichtigen Klassenkameraden Walter Grasemann und Ernst Arno Kerstin in die OI versetzt, also die Oberprima, das ist heute die 13. Klasse¹. Die folgenden Ausführungen behandeln das Thema ‚Erwin Sylvanus und das Soester Archigymnasium‘. Dabei werden vor allem die zahlreichen Arbeiten, die Sylvanus als Oberprimaner verfasst und veröffentlicht hat, sowie von ihm während des Zweiten Weltkrieges publizierte Prosatexte, die in einer Beziehung zum Archigymnasium stehen, in den Blick genommen und auch auf ihre nationalsozialistische Position hin befragt. Zum Schluss wird auf seine Nähe zum Archigymnasium in der Nachkriegszeit eingegangen.

Oberprimaner und zugleich HJ-Pressewart und Schriftsteller

Erwin Sylvanus war Mitglied der Hitlerjugend, seit wann, lässt sich nicht genau feststellen. Er ist ihr beigetreten, und zwar bevor sie am 1. Dezember 1936 per Gesetz zur Staatsjugend erklärt wurde: „Die gesamte deutsche Jugend ist [...] in der Hitlerjugend [...] im Geiste des Nationalsozialismus zum Dienst am Volk und zur Volksgemeinschaft zu erziehen“². Das zielte ab auf die Mitgliedschaft der vierzehn- bis achtzehnjährigen Jungen, schon bevor sie 1939 Pflicht wurde. Am Archigymnasium waren nicht

²³ Nipperdey (wie Anm. 8), S. 468.

²⁴ Lexikon für Theologie und Kirche. Bd. 2. 3. Aufl. 1993, Sp.1280.

²⁵ Ebd. Bd. 5, 3. Aufl. 1993, Sp. 1467.

¹ Stadtarchiv Soest P 22.607. Im Folgenden lediglich als P 22 angezeigt.

² Gesetz über die Hitlerjugend vom 1. Dezember 1936, § 2.

wenige Schüler Mitglieder der HJ. So konnte schon im Sommer 1935 „der regelrechte Rudersport“ nicht stattfinden, denn „es stand dafür [...] nur der Sonnabendnachmittag zur Verfügung, an dem die Schüler fast restlos zum HJ-Dienst verpflichtet waren“³. Sie mussten damals am Samstag, dem „Staatsjugendtag“, von schulischen Veranstaltungen befreit werden. Für einen Samstag im Mai 1936 wurden Sylvanus und Grasemann mit zwei anderen Hitlerjungen, sie waren wie er Oberprimaner des Archigymnasiums, auf Antrag des zuständigen Unterbannführers vom Unterricht nach der zweiten Stunde für den Westfalentag beurlaubt, um die Angehörigen von Hitlerjungen zu führen⁴. Im August 1936 hob sich Sylvanus bereits von den anderen Mitgliedern der HJ ab als „Leiter der Stellen ‚Presse‘ und ‚Grenze und Ausland‘ im Bann 132 der Hitler-Jugend.“

Als solcher verfasste Sylvanus das „Tagebuch der Ostpreußenfahrt [...] der Hitlerjugend Soest vom 10.-31. August 1936.“ Dieses Tagebuch ist die erste Schrift des Oberprimaners im Jahr 1936. Es handelt sich dabei um einen 35seitigen, semiöffentlichen Text, der in Durchschlägen des maschinenschriftlichen Manuskripts zumindest an die 13 Fahrtteilnehmer verteilt wurde. Der Band ist mit Zeichnungen von Günter Goege illustriert⁵.

Über die Daten der Reisenden gibt die dem Band beigelegte und mehrfach abgestempelte „Sammelliste als Passersatz“ Auskunft. Zwar umfasste der Bann 132 Soest und Lippstadt, jedoch kamen die Teilnehmer der Fahrt fast ausschließlich aus Soest und dem Kreis Soest. Sechs waren Schüler, zwei Schlosser. Der Illustrator Goege ist als Volontär verzeichnet. Die Jüngsten der Reisegruppe waren 1921 geboren, die meisten 1917, 1918 und 1919. Leitungsfunktionen übten drei Ältere aus. Der Unterbannführer Otto Ohlendorf war Jahrgang 1909, ein Verwaltungsfachmann mit derselben Adresse 1906 und ein Studienassessor 1907.

Darauf, dass es sich bei der Fahrt der Soester HJ nach Ostpreußen um eine ganz besondere Reise handelte, weist bereits die durch deutsche Druckschrift mit übergroßem roten Anfangsbuchstaben hervorgehobene Überschrift des Titelblattes hin: „Nach Ostland wollen wir fahren ...“ Diese

3 P 22.600, Winterhalbjahr 1935/36.

4 P 22.795, 08. und 14. 05. 1936

5 Westfälisches Literaturarchiv im LWL-Archivamt für Westfalen 1035/35. – Günter Goege war später als Restaurator mit der Restaurierung von Wandmalereien der Soest Hohnkirche und der Petrikirche befasst und publizierte darüber. Siehe Günter Goege: Über den Versuch einer Entrestaurierung der mittelalterlichen Wandmalereien in der Hohnkirche. In: Soester Zeitschrift 80 (1968), S. 85 -92. Siehe auch ders.: Restaurierung gotischer Wandbilder in der Kirsche St. Petri zu Soest. In: Soest. Stadt-Territorium-Reich. Festschrift zum 100jährigen des Soester Geschichtsvereins 1981. Soester Zeitschrift 92/93 (1980/1981), S. 669-684; siehe ferner Soester Anzeiger vom 15.11. 2013.



Abb. 1: Umschlagblatt „Nach Ostland wollen wir fahren...“ der Ostpreußenfahrt der Hitlerjugend Soest. Westf. Literaturarchiv im LWL-Archivamt für Westfalen, Münster, 1035/35

erste Zeile aus einem Auswandererlied⁶ setzte auch Günter Goege über den von ihm gezeichneten Umschlag für das Tagebuch (Abb. 1 und 2).

6 Dieses wohl aus dem 12. Jahrhundert stammende flämische Auswandererlied ist in verschiedenen Versionen überliefert. Siehe z. B.: Theodor Vogel: Deutschenspiegel. Alte Mär für neue Zeit. Nach Ostland wollen wir fahren. Nürnberg 1926, S. 22: urn:nbn:de:bvb:29-bv011896560-7 (abgerufen am 14. Juni 2020). Sprache, Sprechen, Sprichwörter. In: Maik Lemberg (Hrsg.): Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Bd. 126: Festschrift für Dieter Stellmacher zum 65. Geburtstag. Beihefte (ZDL-B). Stuttgart 2004, S. 387.



Abb. 2: Titelblatt der Ostpreußenfahrt der Hitlerjugend Soest. Westf. Literaturarchiv im LWL-Archivamt für Westfalen, Münster, 1035/35

„der Osten“, „das Ordensland“, um zu postulieren, dass dieser „Ruf“ seit dem Mittelalter immer wieder die Jugend zu der Überzeugung brachte: „Nach Ostland wollen wir fahren“. Er erklärt den Erfolg des Rufes mit dem Schlagwort des Volkes ohne Raum: „Die Jugend zog aus, weil sie im Reiche keinen Platz mehr fand, dort im Osten war Land, Raum“.

Dieser ideologisierenden Darstellung ordnet Sylvanus die Reise der Hitlerjungen zu. Er geht davon aus, dass mit Hitler „wieder ein Führer im Lande aufgestanden“ sei, der von der jungen Generation fordere, „die Krone des Reiches“ im Osten, „das Heiligtum und das kostbarste Gut [...] in neuem Glanze der Zukunft [zu] übergeben“. Daraus leitet Sylvanus den Auftrag zur Fahrt der Hitlerjungen ab: „Ostland ruft! Und es hat uns gerufen, eine kleine Gruppe Hitlerjungen im Westfalenlande, in der alten ehrenreichen Hansestadt Soest [...]. Und der Ruf wurde uns Befehl, der uns zwang“.

Darunter steht ein Ritter in seiner Rüstung mit Speer und Schild. Auf dem Schild ist der preußische Adler abgebildet. So sagt der Umschlag aus, dass die Soester Hitlerjungen mit ihrer Fahrt sich in der Tradition des Deutschen Ordens sehen, der die heidnischen Prußen besiegt, den Deutschordensstaat aufgebaut hatte, aus dem dann das Herzogtum Preußen entstanden war.

Im Vorwort zu seinem Tagebuch geht Sylvanus vage auf die Ostkolonisation ein. Mehrmals wiederholt er die Formel „Ostland ruft“, auch verwendet er die Synonyme „Deutsche Ostmark“,

Durch diese Erklärungen des Oberprimaners reist die Soester Gruppe nicht nur in die preußische Provinz Ostpreußen, sondern in einem höheren Auftrag in ein Gebiet, das mit dem Nimbus des Göttlichen gleichsam zu einem Verheißungsland überhöht wird.

Zu einigen Mitreisenden werden im Vorwort zusätzliche Informationen gegeben. Der Illustrator Goege stand im Begriff, auf die Kunstakademie zu gehen, um Maler zu werden. Über den einen Schlosser wird mitgeteilt, dass er „an der Drehbank stand und einen Dampfkessel schmiedete“, und über den anderen Schlosser, dass er „glühendes Eisen bezwingen und formen musste.“ Der Studienassessor lehrte die Fächer Deutsch, Turnen und Geschichte. Weil er die Notapothek mit sich führte, hatte er den Spitznamen Doktor. Wahrscheinlich kam nur Erwin Sylvanus vom Archigymnasium. Selbstironisch charakterisierte er, auf seinen Vornamen anspielend, sein Bemühen um Lyrik: „[...] Winner, der auf ein Gymnasium geht und Griechisch und Latein lernt und wunderklingende Verse sagen kann, die Musik sind, wenn man sie auch nicht versteht.“

Am 10. August fuhren die Soester Hitlerjungen mit dem Zug von Soest nach Berlin, stiegen dort um und kamen nach neun Stunden Bahnfahrt in Stettin an, wo sie in der Jugendherberge übernachteten. Am nächsten Tag ging es weiter mit dem Zug bis Swinemünde. Von dort brachte sie der Dampfer „Kaiser“ vom „Seedienst Ostpreußen“, nachdem sie die Nacht auf Deck verbracht hatten, nach Pillau, dem Ziel der Hinreise. Sylvanus hielt für den 12. August fest: „Nun sind wir in Ostpreußen und betreten die Erde, die für uns heilige Erde ist.“

Von hier aus gingen die Soester Hitlerjungen auf ihre offensichtlich vorher festgelegte Rundreise vor allem durch den Westen der Provinz Ostpreußen etwa von Elbing bis Neidenberg in Masuren im Süden der Provinz und von dort direkt nach Königsberg und zurück nach Pillau, von wo sie die Rückreise antraten⁷. Sie badeten im Meer, wanderten, benutzten Fähren, fuhren mit dem Zug, besuchten Städte, Dörfer, übernachteten in Jugendherbergen, in Zelten, in einer Scheune, bei Gastfamilien.

Im Folgenden wird der Reisebericht im Hinblick auf übergeordnete Aspekte untersucht, anstatt dessen chronologischem Aufbau zu folgen.

Begeistert beschreibt Sylvanus Landschaften, durch die die Gruppe wanderte. Er stellt Kontraste zur heimischen Umgebung fest und benutzt öfter das sprachliche Mittel der Personifizierung, um Eindrücke zu verstärken: Der Boden der Frischen Nehrung sei „arm“. Die Aufmerksamkeit der Wanderer ziehen Kiefern an. Diese „strecken ihre mutigen Kronen in den

⁷ Im vorliegenden Aufsatz werden die von Sylvanus gebrauchten deutschen Ortsnamen übernommen. Die aktuellen polnischen Ortsnamen sind leicht bei Wikipedia zu ermitteln.

blauen Sommerhimmel. [...] Und dann öffnet sich der Wald [...]. Und die Möwen schreien ihr heimatloses Lied.“ (13.08.) Auf dem Festland bei Osterode „beglücken die in der Landschaft wunderbar eingebetteten stillen Seen, die hier in Ruhe und Gelassenheit ihr Leben dahinträumen“, während in Westfalen Seen mit Großstädtern überfüllt seien. (14.08.) Bei der Tageswanderung zur Südwestgrenze des ehemaligen Ostpreußen kommen die jungen Leute durch verschiedene Landschaften, sind beeindruckt durch „immer neue Schönheit“ und sehen „Klapperstörche, richtige Klapperstörche“, welche die Soester Hitlerjungen „nur aus Liedern und Erzählungen kennen“. Auf einer Anhöhe stehen sie unter Birken, „die [...] sich ewige Märchen zuflüstern“ und blicken in die „gewaltige Weite der ostpreußischen Ebene“. Und von den Kernsdorfer Höhen in Masuren, der höchsten Erhebung der Provinz Ostpreußens, bemerken sie als erstes „die Fahne des dritten Reiches“ und blicken „weit in den polnischen Korridor [...]“. Und die Fahne mit dem Hakenkreuze auf weissem Grund im blutigen roten Feld weht weit sichtbar in dieses Land hinein“. (16.08.) Hier mündet die Landschaftsbeschreibung in ein politisches Bekenntnis, indem der durch den Friedensvertrag von Versailles an Polen übertragene Landstreifen aus preußischem Gebiet hier durch die Fahne des Dritten Reiches als deutsches Gebiet ausgewiesen wird.

Auf ihrer Rundreise besuchten die Hitlerjungen aus Soest eine Reihe von Städten und besichtigten Kirchen, Schlösser, Ordensburgen und Denkmäler. Zwar wurde mehrmals herausgestellt, dass hier Gebäude aus roten Ziegelsteinen und nicht wie in Soest aus grünem Sandstein errichtet waren. Die Besichtigungen jedoch waren oberflächlich und galten nicht der Architektur und Kunst. Die Beschreibungen stellen Erinnerungen an Personen bis hin zu den Ordensrittern in den Mittelpunkt, die sie als Wegbereiter des gegenwärtigen Deutschen Reiches in seiner „Deutschheit“ interpretieren.

Im Frauenburger Dom, „wo der grosse Astronom Kopernikus seine letzte Ruhe gefunden hat“, wird dieser als „der erste moderne Mensch“ gerühmt und bemerkt: Dieser „germanische Prometheus wurde [vom Papst] in Acht und Bann gelegt“. Das trifft für Galilei, aber nicht für Kopernikus zu. (14.08.) Wer die Reisegruppe jeweils informierte, sagt Sylvanus in seinem Bericht nicht. Dies werden der Unterbannführer als Reiseleiter, der im Vorjahr bereits in Ostpreußen war, der begleitende Studienassessor und auch Sylvanus selbst getan haben.

In Mohrun besuchten sie das Haus, in dem Johann Gottfried Herder seine Jugend verbrachte. Den Hitlerjungen wurde erzählt, „wie er rang um den Weg zu sich selbst, zu Deutschland [...] Und dass er Goethe formte

und bestimmte unsern Grössten, dass in ihm die Deutschheit durchbrechen konnte“. (14.08.)

In Königsberg besichtigten sie zwar das Schloss, aber Sylvanus stellte fest: „aller Prunk und alle Pracht lassen uns kalt“. Das Grabmal Johann Immanuel Kants neben dem Dom sei Anlass dessen Bedeutung zu rühmen, weil „dessen Geist doch ganz Deutschland durchglühte und vielen Menschen den Ethos der Pflicht ins Herz brannte.“ So habe er die „geistigen Grundlagen des neuen Preussens“ geschaffen. (26.08.)

Eine herausragende Bedeutung haben in dem Bericht von Sylvanus Denkmäler. So stellt er als einen Höhepunkt der Rundreise den Besuch des Tannenbergdenkmals bei Hohenstein und der umgebenden Schlachtfelder von Tannenberg dar, wo Paul von Hindenburg russische Gegner besiegt hatte. Schlachtfelder und Denkmal werden mit sprachlichen Mitteln in eine übernatürliche Sphäre entrückt. Die Schlachtfelder werden überhöht zu „dem geweihten Grunde“, und das Denkmal und „seine acht roten Türme bluten in das Abendrot.“ Sylvanus spricht „von dieser erhabenen Stätte, dem Reichsehnenmal der Deutschen.“ Und zu einer Skulptur von Hindenburg bemerkt er: Er „blickt stur in die flammende Zukunft seines Volkes und schreitet dann langsam in das Licht des ewigen Lebens seines Reiches.“ (17. und 18.08.) Adolf Hitler hatte 1935 das „Tannenberg-Nationaldenkmal“ zum „Reichsehnenmal Tannenberg“ aufgewertet.

Auch dem Gedenkstein von General Alexander Wassiljewitsch Samsonow, der in der Schlacht von Tannenberg besiegt worden war, schenken die Hitlerjungen ihre Aufmerksamkeit auf ihrem Weg nach Willenberg. Sylvanus zitiert die Inschrift des Steines: „General/ Samsonow/ der Gegner Hindenburgs/ in der Schlacht bei Tannenberg/ Gef. d. 30.8.1914“, und urteilt, dieser sei „auch ein Held“ gewesen „und je größer der Gegner, umso schwerer, bewunderungswürdiger, größer der Sieg“. Dadurch hatte der Stein die Funktion, Hindenburgs Sieg noch bedeutender zu machen. Dass dieser russische General nicht gefallen war, sondern sich erschossen hatte, wussten die Soester Jugendlichen wahrscheinlich nicht, ihrer bemächtigte sich „Ehrfurcht und Ergriffenheit“. (21.08.)

Zwei Zeilen widmet der Reisebericht dem „wuchtigen(n) Abstimmungsdenkmal“ am Stadtrand von Allenstein, um die nationale Gesinnung der Bevölkerung bildlich zu überhöhen. Denn das Denkmal „grüßt das ganze Grenzland und seine Worte brennen an Ostpreußens Himmel: Wir bleiben Deutsch!“ Denn in der durch den Friedensvertrag von Versailles vorgesehenen Volksabstimmung für das Abstimmungsgebiet Allenstein hatten 98% für den Verbleib bei Deutschland und damit gegen einen Anschluss an Polen gestimmt.“ (24.08.)

Die „wundervolle neue Jugendherberge“ in Königsberg, in der die Soester übernachteten, rückt Sylvanus in den Rang eines Denkmals, weil sie „unser Reichsjugendführer [Baldur von Schirach] im vergangenen Jahr selbst geweiht hat.“ Das in der Nähe der Jugendherberge befindliche „Denkmal für die Gefallenen der Bewegung“ vergleicht er mit dem Tannenbergdenkmal, denn „auch dieses Denkmal ist rot von Blut, vielleicht mag es auch deshalb an die Weihestätte des Weltkrieges auf dem Tannenger Schlachtfeld erinnern.“ Stereotyp wird hier das salbungsvolle Vokabular für Gebäude und Denkmal benutzt, um beide in einer übernatürlichen Sphäre zu platzieren. Zudem werden die Toten der 1923 beim Hitlerputsch und in den Straßenkämpfen umgekommenen Mitglieder der NSDAP überhöht zu Gefallenen eines Krieges erklärt. (25.08.)

Die sog. „Heimabende“ werden im Reisetagebuch von Sylvanus als herausragende Ereignisse geschildert. Sie können folgende Elemente aufweisen: Informationen über die Heimatregion, Singen, Vorlesen und Grüße an Hitler.

Der Heimabend mit den meisten beteiligten Gruppen und all diesen Programmpunkten fand in Osterode statt. Teilnehmer waren: eine BDM-Gruppe aus Osterode, eine BDM-Gruppe aus dem Saarland, Hitlerjungen aus Lippe, „zwei auslandsdeutsche Jungen, Sudetendeutsche“, also damals noch aus der Tschechoslowakei, und die Soester Reisegruppe. Zuerst wurde das auf die Jungen ausgerichtete, aggressive HJ-Lied „Ein junges Volk steht auf zum Sturm bereit,/ reißt die Fahnen höher Kameraden“! [...] gesungen. Danach stellten die einzelnen Gruppen ihre Heimat vor. Damit begannen die Mädchen aus Osterode. Im Anschluss daran lasen sie Gedichte der ostpreußischen Heimatdichterin Agnes Miegel (1879-1964) vor, die vom Nationalsozialismus überzeugt war und blieb. Die Jungen aus Lippe stellten Hermann den Cherusker heraus, der für sie „der alte Germanenheld“ war, weil er „Germanien vor der römischen Überfremdung rettete. Sie konstatierten: „Arminius-Hitler: Welche Zeit deutscher Größe und deutscher Not! Und heute: Vollendung des von Arminius begonnenen Werkes.“ Zudem setzten die Jungen aus Lippe die Externsteine in einen „germanisch-heroischen“ Kontext. Die Reiseteilnehmer aus Soest hoben ab auf die Besonderheit Westfalens, „Industrieland und Bauernland“ zu sein. Gesungen wurden während des Heimabends noch weitere Lieder: Das Saarlandlied mit seiner damals noch martialischen Schlussstrophe und nicht genauer benannte westfälische Heimatlieder. Am Schluss seiner ausführlichen Beschreibung des Heimabends in Osterode, dieser „Stunde der Weihe“, kommt Sylvanus zu dem Fazit: „Und wir fühlen beglückt die Einheit, die uns trägt, und wir grüssen den Führer, der uns diese Einheit neu geschenkt hat“. (15.08.) Ein solcher Heimabend hatte eine doppelte

Funktion: Er zeigt, wie sich die Jugendlichen gegenseitig das Gefühl und die Überzeugung der Zusammengehörigkeit vermittelt und vor allem zugleich Propaganda für die Ideologie des Nationalsozialismus und das NS-System gemacht hatten.

An dem Heimabend im Schulhaus von Puchalowen südöstlich von Neidenburg, nahe der Grenze zu Polen, nahmen nur die Hitlerjungen dieses Dorfes und ein Scharführer der HJ teil. Puchalowen lag in einer unterentwickelten Gegend „ohne Landstraße, ohne elektrische Lichtleitungen und ohne Radio“. Das führte zu Schwierigkeiten. Denn die Soester hatten einen „Lichtbildapparat“ samt Dias vorausschicken lassen, aber es fehlte der Strom. Schließlich konnte ein Generator herbeigeschafft werden. Der Unterbannführer aus Soest begrüßte die „Kameraden von der ostpreussischen Grenze“, die seit dem Morgengrauen bei der Ernte eingesetzt waren, und betonte die Verbundenheit mit ihnen. Dann wurde gesungen, und danach wurden die Dias von Westfalen „von den stolzen Bauernhöfen und den Zechen, von den Wasserburgen und den Kokereien, von den Türmen der Dome und den Schornsteinen“ angeschaut. „Atemlos“ schauten die Jungen aus dem Dorf zu, von denen manche „noch nie in ihrem Leben Lichtbilder gesehen haben“. Sylvanus las dann Gedichte und eine Novelle von sich vor und „könnte laut jubeln“. Denn „die Kerls lauschen ergriffen“, ihm, der als erst Achtzehnjähriger „manchmal Gedichte und kleine Geschichten“ schreibt. Zum Schluss des Abends wurde noch ein Lied gesungen, und zum Abschied reichten sich die Teilnehmer die Hände als Zeichen der Verbundenheit. (20.08.)

Ein dritter Heimabend wurde in der Jugendherberge von Allenstein abgehalten, bevor die Soester Hitlerjungen zum Abschluss ihrer Rundreise am nächsten Morgen mit dem Zug nach Königsberg fuhren. Teilnehmer waren die überraschend anwesende BDM-Gruppe aus Soest und der BDM von Allenstein. Sylvanus beschreibt lediglich, was er an diesem Abend vorlas, wahrscheinlich waren es eigene Texte: Eine Novelle über ein schwangeres Dienstmädchen und ihren Mann aus dem Ruhrgebiet, die nach dem Ersten Weltkrieg keine Arbeit fanden und verarmten. Außerdem eine Erzählung über einen Sonderling, der in dieser Zeit „schon wußte, dass ein neues Reich anbrechen werde, bald schon.“ (14.8.)

Nachdem die Soester Hitlerjungen in Montwitz, einem abgelegenen Dorf hart an der Grenze zu Polen, einen Tag lang beim Wenden und Einfahren des Heus geholfen hatten und sich „keine schönere Arbeit denken“ konnten, trafen sie sich am Abend mit den Bauern des Dorfes, ihren Gastgebern, im Saal der Dorfgaststätte zusammengedrängt auf Bänken und Küchenstühlen. Die Soester hatten organisiert, dass der Projektor und die Lichtmaschine vorhanden waren. Die Bauern tranken mit den Jungen

„Bärenfang“, einen ostpreußischen Likör. Nach der Dia-Vorführung über ihre Heimat spielten im leergeräumten Saal eine Ziehharmonika und eine Geige. Dieser Abend entsprach zwar nicht dem Ritual der Heimabende, aber nach der Darstellung von Sylvanus war er ein intensives Gemeinschaftserlebnis. Denn man hatte sich „gründlich gegenseitig kennen und lieben gelernt“ und festgestellt, dass die Bauern mit einer „warmen Liebe von ihrem Führer sprechen.“ Außerdem stellten die Hitlerjungen fest: „Diese Bauern sind unendlich ärmer als die Bauern bei uns in der fruchtbaren Soester Börde.“ (22.08.)

Nachdem die Soester in Ortelsburg die Reste der Ordensburg besichtigt und das Heimatmuseum besucht hatten, durften sie am Nachmittag als einen besonderen Höhepunkt in dem kleinen Kino Filme über die olympischen Sommerspiele sehen, die vom 1. bis 16. August in Berlin stattgefunden hatten. Sie wussten bereits, dass Deutschland die meisten Medaillen gewonnen hatte. Sylvanus hebt „als gewaltiges Erleben“ die Betrachtung der Sequenzen über die Entzündung des Olympischen Feuers vor der Menschenmenge im Stadion, die Eröffnung der Spiele durch Hitler und die ersten Wettkämpfe hervor. Es wird sich um Wochenschauen und andere Filme gehandelt haben. Offensichtlich durfte die Gruppe nicht alle Filme sehen, um rechtzeitig ins Bett zu kommen. (24.08.) (Der Olympiafilm von Leni Riefenstahl wurde erst 1938 veröffentlicht).

Gegen Ende der „Fahrt im Ostpreußenlande“ beurteilt Sylvanus die Soester Gruppe: „Mit 13 Kameraden fuhren wir los, die sich kaum untereinander kannten, aber alle trugen eben das gleiche braune Hemd mit dem Hakenkreuze, und nun sind wir zu einer solch festen Gemeinschaft gewachsen, mit einer Kameradschaftlichkeit – aber das ist selbstverständlich.“ Er betont nicht nur die gemeinschaftsbildende Kraft der HJ, bzw. der Uniform, sondern wertet die Fahrten der ehemaligen bündischen Jugend ab als letztlich egoistisch: „schließlich war man doch zur eigenen Freude und Erholung gefahren“. Dagegen behauptet Sylvanus sehr übertrieben, die Soester Hitlerjungen seien „nicht zur eigenen Freude gefahren, Grenzlandarbeit“ hätten sie geleistet“. Das beweise die eintägige (!) Mithilfe bei der Heuernte in Montwitz. Er zählt die Gruppenleiter, den 27jährigen Unterbannführer und den 29jährigen Studienassessor, mit zu den Hitlerjungen und charakterisiert sie salopp: „[...] der Otto und der Fritz sind doch prima Kerle, das müssen alle zugeben, wenn sie auch manchmal frech werden und uns anschnauzen“. Konkret musste dieses der jüngste, gerade 15jährige Teilnehmer der Reise erfahren, der der strikten Anordnung des Bannführers nicht gehorchte. Denn er war nicht um 22 Uhr absolut ruhig, und veranlasste diesen zu einem zweiten Befehl. Deshalb musste er als Strafe fünf Tage lang den „Hordenpott“, den Kochtopf der Gruppe, tragen. Und diese ließ ihn in

dieser Zeit „links liegen“ und sprach nicht mit ihm. Eine harte Strafe, welche die Formulierung „frech werden“ beschönigt. (25.,26.,19.08).

Auf der Route der Hinfahrt fuhren sie zurück. Die Rückfahrt wurde durch den Aufenthalt in Danzig und Berlin unterbrochen. Wegen des Besuchs von Danzig und der Rundfahrt durch die Danziger Bucht kamen sie zweimal durch Zoppot. Dieses gehörte zum Gebiet der aufgrund der Bestimmungen des Versailler Vertrags gebildeten Freien Stadt Danzig und war zugleich Grenzort samt Zollstation zum ebenfalls durch den Versailler Vertrag vom Deutschen Reich abgetrennten Polnischen Korridor. Zoppot war ein mondänes Ostseebad. Sylvanus nennt es „Weltbad“. Es befremdete die Soester Hitlerjungen wegen ihrer spießigen und auch antisemitischen Einstellung: „Der erste Eindruck: zu feudal, um sich wohlfühlen zu können. Die Frauen übermäßig geschminkt, Männer in karierten Fantasiekostümen, viel Ausländer und – Juden“. (27.08.) Beim zweiten Aufenthalt badeten die Soester und machten „eine interessante Entdeckung – am Strande sonnt sich eine Dame, die nicht nur an den sichtbaren Stellen ihres Körpers schön sein will, sondern auch woanders – sie hat sich die Nägel an ihren Zehen la[c]kiert. Wir können nur lachen“. Abgesehen davon bewertet Sylvanus es als „ein recht friedliches Bild“, wie die Menschen am Strand „alle unbeschwert neben einander liegen.“ (27. und 29.08.)

Den Leitgedanken für den Aufenthalt in Danzig stellt Sylvanus an den Anfang seines Berichts darüber: „Wir erleben Danzig, diese uralte Deutsche Stadt, die man vom Mutterlande trennte, da man sie ihrem Deutschen Wesen entfremden wollte. Doch der alte preussische Geist [...] er lebt und wirkt bis heute.“ Das macht Sylvanus daran fest, dass die Danziger Bürger Deutschland als ihr Vaterland betrachteten und „uns alle mit dem Deutschen Grusse“ grüßten. Ferner behauptet er: „In ihren Häusern hängt das Bild des Führers“ und hebt besonders das gemeinsame Singen mit ihnen von alten und auch „neuen“, also HJ- und NS-Liedern, am Abend vor dem Rathaus hervor. Er kommt in seinem Bericht über den Besuch der Freien Stadt Danzig, die nicht mehr zum Deutschen Reich gehörte und unter der Kontrolle des Völkerbundes stand, unter Verkennung der aktuellen Situation zu dem Fazit: „Nein wir sind mitten in Deutschland“, was er darauf zurückführt, „dass das gleiche Blut mächtig durch die Herzen aller Deutschen braust.“ (28.08.)

Für sieben Stunden unterbrachen die Soester Hitlerjungen ihre Heimfahrt mit dem Zug in Berlin. Sie stiegen am Bahnhof Potsdam aus und absolvierten zunächst das Pflichtprogramm, indem sie zügig zu den Gebäuden gingen, „die man gesehen haben muss“ wie zum Beispiel den Reichstag, die Siegessäule, das Brandenburger Tor. Das beeindruckte sie zwar, vor allem aber wollten sie in der Wilhelmstrasse die umgebaute Reichskanzlei

sehen, „darin unser Führer wohnt“. Ihr sehnlicher Wunsch, „Ach, wenn er doch hier wäre“, erfüllte sich nicht, denn Hitler war an diesem Sonntag zur Vorbereitung des Reichsparteitages in Nürnberg, Goebbels in Mailand und Göring ebenfalls abwesend. Das erklärte Sylvanus ehrfürchtig: „Sie müssen alle rastlos tätig sein.“ (30.08.) Den Soester Hitlerjungen blieb die Vorfreude auf den Reichsparteitag in Nürnberg, auf den zu fahren sie die Erlaubnis hatten. (29.08.)

Nach dreiwöchiger Reise kamen sie am 31. August in aller Frühe in Soest an. Sie verabschiedeten sich mit „Heil Hitler“. Sylvanus gab seiner Mutter verschämt einen Kuss und vermerkte: „Na ja, die anderen sind ja nicht dabei.“ Nach einem Bad ging er ins Bett, nicht ohne sich auf den Unterricht einzustellen: „Und morgen wird der Pauker wieder beim 287. Vers des 6. Buches der Ilias fortfahren, weil wir am 286. vor den Ferien stehengeblieben sind“.

Nach dem Tagebuch von Sylvanus zu urteilen, war die Reise nach Ostpreußen auch eine Bildungsreise, wobei Elemente der Wissenschafts- und Geistesgeschichte als Vorstufen des NS-Staates verfälschend vereinnahmt wurden. Die Reise war trotz der gegenteiligen Behauptung von Sylvanus zugleich eine jugendbewegte Fahrt, sie vermittelte ferner den Soester Hitlerjungen viele Eindrücke etwa von dem teilweise unterentwickelten Ostpreußen und immer wieder das Erlebnis der Gemeinschaft mit anderen HJ- und BDM-Gruppen, mit Dorfbewohnern und sogar den Bürgern Danzigs. Vor allem aber diente die Reise propagandistischen Zielen, indem die Jugendlichen sich gegenseitig in dem Glauben an die Gemeinschaft, die nationalsozialistische Ideologie, das aktuelle politische System und seine Repräsentanten bestärkten. Dieses Ziel unterstützen auch sprachliche Mittel zur Überhöhung realer Gegebenheiten: Personifizierungen, sakrale Formulierungen, die Verwendung der Metapher Blut als Sinnbild für Kraft und auch rassistisch, um die überlegenen Deutschen hervorzuheben.

Sylvanus sollte sich später nur in einer speziellen Publikation für die Hitlerjugend annähernd so linientreu äußern wie im Reisetagebuch. Seine ausgeprägt formulierte nationalsozialistische Position in diesem mag wohl auch mit der Gattung des Reisetagebuchs⁸ und den Erwartungen der Reiseleiter zusammenhängen.

Der Oberprimaner Sylvanus verfasste 1936 nicht nur für seine Reisegefährten das Tagebuch ihrer Fahrt nach Ostpreußen, sondern publizierte

8 Janosch Steuer: „Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse“: Politik, Gesellschaft und privates Leben in Tagebüchern 1933-1939. Göttingen 2017. Darin geht Steuer, S. 251f., auf das Vorwort des Tagebuchs von Sylvanus ein. Er betont die Erziehung zur Gemeinschaftlichkeit und sieht in der Reise die Fortsetzung einer Tradition in den aktuellen politischen Gegebenheiten.

darüber hinaus für die Öffentlichkeit, und zwar im Heimatkalender des Kreises Soest für das Jahr 1937, der bereits am 1. Dezember 1936 erschienen war. Diese Ausgabe weist zwei Neuerungen auf: Ihr ist ein Zitat des Propagandaministers Joseph Goebbels als Motto vorangestellt: „Wenn wir innerhalb der Familie sind, fängt der Heimatsinn an; beim Heimatsinn beginnt die Vaterlandsliebe und mit der Vaterlandsliebe das große Bekenntnis zur Nation [...]“. Und zweitens enthält diese Ausgabe folgende neue Sparte: „Zum erstenmale kommt die Staatsjugend in längeren Aufsätzen zu Wort.“⁹ Dementsprechend sind unter der Überschrift „Die Jugend hat das Wort“ auf neun Seiten Aufsätze und Gedichte von Sylvanus abgedruckt, und nur zwei Seiten nimmt die Leiterin der Pressestelle des Bundes Deutscher Mädel in Anspruch.

Im „Das neue Heim der Hitlerjugend“ überschriebenen ersten Beitrag der neuen, für HJ und BDM reservierten Rubrik firmiert Sylvanus passend zum Anlass als „Pressestellenleiter im Bann 132 der HJ“¹⁰. Zunächst rühmt er kurz vor der Einweihung im November 1936 überschwänglich dieses Gebäude. Dabei handelte es sich um die umgebaute ehemalige Soester Freimaurerloge „Zur Bundeskette“. 1873 hatte die Loge das Haus in der Roßkampffgasse erworben und genutzt, bis sie 1935 durch staatlichen Druck zur Selbstauflösung und zum Verkauf des Gebäudes an die Stadt Soest gezwungen wurde¹¹. Im März 1936 wurde es der Soester Hitlerjugend von der Stadt Soest geschenkt. Diesen Vorgang rechtfertigt Sylvanus damit, dass die Loge „für undurchsichtige Zwecke gebraucht wurde“, was eine verharmlosende Umschreibung der Tatsache ist, dass die antisemitische Propaganda der Nationalsozialisten die Freimaurer aufs schärfste angriff und ihnen Verschwörungsabsichten unterstellte. Mit Sachkenntnis skizziert er die Geschichte des Hauses vom 16. Jahrhundert bis zu seiner Nutzungsänderung als „Heim der neuen Staatsjugend“. Der vorhandene Barockbau wird als würdige Grundlage für die durch „die eigene Ausgestaltung“ zu bewältigenden immensen Aufgaben des HJ Gebäudes bewertet. Um den Lösungsweg aufzuzeigen, zitiert Sylvanus, was er bei der Übergabe des Hauses im März geschrieben hatte.

Danach entstehe ein „Bau, der das Wollen der Jugend gestaltet“, „das Herz des Bannes 132“. Durch diesen Bau werde „die Kraft“ der Stadt Soest „neu belebt“, so dass ihr „eine herrliche Zukunft“ bevorstehe. An konkreten Aufgaben wird die adäquate Ausgestaltung von drei Zimmern genannt. So solle eine Bauerndeele eingerichtet werden, und ein Zimmer

9 Heimatkalender des Kreises Soest 1937. Jg. 16, vorangestelltes Motto von Goebbels und S. 3.

10 Heimatkalender des Kreises Soest 1937. Jg. 16, S. 75-77.

11 <http://www.freimaurer-soest.de/geschichte> (abgerufen 10.08.2020).

sei „den Toten des Krieges, der Bewegung“, also den Gefallenen des Ersten Weltkrieges sowie den 1923 beim Hitlerputsch und in den Straßenkämpfen umgekommenen Mitglieder der NSDAP zu „weihen“. Anders als im Reisetagebuch, wo im Hinblick auf das Denkmal in Königsberg überhöht von „Gefallenen der Bewegung“ die Rede war, wird hier lediglich von „Toten“ gesprochen.

Im Anschluss an seinen zitierten Text vom März konstatiert Sylvanus unmittelbar vor der Einweihung des Gebäudes im November, dass beim Umbau das realisiert worden sei, was sich die Soester HJ als Aufgabe gestellt habe.

Zur Steigerung seiner bisherigen Äußerungen fügt er drei Sonette an, die wiedergäben, was „die Hitler-Jugend in Soest erlebt und empfunden“ habe. Sie thematisieren das Einreißen, das Bauen und als Ergebnis das fertiggestellte Heim. Dabei werden Gebäude und Jugendliche eine Einheit: Denn „diese Steine wollen wir selber sein [...], unser eigenes Wesen bauen.“ Der Sprachstil ist gekennzeichnet durch superlativische Hochwertwörter: Den bauenden Jugendlichen ist „das große Schauen“ gegeben, der Bau „strebt dem Himmel zu“. Dass die Jugendlichen „beseligt und beglückt“ und „für die Ewigkeit“ arbeiten, sei „Zeichen für „das Große unserer Zeit.“ Pathetisch und emotional werden Umbau und Nutzungsänderung eines alten Gebäudes inhaltlich und sprachlich übertrieben. Übertreibungen weist auch der einleitende Prosateil auf: in seinen Voraussagen vor allem, zudem wird das Geschenk des Gebäudes als „Übernahme“ bezeichnet. Auch haben die Hitlerjungen nur Wände abgebrochen und Handwerker die Hauptarbeit gemacht.

Der zweite Beitrag von Sylvanus im Heimatkalender 1937 mit dem Titel „Soest“ nennt lediglich den Autor ohne Funktion und verweist dadurch auf Sylvanus als freien Schriftsteller¹². Es handelt sich um eine umfangreiche Hymne auf die Stadt mit 297 Versen überwiegend ohne Reime (freie Verse) und in daktylischem Versmaß. Das erzählende und erlebende Ich, hier Erzähler genannt, ist an einem Abend im Spätsommer oben auf der Haar, auf der Erde liegend, eingeschlafen, wacht dann auf, blickt bei einbrechender Nacht in die Weite, hinunter auf die Börde und schließlich auf die Türme der Stadt Soest. Dieser Eindruck ist für ihn „das Beglückendste“. Er wird sich „der Heimat bewußt“ und wandert durch die Felder bei Mondschein nach Soest, geht hinter die Stadtmauer und auf den Wällen umher. Nun entwickelt Sylvanus eine Vision, ein Traumbild von Soest, welches historische Ereignisse und für die Stadtgeschichte bedeutende Personen vergegenwärtigt sowie sämtliche Kirchen und auch Gassen in den Blick nimmt.

12 Heimatkalender des Kreises Soest 1937, Jg. 16, S. 79-82.

Am Kattenturm wird der Erzähler Zeuge und Beteiligter der Soester Fehde („ich sah die berühmte Fehde gen Köln“). Dieses Ereignis wird durch die Form vom übrigen ungereimten Text abgehoben. Sechs Strophen mit Endreim und in anderem Versmaß (Jambus) geben das Kampfgeschehen wieder. Nach jeder Strophe kommt ein Refrain, der den Kampfgeist anspornt. Als der Erzähler die siegreichen Soester zu beglückwünschen versucht, „da weichen sie alle/ und werden zu Schatten, verschwinden in Nichts.“

Er geht im „silberne[n] Licht“ des Mondes durch die verwinkelten Soester Gassen, bleibt „in Ehrfurcht vor dem Dome“ stehen, hält „dann Zwiegespräch mit ihm, meinem Bruder.“ Er ist emotional ergriffen, er wähnt sich „in der seligsten Stunde“, und sucht nun träumend die anderen Gemeindegemeinden auf, alle „gewachsen [...] in heiliger Zeit“: die Wiesenkirche, die Hohnkirche, Alt St. Thomae, Neu St. Thomae, die Paulikirche und schließlich die Petrikirche. Er fasst seine Eindrücke zusammen:

„Das sind sie, die sieben gewaltigen Schiffe/ der Gottheit, dem Lande, der Heimat geweiht.“

Auch Nikolai- und Brunsteinkapelle bestaunt der Erzähler. Schließlich ist er sich gewiss, dass ihm nun „die Heimat [...] wirklich [...] fester Besitz“ geworden sei. Durch die Kirchenglocken wird er aus seiner Versenkung gerissen.

Danach begegnet ihm der Jäger von Soest, der Simplicissimus, er trifft den Maler Conrad von Soest und den Kupferstecher Aldegrevier, die sich unterhalten und mit ihrer unsterblichen Kunst, „den Ruhm dieser einzigen Stadt“ vergrößerten. Er beobachtet, wie wagemutige Hansekaufleute in Gaststätten und ihrem Gildehaus ihre erfolgreichen Geschäfte feiern. Unerwartet kommt der Dichter Ferdinand Freiligrath vorbei, dessen Situation der Erzähler kennt. Er bedankt sich bei ihm.

Der weitere Weg des Erzählers „durch die träumende Stadt“ führt am Großen Teich vorbei, der veranlasst ihn zu einem historischen Rückblick, ausgehend von den ersten Siedlungen der Stadt („ihr Blut brauste mächtig“), über die Hansezeit zum „furchtbare[n]“ Dreißigjährigen Krieg, der „bedeutet ihr Ende“. Nun wird sie verspottet als „das große Dorf in Westfalen.“ Für den Erzähler jedoch bleibt Soest eine Stadt „aus der anderen Welt“, die „auch heute noch“ lebt, „uralte und ewig“. Als es in der Nacht vom Dom ein Uhr schlägt, wird der Erzähler aus seiner Vision in die Realität zurückgeholt. Dankbar und „vor Seligkeit trunken“ legt er sich in seiner Kammer zum Schlafen. Und zum Schluss der Hymne wird die Stadt Soest in einen höheren Zusammenhang gestellt: „Über die grüne Stadt mit den Türmen/ erstrahlet aber der Himmel des Reichs [...] von Ewigkeit wieder zu Ewigkeit“.

Es geht hier nicht um die literarische Qualität der Hymne. Eher als Ausnahme fällt bei dem Lob der Kirchen der sinnwidrig eingezwängte Halvers auf: „Bin ich in der Börde?“ Ganz ähnlich wie in dem Reisetagebuch und dem Gedicht zum HJ-Heim ist auch die Sprache der Soest-Hymne sehr gehoben mit superlativischen Hochwertwörtern, der Dimension der Ewigkeit, der Personifizierung toter Materie und dem Gebrauch der Metapher des Blutes. Neu sind das dominante Motiv des Mondes und die Heimat, ja der „Besitz der Heimat“, als zentrales Motiv. Und dass Sylvanus in den letzten Versen seiner Hymne über Soest den „Himmel des Reichs“ wölbt, steht im Einklang mit dem Zitat von Goebbels, das dem Heimatkalender von 1937 vorangestellt ist. Denn dort mündet „der Heimatsinn“ in das „Bekenntnis zur Nation“.

Ausdrücklich weist Sylvanus darauf hin, dass die Darstellung von Soest in seiner Hymne von Wolfram Brockmeier inspiriert ist. Brockmeier (1903-1945) war ein vom Nationalsozialismus überzeugter, mit dem Leipziger Dichterpreis ausgezeichnete Lyriker und seit 1934 Mitglied der Reichsjugendführung. Seit 1935 leitete er die Fachschaft Lyrik der Reichsschrifttumskammer, in der der Propagandaminister Goebbels den Vorsitz hatte. Obwohl er sich für den Nationalsozialismus engagiert hatte, wurde er erst 1939 Mitglied der NSDAP¹³.

In seinem nunmehr als Pressestellenleiter verfassten Aufsatz „Wolfram Brockmeier und die Hitlerjugend in Soest“¹⁴ zitiert Sylvanus mehrmals aus dessen Aufsatz „Kleine Stadt in Westfalen“ von 1936¹⁵. Darin berichtet Brockmeier, dass er angeregt durch die Lektüre von Grimmshausens *Simplicissimus* Soest besucht und dabei „eine Liebe auf den ersten Blick“ erlebt hatte, „eine heimliche zwar [...], aber eine unverletzliche“. Zwar gebe es alte Kirchen, alte Häuser und enge Gassen auch in anderen Städten, „dennoch aber lieben wir Soest“. Im Hinblick darauf stellt Sylvanus den Bezug zu seiner „Soest“-Hymne her, indem er den Soester Hitlerjungen in seinem Aufsatz über Brockmeier und die Soester HJ erklärt: „So deutet sich das Bild, das ich euch gezeigt habe“. Zugleich betont er die intensive Beziehung von Brockmeier zu Soest, die er zur mystischen „Vereinigung“ überhöht. Dass der Erzähler in der Hymne auf Soest fast nur nachts bei Mondschein unterwegs ist, ist der Empfehlung Brockmeiers angesichts der Soester Altstadt geschuldet: „Wie wundersam aber das alles sich darstellt, kann nur der ermessen, der in einer jener klaren und lauen Mondnächte das Gewirr der Straßen und Gassen durchwandert.“ Auch, dass Sylvanus in seiner Hymne die Heimat „feste[n] Besitz“ des

13 https://de.wikipedia.org/wiki/Wolfram_Brockmeier (abgerufen am 04. Mai 2020).

14 Heimatkalender des Kreises Soest 1937, Jg. 16, S. 83-85.

15 Heimatkalender des Kreises Soest 1936, Jg. 15, S. 67-69.

Erzählers werden lässt, schreibt er Brockmeier zu: „Er zeigt uns, wie man die Heimat sehen muß, daß sie einem reicher Besitz wird.“

Dass der Oberprimaner und HJ-Pressewart Sylvanus den Heimatkalender des Kreises Soest gründlich zu lesen pflegte, wird dadurch deutlich, dass er in seinem Aufsatz über Brockmeier und die Hitlerjugend kurz auf zwei Gedichte Brockmeiers eingeht, die in der Ausgabe von 1931 abgedruckt waren: „Der Turm von St. Patrokli spricht“ und „Spruch der Werkleute an der Wiesenkirche in Soest“¹⁶. Diese hält er für „Gedichte eines echten Dichters.“

Sylvanus teilt mit Brockmüller die Auffassung von der Einheit in der Vielheit der Soester Häuser, Straßen und Kirchen. Um diese zu bekräftigen, zitiert er den Schriftsteller Julius Overhoff (1898-1977): „Und doch redet alles eine Sprache“¹⁷. Diese Überzeugung bekräftigt der offensichtlich literarisch interessierte Oberprimaner, indem er eine Passage aus dem neunten Buch von Goethes „Dichtung und Wahrheit“ zitiert, welche die „Einheit“ in der „Mannigfaltigkeit“ des Straßburger Münsters konstatiert.

Sylvanus erwähnt stolz den Besuch des hohen HJ-Funktionärs Brockmeier im Frühjahr 1936 bei den Soester Hitlerjungen und betont, dass seine schriftlichen Äußerungen als Pressewart aus diesem Anlass „ihm gefallen haben.“ Und er ruft Brockmeier zum Zeugen dafür auf, dass die HJ vom „Glauben an Wachsen und Schönheit erfüllt ist“, und drohend hält Sylvanus sie deshalb für berechtigt, „das dem gesunden Leben Schädliche“ zu „vernichten“. Dass das ein Verweis auf das vom Reichsjugendführer Baldur von Schirach verfassten „HJ-Fahnenlied“ ist, wird nicht gesagt. In diesem offiziellen Lied singen die Hitlerjungen „als der Zukunft Soldaten“: „Ja durch unsere Fäuste fällt/wer sich uns entgegenstellt“¹⁸.

In der neuen, erstmalig eingerichteten Rubrik des Soester Heimatkalenders „Die Jugend hat das Wort“ ist noch ein Sonett des aufstrebenden Dichters Erwin Sylvanus mit dem Titel „Wilhelm Morgner“ abgedruckt. Darin wird einerseits in den Quartetten die neue expressive Malweise Morgners gepriesen, andererseits aber auch der erste Weltkrieg, in dem

16 Soester Heimatkalender, Jg. 10, S. 16 und 82. „Der Spruch der Werkleute an der Wiesenkirche in Soest“ wurde noch einmal abgedruckt, als die Wiesenkirche 1950 nach der Zerstörung im Krieg wieder eingeweiht wurde, in: Heimatkalender des Kreises Soest 1951, Jg. 24, S. XVI. Es ist anzunehmen, dass Sylvanus den damals bekannten Gedichtband von Wolfram Brockmeier: *Ewiges Deutschland*. Leipzig 1934, kannte.

17 Julius Overhoff: Ein Buch von der Stadt Soest. Leipzig 1935, S. 61. Overhoff war bei BASF leitender Angestellter (Siehe Brockhaus Enzyklopädie in zwanzig Bänden. Bd. 14. 14. Auflage 1972).

18 <https://jugend1918-1945.de/portal/archiv/album.aspx?root=6380&id=6380&redir=/portal/Jugend/thema.aspx?bereich%3Darchiv%26root%3D26636%26id%3D4927> (abgerufen am 09.05.2020)

Morgner gefallen war, als Erneuerer dargestellt: „Da kam der Krieg, und mit ihm neues Leben.“¹⁹

Im Vergleich zu den literarisch ambitionierten, verherrlichenden Gedichten und Texten von Sylvanus im Heimatkalender 1937, die auch eine Beschäftigung mit der Soester Geschichte und Kultur widerspiegeln und eindeutige nationalsozialistische Aussagen vermeiden, weist der Beitrag des weiblichen Zweigs der Soester Hitlerjugend eine ausgeprägte nationalsozialistische Position einerseits und nur oberflächliche Aussagen zu Vorhaben andererseits auf. Verfasst hat ihn unter dem Titel „Heimabend im Soester B.D.M.“ Elisabeth Jühe, die Pressereferentin des Untergaus 132²⁰. Im ersten Teil sind ihre Ausführungen ein nationalsozialistisches Pamphlet, indem das Ziel formuliert wird: „Mädel sollen sie sein, die sich bewußt und freudig hinter den Führer stellen“, und für die „rassische Denken [...] bereits Selbstverständlichkeit“ ist. Im zweiten Teil wird ein Programm für Heimabende skizziert, „die den deutschen Menschen in der deutschen Landschaft zum Gegenstand haben.“ Dazu gehört – geradezu jugendbewegt – das Sitzen unter einem Baum in der Landschaft, Singen, Volkstänze und ferner Berichte durch die Mädchen, „die die geschichtliche Bedeutung Soests herausstellen.“ Dafür werden lediglich Themen aufgelistet, ganz ähnlich denen, die Sylvanus in seiner Soest-Hymne umgesetzt hat. Konstatiert wird: „Das Gedicht ‚Sankt Patrokli spricht‘ von dem Dichter Wolfram Brockmeier aus der Reichsjugendführung schlägt uns in Bann.“

Dass die Soester HJ und der BDM im Heimatkalender des Kreises Soest eine eigene Rubrik bekamen, war nicht nur konform mit dem einleitenden Motto von Goebbels, sondern reihte sich ein in die Konzeption dieser Zeitschrift. Die durch die Industrialisierung und den modernen Nationalstaat als Gegenbewegung entstandene damalige Heimatbewegung hatte sich auch auf Soest ausgewirkt. Das zeigen diese Zeitschriften: Von 1914-1921 erschien der „Soester Kalender für die Kreissynode Soest“, dem ab 1915 der Nebentitel „Heimatkalender für die Kreissynode Soest“ zugefügt wurde. Ab 1922 erschien dann die neue Reihe „Soester Heimatkalender“ mit Jahrgang 1, sie wurde ab 1936 umbenannt in „Heimatkalender des Kreises Soest.“²¹ Parallel dazu bildete sich eine Heimatschutzbewegung²².

19 Heimatkalender des Kreises Soest 1937, Jg. 16, S. 82.

20 Heimatkalender des Kreises Soest 1937, Jg. 16, S. 77-79. Untergau war die dem Bann bei den Hitlerjungen entsprechende Organisationsebene des BDM.

21 Herrn Dirk Elbert vom Stadtarchiv Soest danke ich für die Information über die Namen und Erscheinungszeiträume der Heimatzeitschriften in Soest.

22 Ingo Sommer: Wiederaufbau und Nachbau historischer Gebäude und Denkmäler. Darf Baugeschichte rekonstruiert werden? In: Soester Zeitschrift 131 (2019), S. 107-136, hier S. 130-132.

Sylvanus hatte für seine Texte im bereits Ende 1936 erschienenen Heimatkalender von 1937 sicher eine relativ breite, lokalgeschichtlich interessierte Leserschaft aus dem Bildungsbürgertum, die für sein intensivierte Heimatbild im Großen Ganzen offen war, der er aber im Gegensatz zum Reisetagebuch nur punktuell nationalsozialistische Überzeugungen zu erkennen gab, obwohl er in seinem Aufsatz über Brockmeier die Hitlerjungen direkt ansprach. So kommt in all seinen Texten im Heimatkalender 1937 nicht einmal „Hitler“ oder „der Führer“ vor. Dagegen brachte die Soester Pressereferentin des B.D.M. ihre nationalsozialistische Einstellung in demselben Heimatkalender voll zum Ausdruck.

Offensichtlich hat Sylvanus den Grad des Ausdrucks seiner nationalsozialistischen Auffassungen taktisch von den Adressaten abhängig gemacht, zurückhaltend formulierte er für die bildungsbürgerlichen Leser des Heimatkalenders und ausgeprägt in Publikationen direkt für die Hitlerjugend. Letzteres beweist die ebenfalls 1936 erschienene von ihm verfasste kleine Druckschrift „Jahresring. Erlebnisreihe der Jungen des Bannes 132 der Hitler-Jugend im Jahre 1936“. Darin sind neben Gedichten, Auszügen aus dem Tagebuch der Ostpreußenreise auch zwei Texte „Unser neues Heim“ und „Die Geschichte unseres HJ-Heimes“ enthalten. Im zweiten wird wie im Heimatkalender dessen Baugeschichte dargestellt, nur ausführlicher. Wo dort „undurchsichtige Zwecke“ der Loge erwähnt werden, nennt sie Sylvanus in der Schrift der HJ negativer „ihre dunklen Geschäfte“. Der Text „Unser Neues Heim“ hebt die nationalsozialistische Einstellung hervor, wenn von den „Aufgaben“ der HJ, „die ihr der Führer gestellt hat“ die Rede ist und pseudoreligiös bewertet wird: „Am 29. Oktober weihte der Gauleiter unser Heim“. Aus „den Toten [...] der Bewegung“ im Heimatkalender werden wie beim Denkmal in Königsberg sachlich übertrieben „die Gefallenen der Bewegung“. Ferner wird Hitler zitiert: „[...] Ein Wort unseres Führers: ‚Aufsteigen wird die Bewegung, die bereit ist, für ihr Ideal auch zum letzten Gang anzutreten‘!“ Die gemäßigten Ausführungen von Sylvanus im Heimatkalender zum HJ-Heim beruhen auf seinen zwei allerdings entschärften Texten aus dem „Jahresring“, sie enthalten auch Zitate daraus sowie die drei Sonette. Daneben hat es wohl noch einen speziellen Text von ihm gegeben, den er im März bei der Übergabe des Hauses verfasst und im Heimatkalender zitiert hat.

Dass die Soester Hitlerjungen tatsächlich, wie im Bericht der Reise durch Ostpreußen angekündigt war, zum Reichsparteitag nach Nürnberg führen, veranlasste Sylvanus zu dem Gedicht „Nürnberg“. Es ist in dem Jahresring von 1936 abgedruckt und enthält ein schwärmerisches Bekenntnis zu Hitler: „In dieser Stunde mag die Welt vergehen,/ da wir vor Adolf Hitler

schweigend stehen./ Sie müßte dennoch uns den Himmel geben,/ für dieses Leben unser andres Leben.“²³

Die Abiturzeitschrift des Jahres 1937²⁴ war nur für einen relativ kleinen, speziellen Leserkreis bestimmt. Es waren wohl die Abiturienten samt Eltern, Schüler der Oberklassen, Lehrer und auch ehemalige Abiturienten. Sie ist zwar wie der Jahresring von der Rocholschen Buchdruckerei W. Jahn, Soest, gedruckt worden. Dass sie aber nur in relativ wenigen Exemplaren erschienen ist, zeigt bereits die äußere Gestaltung: Sie ist mit Metallklammern geheftet und nachträglich mit einer schwarz-weißen Kordel verziert. Auch die lateinische Aufschrift auf dem kunstvoll gestalteten Titelblatt grenzt die Zahl der Leser ein:

CREDIMUS
MCMXXXVII
MATURI ARCHIGYMNASII SUSATENSIS
MAIORES

(Wir sind zuversichtlich, 1937, die ehrwürdigen Maturi (Abiturienten mit Reifeprüfung) des Soester Archigymnasiums.) (Abb. 3)

Fast die ganze Titelseite nimmt das monogrammartige Zeichen ein. Es ist einem studentischen Zirkel, dem Erkennungszeichen einer Studentenverbindung, nachgebildet und wie ein solcher in einem Zug geschrieben²⁵. Als solches weist es nicht auf eine studentische Verbindung, sondern bezieht sich auf das Archigymnasium:

C(rescat) A(rchigymnasium) S(usatense).

(Das Soester Archigymnasium möge gedeihen).

Das beigegefügte Ausrufezeichen verstärkt diesen Wunsch.

Dieser spezielle Zirkel für das Archigymnasiums wurde übernommen. Er wurde bereits in der Abiturzeitschrift von 1936 abgedruckt. Er hebt das Archigymnasium auf ein eigentlich über ein Gymnasium hinausgehendes Niveau. Zugleich aber ist er politisch korrekt. Denn er weicht dem damaligen Gleichschaltungs- und Auflösungsprozess von Studentenverbindungen aus und respektiert, indem er den studentischen in einen schulischen Zirkel verwandelt, dass seit 1935 die Mitgliedschaft von HJ-Mitgliedern

23 Hitler-Jugend Bann 132 (Soest) (Hrsg.): Jahresring. Erlebnisreihe der Jungen des Bannes 132 der Hitler-Jugend im Jahre 1936 von Erwin Sylvanus. Pressestellenleiter. Mit einem Vorwort des Bannführers, Weihnachten 1936, Rocholsche Buchdruckerei W. Jahn, Soest, S. 41-48.

24 Westfälisches Literaturarchiv im LWL-Archivamt für Westfalen 1035/ 34. Ich danke Frau Dr. Ulrike Witt, Göttingen, die mich auf ihr privates Exemplar der Abiturzeitschrift des Archigymnasiums von 1937 aufmerksam gemacht hat.

25 [https://de.wikipedia.org/wiki/Zirkel_\(Studentenverbindung\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Zirkel_(Studentenverbindung)) (abgerufen am 17.05.2020).

in einer Studentenverbindung nicht vereinbar war²⁶. So stand nichts der Veröffentlichung der Gedichte von Sylvanus in der Abiturzeitung von 1937 entgegen. Deren Kordel in den preußischen Farben Schwarz-Weiß kann man als Bekenntnis zur Geschichte des Archigymnasiums deuten oder aber auch als geschickten Hinweis auf eine versteckte konservative Haltung.

Auf der Innenseite des Titelblattes ist vermerkt: „Verse: Erwin Sylvanus“. Dabei handelt es sich um sechs Gedichte speziell für den Anlass des Abschieds von der Schule

nach dem Abitur. Steigernd werden die Gedichte angeordnet, vier davon sind Sonette, und vier einer Leitüberschrift zugeordnet, zum Beispiel der Leitüberschrift „Die Heimat“ das Gedicht „Die Stadt“ mit dem Gang des Lyrischen Ichs von der Börde „zu dem alten Soest“. Die beiden letzten Gedichte sind ohne Zuordnung durch ihre Thematik hervorgehoben: „Das Vaterland“ mit der Verpflichtung der Abiturienten „Setzen wir uns ganz für Deutschland ein“ und „Unser Bund“ mit deren Verbundenheit, die „währt alle Zeit“. Schon diese Hinweise zeigen inhaltliche Parallelen zu den im Heimatkalender von 1937 publizierten Gedichten von Sylvanus.

Auch die Gedichte in der Abiturzeitung setzen vergleichbare sprachliche Mittel ein: die Emotionen „Freud und Schmerzen“, „freudig“, „fröhlich“, die Personifizierung des Domes, die Dimension der „Ewigkeit“ und immer wieder das „Blut“ als Bild für Kraft. Jedoch sind die Gedichte weniger pathetisch und superlativisch, dazu trägt auch der Gebrauch von „Ruh“ und „ruhig“ bei.

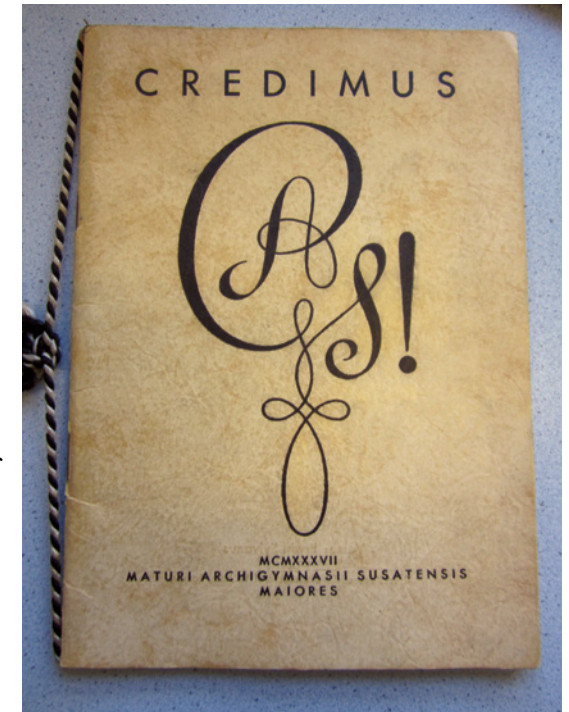


Abb. 3: Titelblatt der Abiturzeitschrift 1937 des Archigymnasiums Soest. Stadtarchiv Soest

26 https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_der_Studentenverbindungen (abgerufen am 17.05.2020). Die Abiturzeitschrift 1936 hat den Titel „Aphorismen“ - P 22.1173.

Dass die Gedichte der Abiturzeitung in einem weniger hohen Ton gestaltet sind, gilt ganz besonders für das Sonett „Im Osterkamp“, das unter der Leitüberschrift „Unsere Kameradschaft“ steht. Der Osterkamp ist eine Soester Gaststätte, und der Text von Sylvanus hat Züge eines Studentenliedes, wo er auffordert - „Nun Freunde lasst die Becher kreisen“ - oder betont - „Wie dieser braune Saft im Becher springet.“

In den Gedichten der Abiturzeitung gestaltet Sylvanus ein überaus harmonisches Bild von der Schule und ihren Abiturienten: Die Mitschüler sind „Freunde“, „Brüder“, die Lehrer „die Alten“, die „Weisen“, deren Schüler zukunftsfähig sind, indem sie „Segen dem Vaterland“ sein wollen.

Die Kurzgeschichte „Die Fahrt nach Amerika“ nimmt neben den vorherrschenden Gedichten von Sylvanus in der Abiturzeitung eine Sonderstellung ein. Es wird kein Verfasser genannt, und auch findet das kunstvoll erzählte Geschehen nicht in der Oberprima, sondern einer Obertertia, einer neunten Klasse, des Archigymnasiums statt. Die Hauptperson, der sechzehnjährige Monje, ist des Unterrichts überdrüssig. So malt er während diesem „in unglaublicher Weise“ seine Lehrer und bekommt dafür Arrest. Er will Maler werden. Das Gymnasium und „das „Kleinleuteleben“ in Soest, alles wurde ihm „zu eng“. Niemand versteht ihn, auch seine geliebte Mutter nicht. In dieser Situation ist für ihn Amerika „Traum, süße Sehnsucht“. Ein Freund hilft ihm, dass er in einem Güterwagen bis Hamburg kommt. Dort sieht er entfernt ein Schild mit der Aufschrift „Amerika“, kopflos rennt er zu diesem und wird dabei von einem Omnibus überfahren. Erst nach zweimonatiger Krankheit kann er wieder zum Unterricht in seine Obertertia kommen, in der gerade im Griechischen, passend zu Monjes Heimkehr, diejenige des Odysseus behandelt wird. Monje hat sich gewandelt, er gesteht seinem Mathematiklehrer, dass es ein Irrtum war, alle Sehnsüchte in das Wort Amerika zu projizieren. Und nun sind Soest und für ihn wichtige Personen „nicht klein mehr.“ Er „holt die Farben und die Leinwand hervor und malt. Er ist ein Großer geworden im Reich der Farben.“

Es ist schon etwas Besonderes für eine Abiturzeitung, dass im Hinblick auf eine untere Klasse vorsichtig Kritik an spießigen Lehrern geübt wird, die sich auch lächerlich machen. Entscheidend aber ist, dass die Hauptperson ihre vorige Einstellung ändert und die Kurzgeschichte ein gutes Ende hat, ganz passend zum positiven Grundton der Abiturzeitschrift.

Es ist nicht zu übersehen, dass die Hauptperson in dieser Geschichte Züge des jungen Wilhelm Morgner (1891-1917) aufweist. Er litt im Gymnasium, er karikierte Lehrer und brach aus. Mit einem Klassenkameraden wollte er 1907 nach Amerika, kam aber nur bis Amsterdam und kehrte am



Abb. 4: Abiturientia 1937 des Archigymnasiums Soest, Mitte sitzend: Klassenlehrer Wilhelm Tometten, links daneben Erwin Sylvanus. Foto Stadtarchiv Soest

nächsten Tag freiwillig wieder nach Soest zurück²⁷. Auch der Name Monje könnte eine abgeschliffene Form des Familiennamens Morgner sein, welche die Lehrer gebrauchten. Wenn man bedenkt, dass Sylvanus bereits ein Gedicht über Morgner geschrieben, sich mit Morgner beschäftigt hatte, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass er auch die gelungene Kurzgeschichte „Die Fahrt nach Amerika“ verfasst hat. Vielleicht wollte er sich nicht auch noch als deren Autor bekennen, nachdem bereits die Gedichte in der Abiturzeitung von ihm stammten.

Ein ganzseitiges Foto der 13 Abiturienten samt ihrem Klassen-, Mathematik- und Physiklehrer Wilhelm Tometten zum 1. Februar 1937 und eine Seite mit deren Unterschriften bilden den Schluss der Abiturzeitung von 1937 (Abb. 4).

Wie literarisch und gehoben die Abiturzeitschrift von 1937 gestaltet war, auch dass sie allenfalls mit der Hervorhebung von „Vaterland“ eine Nähe zum Nationalsozialismus andeutet, zeigt der Vergleich mit der „Aphorismen“ betitelten Abiturzeitschrift des Vorjahres, die bei Velhagen und Klasing in Bielefeld Ostern 1936 in 50 Exemplaren gedruckt worden war. Am Anfang steht ein Zitat von Hitler, in dem die Römische Geschichte, als

27 Julia Zwicker, Rüdiger Ant: Wilhelm Morgner- ein Schüler des Archigymnasiums, in: Archigymnasium Soest 1534 1984. Soester Beiträge Bd. 43: Soest 1984, S. 93-97, hier S. 93f. Biographie in: Andrea Witte (Hrsg.): Wilhelm Morgner 1891-1917. Graphik, Katalog zur Ausstellung im Wilhelm-Morgner-Haus Soest vom 27.01.-17.03.1991, S. 8-13, hier S. 10.

„die beste Lehrmeisterin [...] für alle Zeiten“ gepriesen wird. Im folgenden Zitat sieht der NS-Ideologe Alfred Rosenberg in der Beschäftigung mit der Antike „die Wiedergeburt des freien germanischen Menschen.“ Diese Vereinnahmung der humanistischen Bildung für den Nationalsozialismus steigern die Abiturienten noch, indem sie bekennen: „Von größter Bedeutung war für uns die Plato-Lektüre. Dadurch, daß wir Vergleiche anstellten mit der heutigen Staatsauffassung, ist uns zum Bewußtsein gekommen, in welcher näher Beziehung antike und nationalsozialistische Gedankengänge stehen und welche Bedeutung die Kenntnis der antiken Schriften und damit die humanistische Erziehung gerade für den nationalsozialistischen Staat hat.“

Die „Aphorismen“ des Hauptteils der Abiturzeitschrift von 1936 wurden von einem Abiturienten, der die Oberprima wiederholt hatte, gesammelt. Sie sollen an „manche Unannehmlichkeiten“, aber doch auch „viel Schönes und Wertvolles“ erinnern. Sie führen einige Beispiele für den drastischen Umgang eines Lateinlehrers mit seinen Schülern auf, zum Beispiel: „Bäumler, brabbeln Sie nicht, Sommer schießen Sie los [...], Lupprian [Sohn des Lehrers], Sie haben nicht gearbeitet, nehmen Sie Platz“. Auch Bonmots von Lehrern werden zitiert. So konstatiert der Lehrer im Anschluss an die Aussage eines Schülers: „Wenn alles schläft und so einer spricht, dann nennt man sowas Lateinunterricht.“ Ferner sollen eine Reihe von Stilblüten bei misslungenen Übersetzungen aus dem Lateinischen „ergötzlichen Spaß“ bewirken. Zur erheiternden Intention der Abiturzeitschrift tragen auch mehrere vom Abiturienten Alfred Drachner mit sicherem Strich gezeichnete Karikaturen von Lehrern und einem Mitschüler bei, der betrunken von einem Polizisten im Morgengrauen aus einer Telefonzelle „abgeführt“ wird.

Die von Sylvanus verfasste Abiturzeitschrift zeigt wieder die Taktik, bei eher bürgerlichen Adressaten auf ausgeprägte Bekenntnisse zum NS-System zu verzichten und sich als über der Politik stehender heimatbewusster und nun auch humaner Autor zu präsentieren, während er in den Publikationen für die HJ sich engagiert zum Nationalsozialismus bekannte. Für beide Adressaten fungieren mehr oder weniger dieselben sprachlichen Mittel zum Ausdruck von Pathos und Begeisterung. - Erst im Oktober 1937 wurde Sylvanus 20 Jahre alt.

Der Paradiesfahrer (1942) und der Dichterkreis (1943) und das Archigymnasium

Bisher wurden die recht umfangreichen Texte in den Blick genommen, die Sylvanus als Oberprimaner des Archigymnasiums 1936 und Anfang

1937 publizierte. Dabei handelte es sich um verschiedene Textsorten: Einen Reisebericht, einen zusammengesetzten Prosatext, Gedichte, darunter Sonette und eine Hymne, sowie einen eher sachlichen Bericht.

Gleich nach dem Abitur trat er in die „Vereinigung ehemaliger Schüler des Archigymnasiums“ ein. Dieser gehörten seit 1906 zahlreiche Ehemalige an. Sie förderte durch ihre „Berichte“ den Kontakt der Ehemaligen untereinander und zum Archigymnasium. Einzelne nahmen auch Einfluss auf die Schulpolitik der Stadt Soest²⁸.

Bereits während der Oberprima sollten sich die Abiturienten anhand einer Broschüre über die „Arbeitsdienstpflicht und Wehrpflicht“ informieren, die in der Schülerhilfsbücherei in mehreren Exemplaren auslag. Der Direktor des Archigymnasiums erhielt genaue Anweisungen, wie zu verfahren und zu welchen Rückmeldungen er verpflichtet war. Im Falle von Erwin Sylvanus galt die Bestimmung, dass „die Abiturienten, die im Herbst 1937 in die Wehrmacht eintreten, zur Ableistung des Arbeitsdienstes im Sommer 1937 herangezogen werden“²⁹. Dementsprechend absolvierte Sylvanus sechs Monate Arbeitsdienst und trat am 2. November 1937 in die Wehrmacht ein. Aber schon am 10. März 1938 wurde der Schütze Erwin Sylvanus „wegen Dienstunfähigkeit aus dem Heeresdienst“ in einem Schützenregiment in Iserlohn entlassen und ihm gute Führung bescheinigt³⁰. Der Grund war eine bedrohliche Lungentuberkulose, die ihn unfähig für einen Beruf oder ein Studium machte und ihn immer wieder zu Sanatoriumsaufenthalten zwang.

Er setzte seine schriftstellerische Tätigkeit fort, wurde noch 1938, um publizieren zu können, Mitglied in der Reichsschriftumskammer und trat 1941 in die NSDAP ein³¹.

Erst der 1942 in Berlin im Holle Verlag erschienene Roman von Sylvanus „Der Paradiesfahrer“ zeigt wieder eine Beziehung zum Archigymnasium. So „steigen“ darin Weihnachten „die Knaben des Gymnasiums auf den Petriturm [...] und singen unter Posaunenbegleitung: „Gloria in excelsis deo [...]“. Wichtiger aber ist, dass eine nicht unwichtige Gestalt des Romans, deren Namen nicht genannt wird, Primaner und später Ehemaliger des Archigymnasiums ist.

Hauptpersonen sind der Paradiesfahrer und die Tochter eines Großbauern, des Schulzen auf der Haar bei Soest. Der Paradiesfahrer kommt nach

28 Verzeichnis der Mitglieder der Vereinigung ehemaliger Schüler des Archigymnasiums zu Soest. April 1966, S. 9.

29 P 22.789, 28.03., 08.06. und 18.12.1936.

30 Westfälisches Literaturarchiv im LWL-Archivamt für Westfalen 1035/23, 10.03.1938.

31 Biografische Daten siehe Ulrike Witt, Paul Forssbohm (Hrsg.): Erwin Sylvanus Lesebuch. Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 81. Köln 2019, S. 154f.

dem Ersten Weltkrieg aus dem Ruhrgebiet in ein Dorf auf der Haar, um dort ein sinnvolles Leben zu führen. Er bekommt Unterkunft beim Dorfpfarrer und die Stelle des Paradiesfahrers. So wird der Totengräber dort genannt. Den Sinn seines Lebens sieht er in der Gründung einer Familie und dem Erwerb eines Hofes. Bereits beim ersten Anblick sind er und die Schulzentochter voneinander fasziniert. Aber der soziale Unterschied steht einer Verbindung zunächst entgegen. Der Roman zeigt nun in einer verschlungenen, oft sprunghaften und gekünstelten Handlung die Stationen zu dieser Eheschließung am Ende auf. Obwohl die Schulzentochter einen lungenkranken Adligen, der (wie Sylvanus) Gedichte schreibt, geheiratet hatte, bekommt sie ein von dem Paradiesfahrer gezeugtes Kind. Zuerst stirbt der Adlige in der Kur, dann das Kind. Der Paradiesfahrer heiratet eine Magd. Immer wieder übt der Sohn des Ortspfarrers, der zunächst als Primaner das nahe Gymnasium, also das Archigymnasium, besucht, dann studiert, schließlich verkommt und in die Fremdenlegion geht, einen zerstörerischen Einfluss aus: Er ist hinter den jungen Frauen her, auch hinter der Tochter des Schulzen, schließlich zeugt er ein Kind mit der Ehefrau des Paradiesfahrers. Diese und das Kind sterben bei der Geburt. Der Totengräber kann nicht zuletzt dank seines Fleißes einen Hof mit Land kaufen. Die Schulzentochter gehorcht „ihrem Bauernblut“, kehrt in ihre Heimat zurück: „Sie will Bäuerin“ werden und heiratet den Paradiesfahrer. Damit ist dessen Lebenstraum verwirklicht. Der Vorname Renate, die Wiedergeborene, spielt auf die Wandlung der Schulzentochter an.

Dem Happyend des Romans entspricht das politische Umfeld. So sagt ein Begleiter der Schulzentochter: „Es sei ein neuer und stolzer Geist im Volke aufgestanden [...] und seit wenigen Wochen stehe das Vaterland im Schutze einer starken mutigen Regierung“. Außer dieser Preisung der Machtübertragung auf die Nationalsozialisten enthält der Roman auch ein antisemitisches Element: Der Paradiesfahrer findet in Soest „einen schmutzigen Juden“, der ihm Kaninchenfelle abkauft, ohne zu fragen „wo die Felle herkommen“³².

Die Sprache in dem Roman *Der Paradiesfahrer* ist im Vergleich zu den frühen Texten nicht mehr pathetisch. Kaum kommt aus dem sakralen Bereich „heilig“ vor. Das dominante Wortfeld ist Blut. Sehr oft ist von „Bauernblut“ die Rede, ferner kommen Zusammensetzungen mit Blut vor („blutendrot“, „Blutstropfen“). Immer wieder wird „die Heimat“ als positiver Wert dargestellt.

32 Die Seitenangaben zu den Zitaten im obigen Text in der Reihenfolge ihres Vorkommens in Erwin Sylvanus: *Der Paradiesfahrer*. Berlin 1942, S. 185, 138, 236, 231, 37.

Der Roman *Der Paradiesfahrer* ist zweifelsohne der nationalsozialistischen Blut- und Bodenliteratur³³ zuzuordnen. Mit der knappen Bemerkung „Für Walter Grasemann“ widmete ihn Sylvanus seinem Mitabiturienten. Zwar ist es nicht möglich, inhaltliche Elemente des Romans Grasemann zuzuordnen. Dass Sylvanus diesem 20 längere jambische Gedichte im Kreuzreim mit der Feldpost zusandte, weist auf eine enge Beziehung auch nach dem Abitur hin. Sie sind handschriftlich und in Maschinenschrift mit zwei Deckblättern erhalten: Auf dem ersten ist vermerkt „Getrost und trotzig. Feldpostverse für einen Ritterkreuzträger“, auf dem zweiten „Diese Verse gehören Ritterkreuzträger Walter Grasemann. Hauptmann und Staffelpkapitän in einem Kampfgeschwader.“ Die Gedichte nennen alle im ersten Vers den Empfänger „Mein lieber Walter, liebster Freund“ und haben jeweils ein Thema etwa „Am Strande“, „Nachtflug“, „Gott“, „Tod I, II“, „Stalingrad“. Das Ritterkreuz hatte er 1943 erhalten³⁴.

Auch nach dem Krieg bestand die Freundschaft weiter, kam aber durch die Beziehung Grasemanns zu einer Frau namens Ise in eine Krise. Das belegen zwei Briefe vom Mai 1947 und Oktober 1948. Offensichtlich erwartete Sylvanus, dass Grasemann diese Beziehung beendete. Der schreibt ihm jedoch im ersten Brief, er habe ein schlechtes Gewissen, „daß ich es immer noch nicht habe übers Herz bringen können, ein Ende zu machen“, und verspricht, es demnächst zu tun. Er versichert Sylvanus, „wie felsenfest unsere Freundschaft [...] ist“, und konstatiert rückblickend: „So kann ich nun nach 7 Jahren noch weit vertrauensvoller und sicherer meinen Ring ansehen“. Also hatte er den Ring als Zeichen der engen Verbindung schon seit 1940 getragen, bereits als ihm *Der Paradiesfahrer* gewidmet wurde.

Aus dem zweiten Brief, dem Geburtstagsbrief von Grasemann für Sylvanus aus dem Jahr 1948, geht hervor, dass sich Grasemann nicht von Ise getrennt hatte, sondern sich täglich mit ihr traf. Das bedeute für Sylvanus Angst. Für Grasemann jedoch „sind es zwei Gebiete, die Freundschaft und die Liebe, die sich zwar berühren, aber nicht notwendig zu überschneiden brauchen“. Deshalb müsse Sylvanus Abstriche machen, er solle aber „nicht mehr unnötig besorgt“ sein³⁵.

33 Witt/Forssbohm (wie Anm. 31), Inhaltsverzeichnis und S. 83ff., ordnen den Roman mit falschem Erscheinungsdatum 1949 dem Kapitel „Sylvanus nach 1945“ zu. Das ist auch hinsichtlich des Inhalts ein Fehlurteil.

34 StLB Dortmund, Nachlass Sylvanus, CII, Gedichtsammlungen 1-3.

35 StLB Dortmund, Nachlass Sylvanus, Briefe 9, 18.05.1947 und 02.10.1948. Zu Walter Grasemann: Siehe Wikipedia und https://military.wikia.org/wiki/Walter_Grasemann (abgerufen am 20.09.2020).

1943 erschien von Sylvanus im Wilhelm Frick Verlag Wien, illustriert mit Zeichnungen der Grafikerin Gerda von Stengel, die Erzählung „Der Dichterkreis“. Darin haben Lehrer und Schüler des Archigymnasiums eine wichtige Funktion.

Der 30jährige ledige Volksschullehrer Leonhard Sieblinger, der sich mit der Geschichte und Kunst der Stadt Soest befasste und den Unterricht vernachlässigte, bekommt von der vorgesetzten Behörde einen Verweis und Publikationsverbot und den Hinweis, „er möge die Wissenschaft den Herren Professoren überlassen, die an dem hiesigen Archigymnasium lehrten und bestimmt weiser seien als er“. Sieblingers Versuch, Kontakt zu zwei Lehrern vom Archigymnasium herzustellen, scheiterte so kläglich, dass er zum Gespött wird. Der Archigymnasiast Riemenfast, der in demselben Haus wie Sieblinger wohnt, hat Mitleid mit ihm und hilft ihm bei seiner Arbeit an einer gereimten Kunstgeschichte Soests. Riemenfast gewinnt Kubiak, einen weiteren Schüler des Archigymnasiums, für die Mitarbeit, und dieser führt noch weitere junge Leute der Arbeitsgemeinschaft zu. Schließlich gehören dem Dichterkreis um Sieblinger sechs Jugendliche an: außer den zwei Schülern noch Söhne von Handwerkern, Kaufleuten und bei der Stadtverwaltung Beschäftigte. Bei den Treffen arbeiten sie drei Stunden an Sieblingers Werk, in der vierten Stunde ist „freies und ungehindertes Dichten erlaubt“. Als das „Mirabilia“ betitelte Werk fertig ist, lässt es Sieblinger drucken mit einer Widmung für seine Nachbarin, eine junge Gemischtwarenhändlerin. Diese ist darüber empört und bewirkt die Beschlagnahme der Auflage, nur für jedes Mitglied des Dichterkreises konnte ein Exemplar gerettet werden. Wegen des doppelten Misserfolgs ertränkt sich Sieblinger.

Das Geschehen um Sieblinger bildet den ersten Teil der Erzählung und findet 1910 statt. Nach dem Selbstmord von Sieblinger veranstaltet der Dichterkreis eine Gedenkfeier und verabredet ein Treffen für 1923 in der Altbierkneipe am Brüdertor. Dieses ist Gegenstand des zweiten Teils der Erzählung „Der Dichterkreis“. Zur Zeit der galoppierenden Inflation kommen noch zwei ehemalige Mitglieder des Kreises in die Altbierkneipe, ein Mitglied war an der Schwindsucht, der „Dichterkrankheit“ verstorben, zwei sind im Ersten Weltkrieg gefallen und ein Mitglied wurde in Indonesien erschossen.

Es soll nun vor allem auf die Personen eingegangen werden, die mit dem Archigymnasium, „der angesehenen Schule der Stadt“, in einem Zusammenhang stehen. Das ist zuerst Michael Haubenreißer, Klassenlehrer der Quinta, er ist der jüngste Lehrer des Archigymnasiums und noch Magister und nicht Professor. Neben seinen Fächern gibt er „mehrere freiwillige Turnstunden für die Herren Primaner“ Mittwochnachmittag auf der

Reitbahn vor dem Ulrichertor. An einem Nachmittag stört Sieblinger dort, versehen mit Spazierstock und Aktentasche, die Primaner bei einem „dem heutigen Handball nicht unähnliche[n] Ballspiel“. Trotz Puffen und Beschimpfung lässt er sich nicht vom Spielfeld vertreiben, bis ihn Haubenreißer aus Versehen mit einem Ball so an den Kopf trifft, dass er hinfällt und ohnmächtig liegenbleibt.

Einen zweiten Versuch, einen Lehrer des Archigymnasiums zu kontaktieren, macht Sieblinger bei Professor Fritz Grubenherz, „dem Senior aller Professoren und Magister“, der die Oberprima in Griechisch, Deutsch und Latein unterrichtet und schwierige Stellen „in unverfälschtem westfälischem Platt“ erläutert. Er wohnt in einem Patrizierhaus in der Paulistraße. Seine Nichte, die Grubenherz den Haushalt führt, geleitet Sieblinger in dessen Studierzimmer und bittet ihn zu warten, bis der Professor seinen Nachmittagskaffee getrunken habe. Im Studierzimmer richtet Sieblinger seine Aufmerksamkeit auf eine Reihe von „Nachbildungen antiker Plastiken in Andenkenformat“ aus Kunstglas Majolika und Gips. Weil er nicht glauben kann, dass Grubenherz diese schätzt, bezeichnet er sie, als dieser eintritt, als „Primitivitäten“. Deshalb packt ihn der Professor am Kragen und setzt ihn vor die Tür.

Der Volksschullehrer und auch die beiden Gymnasiallehrer werden in der Erzählung „Der Dichterkreis“ geradezu als Karikaturen lächerlich dargestellt. Nun sollen die zwei eher gegensätzlichen Gestalten, die beiden schon erwähnten Schüler des Archigymnasiums, näher betrachtet werden: Theobald Riemenfast, ein 18jähriger Bauernsohn ohne schulischen Ehrgeiz, ist 1910, nachdem er bereits zwei Klassen wiederholt hatte, Untersekundaner und will Förster werden. Er hat „überhaupt keinen Sinn für Verse“. Ironischerweise wird nur sein Gedicht von einer angesehenen Zeitung, nicht aber die der anderen Mitglieder des Kreises, gedruckt, und zwar in der Sonntagsausgabe auf der der Frau gewidmeten Seite, wo doch Mädchen im Kreis nicht geduldet werden. Zudem erhält er ein Honorar. Aber er will kein neues Gedicht mehr verfassen und verbrennt alle seine Gedichte. Er ist der Praktische, treibt Geld für den Druck von Sieblingers Werk ein, führt die Geschäfte des Kreises und zahlt die restliche Miete für Sieblinger. Nach dem Abitur hat er zwei Semester studiert, bereits im September 1914 ist er gefallen.

Kunibert Tobias Ackermann, genannt Kubiak, ist das kreativste Mitglied des Kreises, da er „ein geistig sehr wendiger Jüngling“ und sehr gewandt „im Finden von Reimworten“ ist. 1923 berichtet er in der Altbierkneipe dem ebenfalls erschienen Angehörigen des Kreises, Robert zum Felde, über sein Leben: Wie sein Klassenkamerad Riemenfast hat er zwei Semester studiert, aber im Gegensatz zu diesem hat er bis 1914 Balladen und

Kurzgeschichten geschrieben und unter einem Pseudonym veröffentlicht, seine letzten Arbeiten ordnet er „jenen jubelnden Vaterlandsgesängen“ zu, die 1914 üblich waren. Jetzt schreibt er überhaupt nicht mehr. Nachdem er im Krieg verschüttet worden, einen Monat lang blind war und den Faust und Hyperion auswendig gelernt hatte, wirkten seine eigenen Verse auf ihn dilettantisch, „alt und so unendlich verbraucht“. Dank dieser Erfahrung studierte er wieder, promovierte, wurde Referendar und ist jetzt Studienassessor. Als überzeugter Lehrer erklärt er seinen Schülern die Klassiker. Täglich hat er so „Umgang mit dem Heiligsten, das wir haben, unserer Jugend und unseren Dichtern“. Dadurch lernen seine Jungen „das Reinste und Gültigste“ kennen. „Denn es kann wohl sein, daß von ihnen einst das Reinste und Gültigste verlangt wird, wenn Deutschlands Stunde kommt.“

Als gereift werden die beiden Schüler des Archigymnasiums Riemenfast und Kubiak insofern dargestellt, als sie, einer früher als der andere, die jugendlichen literarischen Versuche aufgeben. Aber Kubiak hat von Sylvanus eine wichtige zukunftsweisende Funktion erhalten. Denn was mit „Deutschlands Stunde“ gemeint ist, verdeutlicht die Aussage eins anderen Mitgliedes des Kreises von Ende 1916. Es urteilt über den Einfluss der Dichter (es sind etwa zwanzig) auf die Jugendlichen: Sie seien stärker geworden „und gewisser des Reiches, das wir erringen werden.“ Sylvanus hat also die Handlung seiner Erzählung ins Kaiserreich und die Weimarer Republik so verlegt, dass in ihnen das Dritte Reich vorbereitet wird. So enthält auch die Erzählung „Der Dichterkreis“ eine versteckte nationalsozialistische Position, die auch einen angedeuteten Antisemitismus beinhaltet. Denn der Volksschullehrer Sieblinger kauft eine Aktentasche voll Blei beim „Juden Neukamp, der mit Altmaterialien handelte“, und springt von der Brücke bei Hultrop in die Lippe, nachdem er das Blei aus der Aktentasche in seine Anzugstaschen getan hatte. Im Roman „Der Paradiesfahrer“ ließ Sylvanus „einen schmutzigen Juden“ zweifelhafte Geschäfte machen³⁶.

Wie schon die Sprache im Paradiesfahrer ist auch diejenige des Dichterkreises nicht mehr pathetisch, Hochwertwörter aus dem sakralen Bereich wie „heilig“, „das Heiligste“ und Zusammensetzungen mit „weihen“ kommen nur ganz wenige Male vor, einmal ein Oxymoron („negativer Erfolg“) und eine Personifizierung („Herzensknospen“). Das auffälligste sprachliche Mittel sind, passend zum Erzählgegenstand, altsprachliche

36 Die Seitenangaben zu den Zitaten im obigen Text in der Reihenfolge ihres Vorkommens in Erwin Sylvanus: Der Dichterkreis. Wien 1943, S. 5f., 36, 73, 8, 10, 15, 12, 20, 23, 34, 35f., 68, 80, 81f., 57.

Fachwörter („Carmen“, „Symposion“, „Epitheton“, „Inferno“, „Kastor und Pollux“³⁷ und „Mirabilia“).

Es ist wahrscheinlich, dass Sylvanus Bezüge nicht zu der Schulwirklichkeit von 1910 und 1923, sondern zu derjenigen seiner Schulzeit aufgezeigt hat. Zwar sind die Amtsbezeichnungen der Lehrer verfremdet. Sie waren außer dem Direktor Studienräte, nicht Professoren. Sicher ist die Identifizierung von Fritz Grubenherz als August Uhlenhut (1879-1972), er war Stellvertreter des Direktors, auf ihn treffen die Fächer zu, er war seit 1907 am Archigymnasium, und damit der Senior, unterrichtete den Oberprimaner Sylvanus in Deutsch und Griechisch und wohnte in der Paulistraße. Das wusste auch Sylvanus, der ihn unter dieser Adresse in seinem Taschenkalender von 1940 verzeichnete³⁸. Überdies „stand dem Archigymnasium zur Abhaltung seiner Spielnachmittage der Spielplatz vor dem Ulrichertor [...] zur Verfügung“. Seit dem Jahr 1920 war die Teilnahme Pflicht³⁹. Ob mit Haubenreißer der Sportlehrer und spätere SS-Obersturmführer Erich Lupprian gemeint ist, kann nur vermutet werden. Zu ihm passt, dass er in der Erzählung noch „Magister“ war. Erst 1927 war er am Archigymnasium als Oberschullehrer mit einer Ausbildung als Volksschullehrer tätig. Auf der Kollegiumsliste des Archigymnasiums von 1937/1938 steht er an unterster Stelle⁴⁰. Der gewaltige Wurf, der den Lehrer Sieblinger niederstreckte, würde zu seiner Konstitution passen.

Auch die Erzählung Der Dichterkreis hat Sylvanus einem Klassenkameraden und Mitabiturienten „Leutnant Ernst A. Kerstin, gef(allen) 9.12.1942 vor Rschew“, gewidmet. In Rschew, 200 km westlich von Moskau, fanden 1942/43 verlustreiche Schlachten statt. Zusammen mit einem Mitschüler hatte Ernst A. Kerstin im Schuljahr 1936/37 den Gymnasialturnverein geleitet, bevor dieser im folgenden Schuljahr aufgelöst wurde⁴¹. In den Jahren nach dem Abitur hatten Kerstin und Sylvanus ein vertrauensvolles Verhältnis zueinander. So findet 1941 ein Briefwechsel zwischen beiden

37 (Wie Anm. 36). Bei der Vielzahl der manchmal wenig charakterisierten Personen ist Sylvanus bei den unzertrennlichen Freunden Kastor und Pollux ein Fehler unterlaufen. Zunächst werden Klaus Eichwagen und Robert zum Felde so bezeichnet (S.39), dann am Ende der Erzählung Reinhold Schumacher und Robert zum Felde (S. 78). Dabei war 1923 der Krimiautor Schumacher bereits erschossen (S.75). Dieser Fehler ist bereits im maschinenschriftlichen Manuskript des Dichterkreises enthalten. Siehe StLB Dortmund, Nachlass Sylvanus, B 67, S. 59.

38 Vereinigung ehemaliger Schüler des Archigymnasiums zu Soest, 112. Bericht, Mai 1973. StLB Dortmund, Nachlass Sylvanus, Gruppe 3b, Notizbuch von 1940.

39 Erich Lupprian: Geschichte der Leibesübungen am Archigymnasium im Rahmen der deutschen Turngeschichte. In: Zur 400 Jahrfeier des Archigymnasiums in Soest. Soest 1934, S. 51-63, hier S. 60f.

40 P 22.1222, Personalblatt Lupprian. P 22.600, Winterhalbjahr 1937/38.

41 P 22.600, Berichte über die Schuljahre 1936/37 und 1937/38.

statt, als sich Kerstin in einem Krankenhaus oder Erholungslager befindet. Im Oktober schildert dieser seinen gesundheitlichen Zustand und ergänzt: „Lieber Erwin von meinen Erlebnissen in Russland will ich Dir einmal mündlich berichten. Du weißt, ich bin kein Schriftgelehrter. Ich habe meine Verwundung so oft beschrieben. Gerade Dir aber kann ich sie nur von Angesicht zu Angesicht erzählen.“ Im November befindet er sich in einer psychischen Krise und teilt Sylvanus mit: „Heute bin ich in dem Zustand der Seelenanalyse“ und fügt hinzu: „Verzeih mir auch bitte, daß Du das bedauernswerte Sub- oder Objekt meines inneren Händeringens bist“⁴². In seinen Taschenkalendern von 1943 bis 1945 zeichnete Sylvanus am 9. Dezember ein Ritterkreuz mit einem Hakenkreuz im Zentrum und schrieb Ernst darüber und das Todesjahr darunter. Auch das verweist auf die Nähe der beiden Freunde⁴³.

Erwin Sylvanus und das Archigymnasium nach 1945

Nach 1945 hat sich Sylvanus von der nationalsozialistischen Ideologie abgewendet⁴⁴. Das zeigt auch sein Holocaust-Drama „Korczak und die Kinder“ von 1957. Das am epischen Theater von Bertolt Brecht orientierte Stück hatte großen Erfolg. Es wurde an deutschen und ausländischen Bühnen aufgeführt. Korczak, der Arzt und Leiter des jüdischen Waisenhauses im Warschauer Ghetto, geht mit den ihm anvertrauten Kindern in die Gaskammer des Vernichtungslagers Treblinka, obwohl er sich selbst hätte retten können. Der hohe Offizier, der den Befehl zur Ermordung der Waisenhauskinder überbringt, entschuldigt sich dafür dem Sprecher gegenüber: „Die Lehrerverbände wurden gleichgeschaltet. Bei denen ging es vielleicht am leichtesten. Die alten Griechen waren auf einmal die Vorläufer des Dritten Reiches. [...] Meine Herren Studienräte! Erinnern Sie sich, wie wir Aufsätze schreiben mußten über den herausgeklauten Satz: ‚Nicht bringt Segen die Herrschaft vieler ...‘ Ich kann es Ihnen noch in einwandfreiem Griechisch vortragen. O ja, man hat Sie dafür in Ehren pensioniert. Und wir, wir sollen schuld sein, weil alles schief ging“⁴⁵.

42 Westfälisches Literaturarchiv im LWL-Archivamt für Westfalen 1035/33, Frankenberg 5.10 und 25.11.1941.

43 StLB Dortmund, Nachlass Sylvanus, Gruppe 3b. Ernst Arno Kerstin sollte Chef der Firma Franz Kerstin in Soest werden. Siehe <https://www.franz-kerstin.de/unternehmen/historie.html> (abgerufen am 27.9.2020)

44 Witt/Forssbohm (wie Anm. 31), S. 154-157, zeigen auf, dass Sylvanus als „begeisterter Nationalsozialist“ nach 1945 „sich tatsächlich veränderte“. Ihrem Urteil, dass sich in seinen Texten „keine Hinweise auf [...] rassistische Motive“ fänden, steht die Funktion des Juden im Paradiesfahrer und Dichterkreis jedoch entgegen.

45 Erwin Sylvanus: Korczak und die Kinder. Ein Stück. Hamburg 1957, S. 57.

Während Sylvanus in seinen Gedichten in der von ihm verfassten Abiturzeitschrift von 1937 die Lehrer als die „Alten“, die „Weisen“ lobte, werden sie in dem obigen Textausschnitt für ihre Lehre kritisiert, die mit dem übereinstimmt, was in der Abiturzeitschrift des Archigymnasiums von 1936 über die Bedeutung der humanistischen Bildung für den NS-Staat behauptet wurde.

Nachdem das Archigymnasium mit seinen Schülern und auch Lehrern Gegenstand der von Sylvanus verfassten Abiturzeitschrift von 1937, seiner Prosa der 1940er Jahre und auch seines Holocaust-Dramas von 1957 gewesen war, sendete der Westdeutsche Rundfunk im 2. Programm am 20. Juni 1964 von ihm: „Von Humanisten, Pietisten und Revolutionären. Porträt einer westfälischen Bildungsstätte.“

Der assoziative, sprunghafte Aufbau der Sendung erklärt sich wohl aus dem Bestreben, durch immer wieder neue Aspekte die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu erhalten. Sylvanus legt den Schwerpunkt seines Vortrages auf das alte Archigymnasium, „das erste Gymnasium“, dessen Oberklasse er geradezu die Bedeutung einer theologischen und juristischen Fakultät gibt und das 1900 durch die Verstaatlichung ein Gymnasium wie alle anderen wurde.

Er geht ein auf die Bedeutung Melanchthons und dessen „Humanismus in reformatorischer Form“ und zitiert aus einem Brief von ihm an den Soester Rat, in dem Melanchton die Bedeutung der 1533 gegründeten protestantischen Gelehrtenschule hervorhob und als Rektor Lubertus Florinus empfahl. Er macht einige Bemerkungen zur Versetzung, zur Praxis der Disputationen, zur Herkunft der auswärtigen Schüler aus der Grafschaft Mark, Waldeck und einigen größeren Städten, die in den Oberklassen weitaus die Mehrzahl der Schüler ausmachten. Dem Abitur widmet der Rundfunkbeitrag lediglich einen Satz.

Der Auswirkung des Streites zwischen Altlutheranern und moderneren Pietisten auf die Schullaufbahn von Johann Heinrich Friedrich Ostermann um 1700 und dessen spätere Biografie wird sehr breiter Raum eingeräumt. Nachdem Ostermann die beiden Oberklassen mit Unterbrechung etwa zwei Jahre lang besucht hatte, wurde er später in Russland Berater Peters des Großen und schließlich auch Minister. Ausführlich zitiert Sylvanus das Lob Friedrichs des Großen über ihn: „Als geschickter Steuermann lenkte er das Staatsschiff mit sicherer Hand.“

Schon am Anfang der Sendung wurde der Primaner Heinrich Achenbach, der 1848 den Zug seiner Mitschüler mit der schwarz-rot-goldenen Fahne anführte, als Revolutionär charakterisiert und dessen politische Laufbahn u. a. als Handelsminister skizziert und auf den Punkt gebracht: „von schwarz-rot-gold zu schwarz-weiß-rot.“

Der Einfluss des Neuhumanismus wird als Zäsur erwähnt, der aus der protestantischen Gelehrtenschule ein humanistisches Gymnasium gemacht habe. Konrad Duden wird nur mit einem Satz gewürdigt.

Sylvanus' Ausführungen zum Archigymnasium sind eingerahmt: Am Anfang wird im Zusammenhang mit der Einführung eines Geschichtslehrbuchs der „Anspruch auf Unfehlbarkeit“ Wilhelms II., die allgemeine Autoritätsgläubigkeit und die autoritäre vorgesetzte Behörde kritisiert und am Ende der Sendung die Berechtigung des humanistischen Gymnasiums postuliert. Denn „das perikleische Griechenland [...] ist ein Spurenelement unserer Freiheit, Würde und Menschlichkeit auch und gerade im zwanzigsten Jahrhundert [...], um nicht zu verkümmern, müssen wir es wirksam halten.“

Das Manuskript der Radiosendung sandte Gerhard Richter, der damalige Direktor des Archigymnasiums, am 26. Juni 1964 an den ausgewiesenen Lokalhistoriker Hubertus Schwartz, den früheren Senator von Danzig, Landrat und Bürgermeister von Soest. In seinem Anschreiben übte Richter heftige Kritik an dem Text von Sylvanus: „Einige Schnitzer habe ich rot korrigiert. An anderen Stellen, die grobe Ungenauigkeiten enthalten, wären ziemlich umfangreiche Umstellungen oder Ergänzungen notwendig gewesen, um einen historisch richtigen Bericht herbeizuführen. Ich habe den Eindruck, daß S. nicht alles richtig „mitgekriegt“ hat, als er mich interviewte [...] oder als er die Literatur las.“⁴⁶

Das im Stadtarchiv vorhandene Manuskript ist nicht korrigiert. Aber Richters Urteil, was die Gliederung des Textes, Ungenauigkeiten und Fehler angeht, ist nachvollziehbar. Sylvanus übergeht die staatlichen Schulaufsichtsbehörden um 1800 völlig und auch den Inhalt der neuhumanistischen Bildungsreform. Die Bedeutung des Abiturs wird nicht aufgezeigt usw. Gerhard Richter war ein Kenner der Geschichte des Archigymnasiums. In Heft 72 und 73 der Zeitschrift des Soester Geschichtsvereins von 1959 und 1960 hatte er zwei Beiträge publiziert „Zur Geschichtsschreibung des Archigymnasiums“ und über „Dr. Conrad Duden in Soest“.

Natürlich muss man zugunsten von Sylvanus berücksichtigen, dass er nur 30 Minuten Zeit für seine Sendung hatte. Auffällig ist jedoch, dass er autoritäre Tendenzen an der Schulpolitik der Kaiserzeit festmacht und überhaupt nicht auf die Einwirkung des Nationalsozialismus auf das Archigymnasium eingeht.

Seit seinem Abitur blieb Sylvanus mit dem Archigymnasium in Verbindung. Er war nicht nur Mitglied der „Vereinigung ehemaliger Schüler“, überdies gab er über Jahre als Schriftleiter deren Berichte heraus. Mit

46 P 22.622.

„Herzlichem Glückwunsch“ gratulierte sein Nachfolger in diesem Amt Erwin Sylvanus 1977 zu seinem 60. Geburtstag. Er charakterisierte ihn als „Meister der Sprachgewalt“, der „nicht der in den Elfenbeinturm verkrochene Schriftsteller“ sei, sondern in seinen Werken „hochaktuelle und drängende Themen“ behandle. So sei Gegenstand eines Stückes von ihm: „Jan Pallach, der junge Mann aus Prag, der sich selbst verbrannte“⁴⁷.

Für Erwin Sylvanus war seine Schule, das Archigymnasium von Soest, von Bedeutung. Es war die Basis für seine ungewöhnliche umfangreiche Textproduktion als Oberprimaner, Gegenstand der Abiturzeitschrift von 1937, ferner Element seines Romans von 1942 und seiner Erzählung von 1943, von denen er jede einem Mitabiturienten und engen Freund gewidmet hat. Nach dem Zweiten Weltkrieg stellt er in seinem Holocaust-Drama offensichtlich einen Bezug zu Lehrern und Schülern des Archigymnasiums her und schließlich spricht er im Rundfunk über das Archigymnasium. In seinen Texten vor seiner Abkehr vom Nationalsozialismus geht er taktisch mit seinen Aussagen über diesen um. Es sind einerseits offene Bekenntnisse zu diesem, andererseits verdeckte nationalsozialistische Aussagen festzustellen. Zunächst gebraucht er eine überhöhte pathetische Sprache.

47 121. Bericht der Vereinigung ehemaliger Schüler des Archigymnasiums zu Soest. Dezember 1977.

RAINER STÖCKER

DENUNZIERT – ENTEHRT – ERMORDET. DER FALL AUGUST NEUSCHÄFER

Anfang April 1939 wurde der 33-jährige August Neuschäfer¹ ins Hagener Allgemeine Krankenhaus eingeliefert. Neuschäfer, der bis dahin als Fabrikarbeiter ein geregeltes Leben geführt hatte, war verhaltensauffällig geworden. Laut Angabe des Gesundheitsamtes hatte er zu Hause „viel durcheinander“ gesprochen und war nach einem Streit gewalttätig geworden. Am 18. April 1939 wurde er in die Provinzialheilanstalt Warstein überführt.

Dort musste Neuschäfer eine „Insulinkur“² über sich ergehen lassen. Danach habe er sich sehr gehemmt gezeigt, sich ganz zurückgehalten und spontan nicht mehr gesprochen. Auch habe er sich dauernd beobachtet gefühlt³. Zwischenzeitlich hatte Warstein Neuschäfer wegen Schizophrenie angezeigt und beim Erbgesundheitsgericht Arnsberg einen Antrag auf „Unfruchtbarmachung“ gestellt. Grundlage war das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ (Erbgesundheitsgesetz) von 1933. Danach konnten „Erbkranke“ sterilisiert werden, um „minderwertige“ Nachkommen zum Schutz der Rasse zu verhindern.

Am 10. Juni 1939 ordnete das Arnsberger Erbgesundheitsgericht die „Unfruchtbarmachung“ August Neuschäfers an. Dessen Zustand hatte sich zwar inzwischen gebessert („Er ist zur Zeit ziemlich geordnet“), doch darüber ging das Gericht hinweg – ebenso über die Tatsache, dass das Hagener Gesundheitsamt bei der Erstellung einer „Sippentafel“ keinerlei Fälle von Schizophrenie in der Familie feststellen konnte. August Neu-

- 1 Der Fall August Neuschäfer. In: Bestand Erbgesundheitsgericht Nr. 2025, Stadtarchiv Hagen; Patientenakte August Neuschäfer, Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (LWV-Archiv), Best. 12, K 1288 (Hadamard). Der folgende Text stützt sich vor allem auf die Hagener Unterlagen. Quellen werden angegeben, wenn sie sich auf die LWL-Patientenakte beziehen.
- 2 Die Insulinkur (Insulinschocktherapie) wurde in der Psychiatrie u. a. zur Behandlung von Schizophrenie angewendet. Durch künstliche Unterzuckerung wurde der Patient in ein künstliches Koma gesetzt, wobei Krampfanfälle ausgelöst werden konnten. Bei wiederholter Anwendung waren bleibende geistige Schäden nicht ausgeschlossen. Die Insulinkur hatte keine oder nur geringe Wirkung und galt immer schon als äußerst fragwürdig.
- 3 Laut Bericht des Hagener Gesundheitsamtes (Stadtarchiv Hagen, Erbgesundheitsakte Nr. 2025). Einmal erfasst, ließ das Gesundheitsamt Neuschäfer nie mehr aus den Augen.



Abb. 1: Stadtkrankenhaus Soest, 1940er-Jahre. Foto: Stadtarchiv Soest

schäfer legte gegen das Urteil Beschwerde ein. Vergeblich! Am 2. August 1939 wurde er, einer von vielen Warsteiner Patienten, im Stadtkrankenhaus Soest (Abb. 1) zwangssterilisiert. Im selben Monat erfolgte die Entlassung aus Warstein⁴.

August Neuschäfer kehrte nach Hagen zurück. Da er heiraten wollte, beantragte er ein Ehefähigkeitszeugnis.⁵ Damit lieferte er unbewusst seine Lebensgefährtin Erna Noll, die Mutter seines Sohnes, an die Gesundheitsbürokratie aus. Am 1. Dezember 1939 vermerkte das Gesundheitsamt in einer Notiz: „Es soll nun vorerst geprüft werden, ob vielleicht auch die Noll zur Unfruchtbarmachung kommen kann.“ Umfangreiche Ermittlungen zur Person erfolgten.

Wie bei August Neuschäfer konnten erbliche Belastungen in ihrer Familie nicht nachgewiesen werden. Allerdings haftete Erna Noll ein „Makel“ an. Sie stammte aus ärmlichen Verhältnissen und hatte die Hilfsschule besucht – besonders Letzteres galt als Indiz für „angeborenen Schwachsinn“⁶. Nach Anfrage teilte die Schule mit – Erna Noll hatte sie zwanzig Jahre zuvor besucht! –, dass sie zwar oft krank gewesen sei, aber immer wieder auffallend schnell das Versäumte nachgeholt habe. Gleichzeitig erkundigte sich Amtsarzt Scheulen („Vertraulich, streng geheim“)

⁴ LWV-Archiv, Best. 12, K 1288 (wie Anm. 1).

⁵ Als Zwangssterilisierter und „Erbkranker“ war er dazu verpflichtet.

⁶ „Angeborener Schwachsinn“ war eine der Krankheiten, die im Erbgesundheitsgesetz aufgeführt waren. Die weitaus meisten Sterilisierungen erfolgten aus diesem Grund.

beim Arbeitgeber, der Firma Wippermann, nach ihrem täglichen Verhalten. Diese äußerte sich ebenfalls positiv: Erna Noll arbeite zufriedenstellend, sie sei arbeitsam und mit größter Aufmerksamkeit bei der Sache. Klagen über unkameradschaftliches Verhalten seien nicht vorgekommen.

Die zuständige Volkspflegerin (Fürsorgerin) aber wurde fündig. Mit dem Hinweis auf ihre unehelichen Kinder stellte sie fest: „Hochgradiger moralischer Schwachsinn liegt bei dem Mädchen ohne Frage vor.“ Deshalb sei einer Eheschließung nicht zuzustimmen.

Im Gesundheitsamt wurde Erna Noll amtsärztlich untersucht. Obermedizinalrat Scheulen unterstellte ihr „angeborenen Schwachsinn“ und beantragte beim Hagener Erbgesundheitsgericht ihre Unfruchtbarmachung. Das Gericht aber gelangte im August 1940 zu einer anderen Einschätzung und lehnte, was äußerst selten vorkam, den Antrag ab. In der Begründung hieß es: „Die Ermittlungen, insbesondere der persönliche Eindruck, den das Gericht von der Erbkrankverdächtigen durch eine längere Unterhaltung in der Spruchszugung gewonnen hat, haben diese Diagnose nicht bestätigt.“ Erna Noll könne fließend lesen und den Inhalt von Zeitungsartikeln sinngemäß wiedergeben. Dabei sei zu beachten, dass sie viele Jahre in der Hilfsschule zugebracht und den Unterricht wegen Krankheit oder aus Nachlässigkeit ihrer Mutter versäumt habe. Eine Intelligenzschwäche sei bei ihr nicht festzustellen – eine Farce, die beweist, dass das Schicksal der Betroffenen wesentlich von subjektiven Faktoren abhängig war. Offensichtlich begriff Erna Noll, die sich bei der Untersuchung im Gesundheitsamt noch ablehnend verhalten hatte, vor Gericht den Ernst der Lage.

Unterdessen verzögerte sich die geplante Heirat. Bereits im November 1939 hatte August Neuschäfer an die Stadt geschrieben, dass er auf die Einwilligung warte. Er bitte um Beschleunigung der Angelegenheit. Im September 1940 wandte er sich erneut an das Gesundheitsamt:

„Ich möchte um die Erlaubnis zur Ehe mit meiner Braut Erna Noll bitten. Unser Junge, der 1½ Jahre ist, ist noch nicht getauft. Ich möchte betonen, dass es sich bei uns um reine Liebe handelt. Dass wir hier in der Stadt bekannt und beliebt sind und dass sich die Leute schon aufregen über diese langwierige Heiratslizenz, denn die Sache läuft nun schon 1 Jahr.“

Mit deutschem Gruß

August Neuschäfer“⁷

⁷ Stadtarchiv Hagen (wie Anm. 1). Einige wenige Rechtschreibfehler des Originaltextes sind verbessert worden.

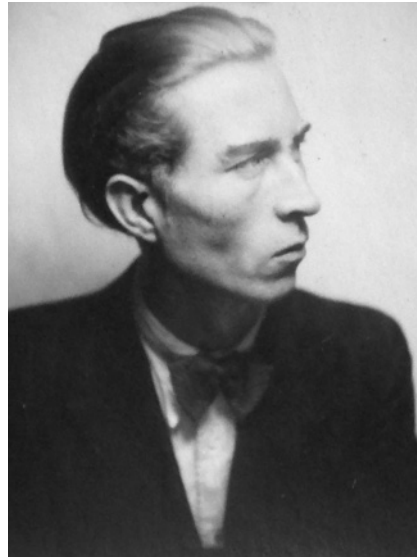


Abb. 2 und 3: Um Jahre gealtert – August Neuschäfer 1939 bei Einlieferung und nach seinem Anstaltsaufenthalt in Warstein. Foto Abb.2: Patientenakte August Neuschäfer, Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (LWV-Archiv), Best. 12, K 1288 (Hadamard); Foto Abb. 3: Stadtarchiv Hagen; Bestand Erbgesundheitsgericht Nr. 2025

August Neuschäfer und Erna Noll wurden zur Prüfung ihrer Ehe-tauglichkeit ins Gesundheitsamt vorgeladen, obwohl beide bereits auf Erbkrankheiten untersucht worden waren. Erst vor fünf Wochen hatte das Erbgesundheitsgericht Erna Noll als „nicht geisteskrank“ eingestuft. Nun wurde sie wiederum von Dr. Scheulen untersucht, vom selben Arzt, der ihre Sterilisierung beantragt hatte. Erneut attestierte er ihr Schwerfälligkeit und Dummheit. Spöttisch stellte er fest, das Erbgesundheitsgericht habe seinen Antrag auf Unfruchtbarmachung abgelehnt. Scheulen erklärte ihr, dass die Ehe mit August Neuschäfer nicht geschlossen werden könne.

Zwischenzeitlich arbeitete Neuschäfer bei der Firma Knorrbremse in Volmarstein, und wahrscheinlich hätte er die NS-Diktatur überlebt, wenn er nicht wegen staatsfeindlicher Äußerungen denunziert worden wäre. Am 14. April 1941 wurde er von der Hagener Polizei festgenommen, „weil er am genannten Tage in einer Wirtschaft den Führer und Reichskanzler in der gröblichsten Weise beleidigt“ hatte⁸. Neuschäfer wurde umgehend in die Heilanstalt Warstein eingeliefert. Vier Monate später schrieb die Ortspolizeibehörde an den Direktor, dass die Einweisung nicht aufgehoben werden könne. Die Schlagkraft des deutschen Volkes werde durch solche

⁸ LWV-Archiv, Best. 12, K 1288 (wie Anm. 1).

A. Z. K.

**DER OBERBÜRGERMEISTER
ALS ORTSPOLIZEIBEHÖRDE IN HAGEN**

FERNRUF 20541 / 20549
BANKVERBINDUNGEN
STADTKASSE:
Giro-Konto bei der Reichsbank Hagen
Scheck-Konto Nr. 101 Sparkasse Hagen
Postscheck-Konto Nr. 1912 Dortmund

An den
Herrn Direktor
der Provinzialheilanstalt
W a r s t e i n.

3. 9. 41
3 14
Ho

Ihr Zeichen: Ihr Schreiben vom: Mein Zeichen: Tag:

24.7.1941 -71/5- 29.8.1941

Betrifft: August Neuschäfer aus Hagen, Kölner Strasse 75.

Die am 22.4.1941 erlassene polizeiliche Einweisungsverfügung betr. August Neuschäfer, Hagen-Haspe, Kölner Str. 75, kann ich z.Zt. noch nicht aufheben.

Nach Mitteilung der Geheimen Staatspolizei, Hagen, hat sich N. in staatsfeindlichem Sinne betätigt und bedeutet die Entlassung aus der Heilanstalt eine Gefahr für die Öffentlichkeit. Die Schlagkraft des deutschen Volkes kann durch solche Elemente untergraben werden.

Ich bitte, Neuschäfer bis zum Kriegsende in der Heilanstalt zu belassen.

I.V.

[Signature]

Abb. 4: Patientenakte August Neuschäfer, Archiv des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen (LWV-Archiv), Best. 12, K 1288 (Hadamard)

Elemente untergraben. Neuschäfer sei bis Kriegsende in der Heilanstalt zu belassen.

Die Angehörigen ließen den Kontakt zu August Neuschäfer nicht abreißen. Regelmäßig schickten sie ihm Päckchen nach Warstein. Der Inhalt wurde genauestens untersucht und registriert. Im November 1942 erhielt er von seiner Mutter: 1 Paket Tabak – 25 Zigaretten, 2 Päckchen Zigarettenpapier, Apfel, 2 Mark, 1 Briefbogen⁹.

Während August Neuschäfer in Warstein Ärzten und Pflegepersonal hilflos ausgeliefert war, ständig in Gefahr, in eine der Todesanstalten für psychisch Kranke transportiert zu werden, schlug sich Erna Noll mit ihren drei Kindern allein durchs Leben. Im September 1941 stellte sie einen Antrag auf Gewährung einer Kinderbeihilfe. Die zuständige Volkspflege-rin sprach sich dagegen aus. Eine Beihilfe könne nicht gewährt werden, „weil eine Mutter mit mehreren unehelichen Kindern von verschiedenen Männern als haltlos und damit als erbbiologisch unerwünscht anzusehen“ sei. Das Gesundheitsamt schloss sich dem an und lehnte den Antrag ab.

Erna Noll legte beim Regierungspräsidenten in Arnsberg Beschwerde ein. In seiner Stellungnahme verteidigte Amtsarzt Scheulen die getroffene Entscheidung: „Erna Noll bietet nach ihrer Lebenseinstellung auch jetzt noch nicht die Gewähr, solider und zuverlässiger zu werden. Es wäre auch sehr fraglich, ob die Kinderbeihilfe ihrem Zweck entsprechend verwandt würde.“ Der Regierungspräsident aber ordnete eine erneute Prüfung des Sachverhaltes an.

Davon blieb der Sohn August Neuschäfers jedoch ausgeschlossen. Wie Amtsarzt Scheulen vermerkte, komme von vornherein keine Kinderbeihilfe in Frage, da sein Erzeuger an einer Erbkrankheit leide. Fraglich sei die Unterstützung für die anderen Kinder. Es müsse geprüft werden, ob bei Erna Noll und den zwei älteren Söhnen „erbbiologische Minderwertigkeit“ vorliege.

Die „Ermittlungen“ aber förderten nichts Belastendes zutage. Im Gesundheitsamt machten sie auf Medizinalrätin Dr. Flume „einen ordentlichen Eindruck“, Lehrer und Arbeitgeber äußerten sich ebenfalls positiv. Widerwillig gab Amtsarzt Scheulen seinen Widerstand gegen die Gewährung der Kinderbeihilfe auf. Am 13. Mai 1942, acht Monate nach Antragstellung, bewilligte der Regierungspräsident die Zahlung für die zwei „erbgesunden“ Kinder, nicht jedoch für den Sohn August Neuschäfers.

Nachdem er mehr als zwei Jahre in Warstein zugebracht hatte, wurde August Neuschäfer am 26. Juli 1943 in die Landesheilanstalt Weilmünster nach Hessen verlegt. Im selben Transport befand sich Ernst Putzki, ein anderer Hagener, der die Zustände in Weilmünster später wie folgt beschrieb:

9 Ebd.

„Von den Warsteinern, die mit mir auf diese Siechenstation kamen, leben nur noch wenige. Die Menschen magern hier zum Skelett ab und sterben wie die Fliegen. Wöchentlich sterben rund 30 Personen. Man beerdigt die hautüberzogenen Knochen ohne Sarg. Die Bilder aus Indien oder Rus(s)land von verhungerten Menschen, habe ich in Wirklichkeit um mich. Die Kost besteht aus täglich 2 Scheiben Brot mit Marmelade, selten Margarine oder auch trocken. Mittags u. abends je $\frac{3}{4}$ Liter Wasser mit Kartoffelschnitzel und holzigen Kohlabfällen. [...] Der Hungertod sitzt uns allen im Nacken. Keiner weiß wer der Nächste ist.“¹⁰

August Neuschäfer überlebte Weilmünster. Nach mehr als einem Jahr, am 29. September 1944, wurde er in die Tötungsanstalt Hadamar überführt. Dort starb er innerhalb weniger Tage – angeblich am 6. Oktober 1944, wie seiner Mutter mitgeteilt wurde. Maria Neuschäfer schrieb einen Brief nach Hadamar, in dem sie sich misstrauisch nach der Todesursache erkundigte:

„Vere. Inspektor

Habe heute Morgen, die traurige Nachricht von meinem Sohn August erhalten. Wie ist das nur so schnell möglich gewesen. Ist er denn überhaupt krank oder ist er schließlich [durch] Feindeinwirkung zu Tode gekommen. Bitte doch innigst mir hierüber, wenn möglich schnellstens Auskunft zu geben. Bin eine alte Frau von 75 Jahren. Ich würde nicht eher zur Ruhe kommen, bis ich genau wüsste, wie mein Kind zu Tode gekommen ist. Bitte nochmals mir doch umgehend Bescheid zukommen zu lassen. Zum Schluß bitte ich noch mir seine sämtlichen Sachen zu kommen zu lassen.

Mit deutschem Gruß

Witwe Neuschäfer“¹¹

Nach wenigen Tagen erhielt die Mutter ein Antwortschreiben aus Hadamar, in dem wahrscheinlich eine fingierte Todesursache angegeben wurde:

„Ihr Sohn erkrankte ganz plötzlich an einer Darmverschlingung mit hohem Fieber, die zu einer Bauchfellentzündung führte. Der Tod erfolgte durch eine hinzu getretene Herzschwäche. Besondere Wünsche wurden nicht mehr geäußert.“¹²

10 Zit. nach Claudia Schaaf: Die Psychiatisierung“ von „Querulanten“ im Nationalsozialismus – ein Fallbeispiel. In: „Euthanasie“ - Verbrechen. Forschungen zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik. Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Heft 17. Hrsg. Von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Bremen 2016, S. 111f.

11 LWV-Archiv, Best. 12, K 1288 (wie Anm. 1).

12 Antwortschreiben ebd. In Hadamar wurden weit mehr als 10.000 Menschen ermordet; bis Sommer 1941 in einer angeschlossenen Gasanstalt, danach durch Giftinjektionen, überdo-

Der Hagener Geschichtsverein erinnert in zwei Heften¹³ an die „vergesenen Opfer“ von Euthanasie und Zwangssterilisierungen. Darin wird das Ausmaß des NS-Rassenwahns deutlich. Mehr als 300 Hagener und Hagerinnen fielen der Euthanasie zum Opfer. Rund 1.000 Menschen wurden zwangssterilisiert.

MECHTILD BRAND

NIEDERLÄNDISCHE OFFIZIERE IM OFLAG VI A IN SOEST

ODER

„DIE HERREN HOLLÄNDER“

Wenn von den im Offizierslager am Meininger Weg in Soest gefangenen ausländischen Offizieren die Rede ist, denkt man zuallererst an die zahlenmäßig größte Gruppe der französischen Offiziere, die dort tatsächlich über die längste Zeit im Vergleich zu anderen nationalen Gruppen gefangen und teilweise fast fünf Jahre dort eingesperrt waren. Aber es hat auch andere Nationalitäten im Oflag VI A gegeben.

Die Geschichte der sowjetischen Gefangenen ist bis heute nur wenig geklärt. Aber über die belgischen und holländischen Offiziere gibt es umfangreiche Unterlagen und genug Material, um ihre Geschichte zu dokumentieren. Dabei unterschied sich der Aufenthalt der niederländischen Offiziere deutlich von dem aller anderen nationalen Gruppen, denn sie waren auf keinem Schlachtfeld in Gefangenschaft geraten und kamen mit gut vorbereitetem Gepäck und in kleiner Zahl in Soest an. Ihr stets gepflegtes Aussehen brachte ihnen bei den Franzosen den Spitznamen „Messieurs les Hollandais“ ein. In ihrem gemeinsamen Buch über das Offizierslager in Soest hat Louis Morel-Fatio sie gezeichnet und Marc Blancpain in seinem Text leicht ironisch beschrieben (Abb. 1)¹.

Die Gruppe der niederländischen Offiziere verbrachte 1940 nur wenige Monate in Soest und bestand, je nach Zählung, aus etwas mehr als 60 Personen.

Die Niederlande hatten bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich 1940 gehofft, sich ähnlich wie im Ersten Weltkrieg aus dem Krieg heraushalten zu können. Doch die Niederlande und Belgien wurden im Feldzug gegen Frankreich als Aufmarschgebiet von der deutschen Wehrmacht benutzt, um die Maginot-Linie² zu umgehen. Am 10. Mai 1940 überfiel das Deutsche

sierte Medikamente oder indem man sie verhungern ließ.

13 Pablo Arias Meneses: Vergessene Opfer. NS-Euthanasie in Hagen; Rainer Stöcker: Vergessene NS-Opfer. Zwangssterilisierungen in Hagen. Beide Publikationen können zum Preis von je 12 Euro bestellt werden unter: hagener.geschichtsverein@web.de.

1 Marc Blancpain / Louis Morel Fatio: Oflag VI A. Wuppertal 1941. In der Druckversion befindet sich Bild und Text auf S. 56/57. Die Niederländer erhielten bei ihrer Abreise eine handgezeichnete und handgeschriebene Fassung.

2 Ein nach dem französischen Verteidigungsminister benanntes Verteidigungssystem aus

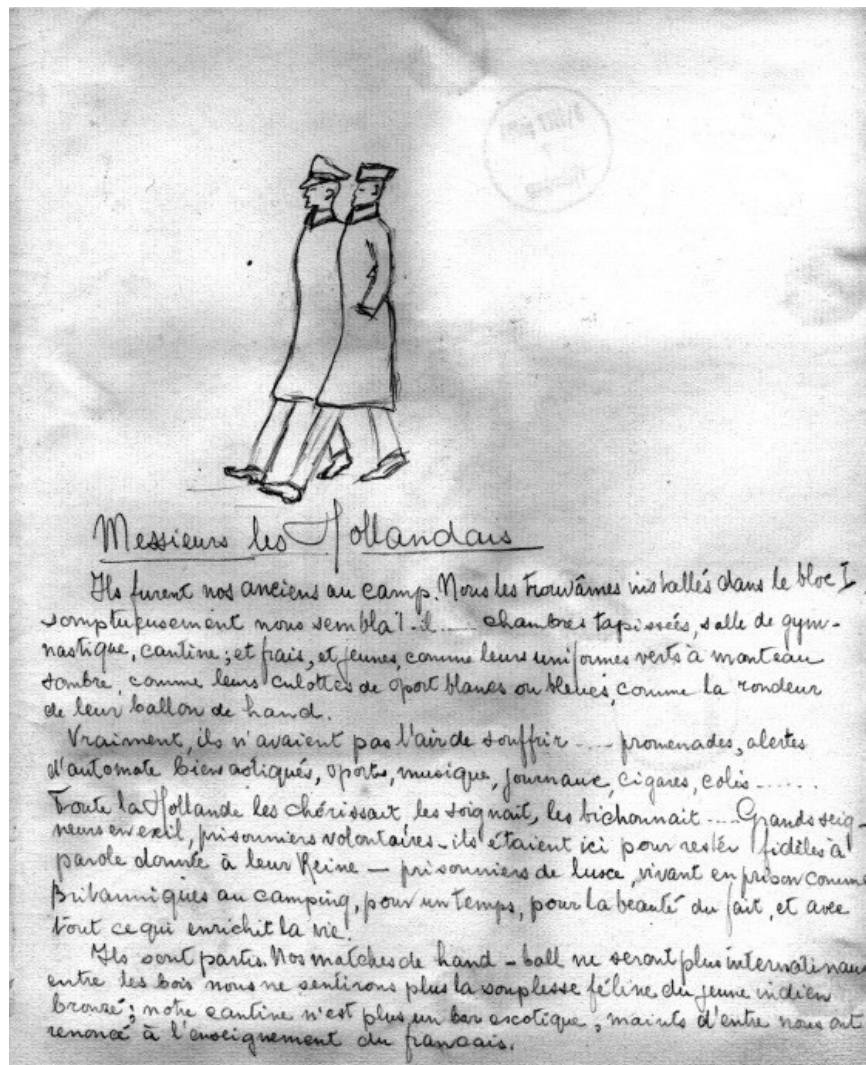


Abb. 1: Messieurs les Hollandais. Zeichnung aus Blancpain/Morel-Fatio (wie Anm. 1), S. 56f.

Reich die Niederlande, die sich auf keinen Angriff vorbereitet hatten. Erste Übergabeverhandlungen mit den Deutschen begannen schon am 13./14. Mai, während die Bombardierung Rotterdams bereits befohlen war. Nach der Zerstörung der Stadt mit ca. 800 Toten und Tausenden von Verletzten und Obdachlosen kapitulierten die Niederlande am 15. Mai 1940. Die Regierung und Königin Wilhelmina waren zu diesem Zeitpunkt bereits ins Exil nach London geflohen, und die ranghöchsten Militärs wurden ver-

Bunkern entlang der französischen Grenze.

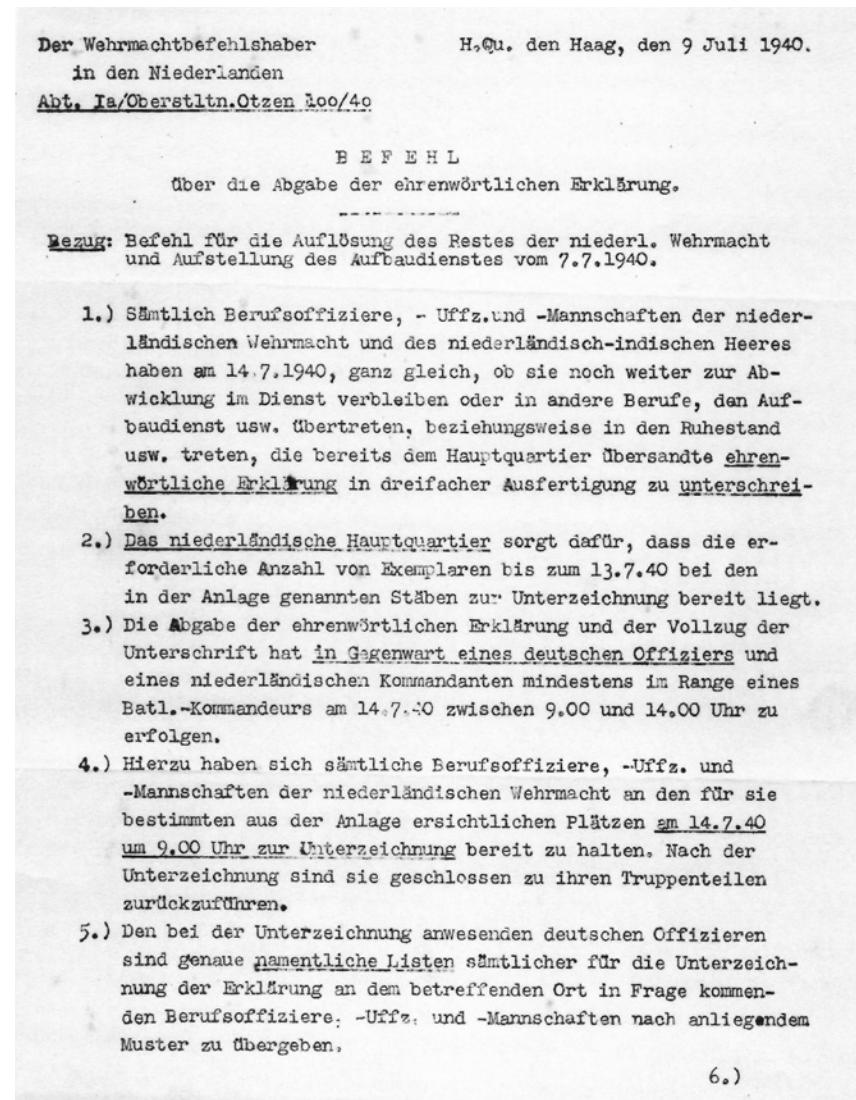


Abb. 2: Die erste Seite des Befehls über die Abgabe der Ehrenworterklärung. Aus: Sammlung Johan van Hoppe, <https://krijgsgevangen.nl>

haftet und auf die Festung Königstein in Sachsen gebracht. Damit hatte das Land in weniger als einer Woche die gesamte zivile und militärische Führung verloren.

Der NS-Diktatur war sehr daran gelegen, eine sofortige Demobilisierung des niederländischen Militärs zu erreichen. Sie bot an, gegen die Unterschrift unter eine Ehrenworterklärung zugunsten des Dritten Reiches alle Berufssoldaten sofort nach Hause zu schicken. Der Zeitpunkt war von der

deutschen Besatzung geschickt gewählt, denn kaum jemand konnte sich in den Niederlanden zu diesem Zeitpunkt eine ernsthafte und erfolgreiche Opposition gegen Hitler-Deutschland vorstellen.

Der Text der Ehrenworterklärung lautete: „Hiermit versichere ich auf Ehrenwort, dass ich während dieses Krieges, solange sich die Niederlande mit dem Deutschen Reich im Kriegszustand befinden, an keiner einzigen Front weder direkt noch indirekt am Kampf gegen Deutschland teilnehmen werde. Ich werde keine Handlung verrichten oder Unterlassung begehen, wodurch das Deutsche Reich, welcher Art auch immer, Schaden erleiden könnte.“³

Die wenigen in den Niederlanden verbliebenen Mitglieder des Generalstabs zögerten zunächst mit ihrer Entscheidung. Erst am 12. Juli 1940 kam aus Den Haag die Empfehlung vom 9. Juli, die Ehrenworterklärung zu unterschreiben (Abb. 2), und bis zum 14. Juli mussten sich alle entschieden haben. Dabei wurde schnell klar, dass die überwältigende Mehrheit die Unterschrift leisten würde, um dann sofort aus dem Militärdienst und nach Hause entlassen zu werden. Ausdrücklich hieß es in Punkt 8 des deutschen Befehls über die Abgabe der ehrenwörtlichen Erklärung: „Wehrmachtsangehörige, die die Unterzeichnung verweigern, sind von den deutschen Offizieren umgehend als Kriegsgefangene festzunehmen und bis zum 15.7.40 - 13.00 Uhr in den Haag Ortskommandantur einzuliefern.“⁴ Insgesamt unterschrieben 2.000 Offiziere und 12.400 Unteroffiziere. In der Genfer Konvention war eine Entlassung auf Ehrenwort ausdrücklich vorgesehen, um Kriegsgefangenschaft zu vermeiden.

Die meisten der gerade in der Militärakademie von Breda anwesenden Offiziere entschieden sich anders. Die größere Zahl von ihnen gehörte zur Kolonialarmee „Koninklijk Nederlands Indisch Leger“, abgekürzt KNIL, die nicht zu den regulären niederländischen Streitkräften zählte. Ein Teil dieser Berufsoffiziere befand sich gerade auf Heimaturlaub in den Niederlanden oder war zu Schulungen in die Militärakademie gekommen. Die Regelung zum Ehrenwort galt für die Kolonialarmee nicht. Die Kadetten der Militärakademie, die sich gerade auf den Dienst in der Kolonialarmee vorbereiteten, noch keinen Eid auf die Königin abgelegt und sich zur Verweigerung der Unterschrift entschlossen hatten, wurden schnell noch befördert. Weniger klar war, wie sich im übrigen Land die Offiziere der Marine und der Landstreitkräfte verhalten würden.

3 Leo de Hartog: Officiëren achter Prikkeldraad 1940-1945. Nederlandse militairen in Duitse krijgsgevangenschap. Baarn (Niederlande) 1983, S. 15.

4 Das Dokument wurde der Verfasserin am 26.3.2020 von Johan van Hoppe (www.krijgsgevangen.nl) übersandt.

Abb. 3: Vorder- und Rückseite der Meldekarte von Leo de Hartog als Beispiel für die Erfassung im Lager. Quelle: Sammlung Johan van Hoppe, <https://krijgsgevangen.nl>

Es gab insgesamt 24 Orte im Land, an denen die Berufssoldaten zur Leistung der Unterschrift erscheinen mussten. Die Gruppe aus Breda wurde mit Bussen nach Dordrecht gefahren, wo sie in einem Schulgebäude alphabetisch aufgerufen wurde. Alle Verweigerer wurden sofort als Kriegsgefangene in einen anderen Raum gebracht. Dazu gehörten 39 Offiziere der Kolonialarmee KNIL, teilweise indonesischer Herkunft, und außerdem noch zwölf Kadetten der Militärakademie in Breda, deren Ausbildung 1940 noch nicht abgeschlossen war. Drei Generäle, drei Offiziere der Landstreitkräfte, acht Offiziere und ein Heizer der Marine verweigerten die Unterschrift an anderen Orten⁵. Am 15. Juli 1940 war damit das niederländische Militär von der deutschen Wehrmacht zerschlagen worden und aufgelöst.

Danach ging alles sehr schnell. Alle Verweigerer wurden nach Den Haag gebracht, wo sie sich von ihren Angehörigen verabschieden konnten, ihr Gepäck von den Familien erhielten und am 16. Juli 1940 mit einem Zug über Enschede und Rheine nach Soest rollten, wo sie am 17. Juli 1940 ankamen. Erst fünf Jahre später sollten sie auf demselben Weg zurückkehren.

5 Die Namen der Offiziere, die die Unterschrift verweigerten, und ihre Fotos finden sich unter www.krijgsgevangen.nl und weiter unter dem Link Oflag VI A – Namen, zuletzt aufgerufen am 08.04.2020.



Abb. 4: Appell am 1. September 1940: Die Niederländer sind vor der Postbaracke angetreten (vorne rechts, von hinten: Major Engles mit einem deutschen Wachmann, hinten in den dunklen Uniformen: die Marineoffiziere). Foto: Marco Jacobs für den Verein "Leven achter prikkeldraad 1940-1945" (Niederlande)

Den Weg vom Bahnhof in Soest zum Lager am Meinungser Weg legten die Offiziere zu Fuß zurück. Ihr Gepäck wurde auf Pferdewagen transportiert. Die Soester Straßenpassanten sollen reichlich irritiert auf die Gruppe geschaut haben, als die zum Teil fremdländisch aussehenden Offiziere in bunten Uniformen laut singend durch die Stadt zogen. In einer Baracke gleich hinter dem Eingang zum Lager wurde ihr Gepäck stundenlang kontrolliert, manches davon ohne jeden Sinn konfisziert – und bis zum Kriegsende aufbewahrt. Jeder Offizier wurde mit einer Meldekarte (Abb. 3) erfasst, die bei späteren Verlegungen mit den Kriegsgefangenen in die nächsten Lager weitergereicht wurde⁶.

Die Gefangenschaft dieser Offiziere ist vor allem deshalb so gut dokumentiert, weil drei aus dieser Gruppe Autobiografien verfasst haben: Hans Larive, Leo de Hartog und Charles Douw van der Krap⁷.

Für alle begann die Gefangenschaft in Soest (Abb. 4). Hans Larive und Charles Douw van der Krap flüchteten später. Leo de Hartogs Fluchtver-

⁶ Siehe die Karte von Leo de Hartog, (Abb. 3).

⁷ Hans Larive: *The man, who came in from Colditz*. London 1975. – Hartog (wie Anm. 3). – Charles Douw van der Krap: *Komm lebend zurück, wenn du kannst. Erinnerungen eines niederländischen Marine-Offiziers 1940-1945*. Berlin 1991.

suche waren nicht erfolgreich und deswegen verbrachte er die ganze Zeit in Kriegsgefangenschaft.

Sprecher der Gruppe wurde Major Edu Engles (KNIL), der in den Jahren der Gefangenschaft für jene Disziplin sorgte, für die die Niederländer berühmt wurden. Dass jemand unrasiert oder ohne ordentliche Uniform erschien, duldet er nicht. Das wirkte zunächst sinnlos, half aber im Lageralltag, nicht zu verwahrlosen.

Das deutsche Lagerpersonal schätzte das zackige Auftreten der Niederländer sehr, übersah aber dabei, dass die Gruppe etwas vorspielte. Von Unterordnung konnte von allem Anfang an nicht die Rede sein. Keine andere nationale Gruppe leistete so konsequent Widerstand und schaffte so viele erfolgreiche Fluchten.

Vor den Niederländern waren im Juni 1940 bereits belgische Offiziere in Soest eingetroffen, die direkt von den Schlachtfeldern kamen und all das als Ausrüstung nicht besaßen, was die kleine Gruppe aus den Niederlanden mitbrachte. Unabhängig davon mussten alle Kriegsgefangenen in eine Baustelle einziehen. Die Kasernengebäude waren teilweise noch nicht fertiggestellt, was vor allem die sanitären Einrichtungen betraf. Aber auch in den Zimmern fehlte viel, und alles war mit Staub bedeckt. Außerdem hatte die deutsche Lagerverwaltung zwischen Flamen und Wallonen einen Zaun gezogen und die Belgier geteilt, entsprechend den rassistischen Vorgaben des Deutschen Reiches.

Die niederländischen Offiziere richteten sich ein, mit bis zu 19 Personen in einem Zimmer. Da sie bald hungerten, führten sie Brotscheiben in genauer Zentimeterstärke ein und losten sie aus. Schon 1940 gab es genügend Gründe, über die mangelnde Versorgung im Lager zu klagen, wie der Bericht des Internationalen Roten Kreuzes vom 13.6.1940 belegt. Der belgische Sprecher stellte gegenüber den Gesandten aus Genf fest: „Sie sind echte Soldaten. Sie beschwerten sich nicht.“⁸ Doch davon wurden weder die Belgier noch die Niederländer satt. Schon zu diesem frühen Zeitpunkt, als die allgemeine Versorgungslage in Deutschland noch gut war, verstießen die verantwortlichen deutschen Dienststellen gegen die Genfer Konvention. Erst als viele Gefangene Pakete von ihren Familien erhielten, besserte sich die Ernährungslage. Der Inhalt mancher Pakete aus den Niederlanden weckte dann schnell deutsche Begehrlichkeiten in Bezug auf in Deutschland fehlende Waren, und bald gab es einen florierenden Tauschhandel mit den Wachmannschaften. Die niederländischen Offiziere betrieben diesen Handel gern und mit einem klaren Ziel vor Augen. Für die

⁸ Zitat aus dem Bericht des Internationalen Roten Kreuzes über den Besuch vom 13.6.1940. ICRC Genf.



Abb. 5: In Colditz traten die Niederländer mit einem eigenen Orchester auf, darunter ein Italiener (3. v. r.). Foto: Staatliche Schlösser, Burgen und Gärten Sachsen gemeinnützige GmbH (SBG), Schloss Colditz (im Folgenden: Sammlung Schloss Colditz)

Fluchten, über die sie gleich nach der Ankunft nachzudenken begannen, benötigten sie deutsches Geld. Im Lager erhielten sie ihren Sold nämlich nur als Lagergeld, das außerhalb nicht brauchbar war.

Die Niederländer organisierten ihren Alltag. Die Wäsche wurde in eine Wäscherei in Soest gegeben, und auf dem Weg dorthin begannen sofort die Erkundungen zur Umgebung. Frits Kruimink, Spitzname „Bär“, trieb alle zum Frühsport nach draußen. John Smit schlug regelmäßige Gesprächsrunden zur politischen Situation in den Niederlanden vor, für deren Vorbereitung Major Engles drei Offiziere benannte. Außerdem besorgten sie sich Bücher über die deutsche Kriegsführung früher und in der Gegenwart – sie wollten ihre Gegner verstehen! Einige hatten Mundharmonikas mitgebracht. Eine Gitarre stand auch zur Verfügung, und so erklang abends regelmäßig Musik (Abb. 5). Später sollte Marc Blancpain feststellen, dass die Abende in Westfalen sehr grau geworden seien, seitdem die abendliche Musik der niederländischen Offiziere nicht mehr zu hören war.

Die Belgier informierten die Niederländer über die Funktionen der einzelnen Gebäude auf dem Gelände und klärten sie auch über die Praktiken und Aufgaben des deutschen Lagerpersonals auf, vor allem über die des Sicherheitsoffiziers und seine Durchsuchungen in den Räumen der Gefangenen. Der Spitzname für die Deutschen war „Moffen“. Briefzensur und Paketkontrolle bestimmten den Alltag genauso wie die täglichen Appelle,

bei denen die Niederländer gern die deutschen Kommandos so überzogen umsetzten, dass die Deutschen den Spott nicht übersehen konnten. Als ihnen dann noch bei einem Appell das Kontaktverbot mit deutschen Frauen (Abb. 6) und die Strafen bei Zuwiderhandlungen erläutert wurden, brach die Gruppe mit Blick auf die Männergesellschaft im Lager um sie herum in schallendes Gelächter aus, und der „Moffe“, der deutsche Verkünder der Botschaft, verschwand sehr schnell.

Die belgischen Wehrpflichtigen konnten im Juli 1940 in ihre Heimat zurückkehren, und die belgischen Berufsoffiziere wurden verlegt. Die Stacheldrähte innerhalb des Lagers verschwanden, und die Niederländer zogen blitzschnell in einen besseren Block um. Bald darauf trafen die



Abb. 6: Stempel in allen Meldekarten nach erfolgter Belehrung über das Kontaktverbot mit deutschen Frauen. Aus der Meldekarte von Leo de Hartog, Foto Marco Jacobs für den Verein „Leven achter prikkeldraad 1940-1945“ (Niederlande).

französischen Offiziere ein, und für eine kurze Zeit lebten die Nationalitäten zusammen. Man organisierte internationale Bridge- und Sportturniere und versuchte auf jede erdenkliche Weise Abwechslung in den tristen Alltag zu bringen. Die Niederländer richteten eine Kneipe ein, die gut bestückte Kantine, und die Franzosen gründeten eine Universität – berichtet Charles Douw van der Krap! Er hatte einen sehr trockenen Humor und kommentierte auch den Ablauf der Entlassung auf seine Weise. Die Entlassung der Personen ging schnell. Doch bis die Kleidung trocken war, mussten sie nackt warten. Also hatten sie Bridge-Karten mitgenommen. „Bridge verliert etwas von seiner spektakulären Geselligkeit, wenn man es mit blankem Hintern spielt“⁹, kommentierte er. Außerdem erhielten die Niederländer Französisch-Unterricht, den sie in den nächsten Lagern fortsetzen konnten.

Vermutlich wären die Niederländer im Soester Lager geblieben, wenn sie nicht ihren Freiheitsdrang mit Fluchtversuchen untermauert hätten. Mit dem für sie zuständigen deutschen Oberleutnant Schmidt hatten sie regelmäßig über Fluchten gesprochen. Doch dieser riet ihnen ab, denn das Lager sei viel zu gut bewacht. Die Niederländer versicherten ihm dann gern und regelmäßig, dass das Oflag VI A so großartig sei und es überhaupt keinen Grund zu fliehen gebe. Doch bei den Transporten der Wäsche nach Soest hatten sie bereits begonnen, die Umgebung mit ihren Straßen- und Bahnanbindungen zu erkunden.

Hans Larive begann, seine Flucht zu planen, zusammen mit Francis Steinmetz und Frits Kruimink. Alle drei gehörten zur Gruppe der Marine-

9 Douw van der Krap (wie Anm. 7), S. 81.

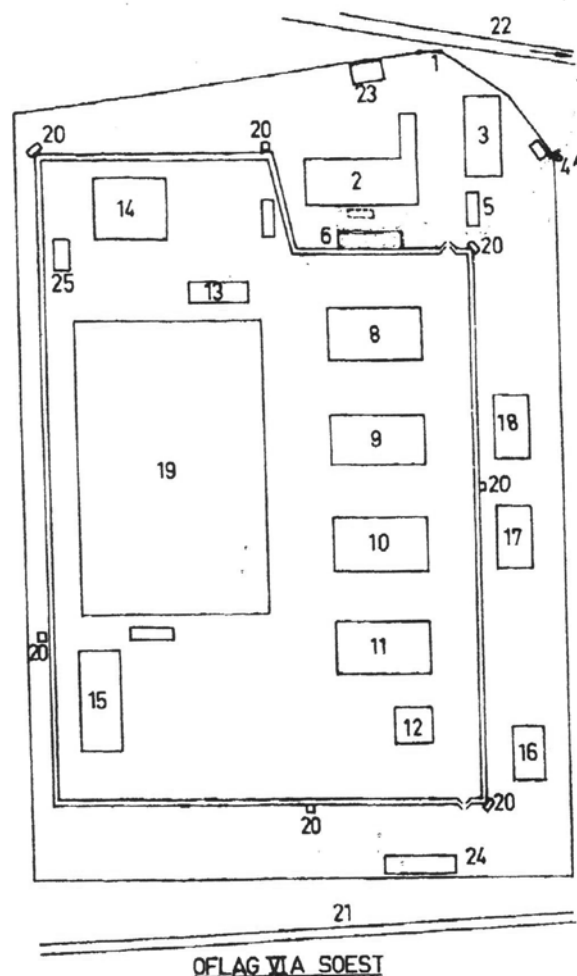


Abb. 7: Plan des Oflag VI A mit Fluchtweg, gezeichnet von Hans Larive, aus ders. (wie Anm. 7), S. 36.

Offiziere und waren enge Freunde. Es war der erste Fluchtversuch aus dem Oflag in Soest und der erste eines niederländischen Offiziers, dem noch viele folgen sollten. Doch zunächst musste man einen Weg finden, um das Lager zu verlassen. Einen Tunnel zu graben, hielten die Freunde für zu aufwendig. Deshalb blieb nur der Weg durch das Tor oder über den Zaun.

Die umlaufende Umzäunung mit ihren mit bewaffneten Soldaten besetzten Wachtürmen war kaum zu überwinden (Abb. 7). Aber die Postbaracke (6) lag außerhalb des inneren Zauns und in der Nähe des Haupttors (1), wo es nur noch einen einfachen Zaun gab. In der Postbaracke durfte man

allerdings nur erscheinen, wenn man aufgerufen worden war.

Nachdem sich Hans Larive (Abb. 8) den nötigen Reisevorrat angelegt hatte, ging er mit seinen Freunden los, um angeblich beim Tragen von Paketen zu helfen. Es gelang ihm, in der Baracke weiter nach hinten durchzugehen und aus einem hinteren Ausgang mit einer Kiste auf der Schulter wie ein Handwerker die Baracke zu verlassen, den Vorplatz zu überqueren, den zweiten Stacheldraht zu übersteigen und außen an einem Telefonmasten herunterzrutschen. Keiner der deutschen Wachleute schöpfte Verdacht. So erreichte der Flüchtige am 30.

September 1940 unentdeckt die Landstraße (21) und fuhr ab Neheim mit dem Zug weiter. Immerhin erreichte er 36 Stunden später bei Schaffhausen die Schweizer Grenze, wo er schließlich verhaftet wurde.

Der Gestapo-Beamte, der ihn verhörte, erläuterte ihm spöttisch, wie nah er an einer Stelle für einen sicheren Grenzübergang gewesen war. Das war ein Fehler, denn an dieser Stelle überquerten später zehn Niederländer, unter ihnen auch Hans Larive, und sechs Briten die Schweizer Grenze. Larive hatte aufmerksam zugehört.¹⁰

Es dauerte eine Weile, bis die Wachmannschaften verstanden hatten, dass Larive tatsächlich geflohen war, und die Nachricht das Lager in Soest erreichte, dass man ihn aufgegriffen hatte. Etwa 14 Tage später holte ihn ein Oberleutnant der Soester Wachmannschaft in Konstanz wieder ab. Es folgte ein Einzelarrest im Lager in Soest. Doch eigentlich amüsierten die Niederländer sich trotz des Misserfolgs köstlich über die Aktion, während die deutsche Lagerverwaltung feststellte: „Die holl. Kgf. sind fast durchweg englandhörig und deutschfeindlich eingestellt. Sie besitzen einen großen Freiheitsdrang, sodaß besondere Sicherheitsmaßnahmen zur Verhütung von Fluchtversuchen erforderlich sind.“¹¹



Abb. 8: Hans Larive als Kriegsgefangener in Soest. Foto abgedruckt in: Larive (wie Anm. 7), S. 48.

¹⁰ Larive (wie Anm. 7), S. 77.

¹¹ Eintragung als Anhang auf der Lagerkarte von Willem Grijzen, Verein "Leven achter prikkeldraad 1940-1945".



Abb. 9: In Juliusburg gab es eine Bademöglichkeit, die sehr beliebt war (1. Reihe außen rechts: Hans Larive). Foto: Sammlung Schloss Colditz

Der Fluchtversuch hatte für die niederländischen Offiziere Folgen. Die drei Generäle waren bereits am 5. September 1940 in das Oflag IV A nach Hohnstein verlegt worden. Das deutsche Lagerpersonal hatte trotz großer Mühe nicht herausfinden können, wie Hans Larive die Sperren und Kontrollen überwunden hatte. Die Marine-Offiziere mussten zur farblichen Unterscheidung nun eine andere Uniform tragen, damit sie nicht außerhalb mit deutschen Marine-Angehörigen verwechselt werden konnten. Als ihre Verlegung nach Juliusburg in Schlesien in das Oflag VIII C angekündigt wurde, versuchten Francis Steinmetz und Frits Kruimink, noch eine Flucht zu planen. Damals lebten noch einige polnische Offiziere im Lager in Soest, denen sie einen Platz in den eigenen Reihen anboten, damit die Gesamtzahl bei der Abreise stimmte. Aber dazu kam es nicht mehr. Dafür versuchte Charles Douw van der Krap während der Bahnfahrt nach Schlesien, auf das Dach des Zuges zu krabbeln und sich im letzten Bremserhäuschen zu verbergen. Das gelang. Aber er war im Mondschein beobachtet worden. Der Zug wurde angehalten und man suchte – Hans Larive! Erst später fand man heraus, wer eigentlich fehlte. Douw van der Krap gelang erst beim 14. Versuch endgültig die Flucht.

In Juliusburg trafen die Offiziere aus Soest auf andere Niederländer (Abb. 9), die in den Wochen nach der Kapitulation teilweise noch verwundet in Lazaretten gelegen hatten und später in Kriegsgefangenschaft gerieten. Gleich nach der Ankunft der Soester wurde die „Reisevereinigung“ gegründet und die Aufgaben für die Fluchtvorbereitungen genau verteilt.

Machiel van den Heuvel wurde der erste Fluchtoffizier und Gerrit Dames sein Vertreter. Der Devisenbeschaffer war Piet Berlijn. Damiaan van Dorninck und der Heizer Willem de Lange waren die Spezialisten zur Öffnung von Türschlössern, was allerdings erst im nächsten Lager in Colditz größere Bedeutung bekam.

Der freundschaftliche Zusammenhalt und die Art der gemeinsamen Entscheidungen in der Gruppe drückten sich auch in der Auswahl aus, wem zur Flucht verholfen wurde. Ziel war nämlich, wieder an den Kämpfen gegen das Dritte Reich teilnehmen zu können, was für die KNIL-Offiziere weniger möglich war. Deshalb verschwanden nach und nach vor allem die Marine-Offiziere, aber natürlich nicht nur sie.

Nachdem zwei Niederländer aus Juliusburg erfolgreich geflüchtet waren, gab es für alle anderen eine Paketsperre. Major Engles protestierte jedoch lautstark gegen den Paketentzug als Strafmaßnahme, denn es sei laut Genfer Konvention das gute Recht jedes Kriegsgefangenen zu fliehen! Durch seinen Druck wurde schließlich auch der einzige überzeugte Nationalsozialist unter ihnen, Quintus de Veer, von der Gruppe getrennt und von den Deutschen später entlassen.

Von einer Unterordnung der Niederländer unter die Deutschen konnte weiterhin keine Rede sein. Major Engles präsentierte dem schwedischen Botschafter, der die Interessen der Niederländer während des



Abb. 10: Der niederländische Offizier Leo de Hartog mit einer Puppe, die bei Zählappellen für einen Geflüchteten hochgehalten wurde. Foto: Sammlung Schloss Colditz



Abb. 11: Die Fluchtoffiziere Machiel van den Heuvel und Gerrit Dames im Hof von Schloss Colditz. Foto: Sammlung Schloss Colditz

1.12.42

b) Offizierslager									
Obere Zahl = Offz. Untere " = Ordz.									
Lager	Franz.	Briten	Belgier	Polen	Südost außer Briten	Sowjet	Versch. Nation	Insgesamt	Arb.-Eins.
II									
A Prezslau	-	-	2324	-	-	-	-	2642	326
			318						
B Arnswalde	2468	-	-	-	-	-	-	2775	444
	307			5918					
C Woldenberg	-	-	-	745	-	-	-	6663	714
				2432					
D Groß-Bern	-	-	-	244	-	-	-	2676	240
				2347					
E Neubrandenburg	-	-	-	175	-	-	-	2522	193
IV									
B Königstein	80	-	-	-	-	-	Norw. 1		
	136	6	3	-	2	-		228	53
C Colditz	177	96	16	51	1	-	Holl. 60		
	37	15	-	18	-	-	" 2	473	75

Abb. 12: Belegungszahlen in Colditz am 1. Dezember 1942. Bundesarchiv Berlin, B 563/ III/A Statistische Zahlen über die Anzahl der fremdländischen Kriegsgefangenen (1941-1945)

Krieges wahrnehmen musste, bei seinem Besuch im Lager zwei Eimer mit frisch gefangenen Ratten, um die Qualität der Hygiene im Lager zu dokumentieren¹².

Das Ergebnis der Flucht aus Juliusburg war eine weitere Verlegung im Juli 1941, diesmal in das Oflag IV C, nach Colditz. Dieses Lager war in einem Renaissanceschloss auf einem hohen Bergsporn über dem Fluss Zwickauer Mulde untergebracht, in dem außer den Niederländern auch Polen, Briten und Franzosen eingesperrt waren. Die deutsche Wehrmacht war davon ausgegangen, dass allein durch die Lage auf dem Berg und über dem Fluss Fluchten unmöglich sein würden.

In Colditz wurden vor allem die interniert, die gescheiterte Fluchtversuche hinter sich hatten, was aber nicht bedeutete, dass sie den Willen zur Flucht aufgegeben hatten. Stattdessen trafen dort aus allen nationalen Gefangenengruppen genau die aufeinander, die ihre ganze Kraft und Fantasie in den nächsten Fluchtversuch zu investieren bereit waren und daher eine gut funktionierende Zusammenarbeit entwickelten (Abb. 10). Für die Niederländer liefen die Fäden in den Händen von Machiel van den Heuvel (Abb. 11) zusammen. Patrick Reid, der Chronist der britischen Gefangenen, folgerte stets aus einem besonders breiten Grinsen von van den Heuvel, dass dieser wieder etwas im Schilde führte. Fünf Niederländer flohen erfolgreich aus Colditz und überquerten an der von Hans Larive beschriebenen Stelle die Grenze zur Schweiz, gerne auch zur Tarnung in deutschen Uniformen. Das waren am 15. August 1941 Hans Larive und Francis Steinmetz, im September 1941 C. Giebel und O. Drijber und am 4. Januar 1942 Anthony Luteyn, zusammen mit einem britischen Offizier. A.

12 Hartog (wie Anm. 3), S. 47.

L. C. Dufour und J. G. Smit wurden kurz vor der Schweizer Grenze gefasst. Später wurden aus Colditz regelmäßig Flüchtlingspaare aus zwei Nationalitäten losgeschickt, weil die Niederländer weniger Sprachprobleme im deutschen Umfeld hatten als z. B. Briten und Franzosen. Im Januar 1942, sechs Monate nach ihrer Ankunft, waren bereits acht Niederländer aus Colditz geflohen.

Um das Material für die Fluchten herzustellen, benötigte die Lagergemeinschaft viele Hilfsmittel. Sie mussten falsche Pässe herstellen, Stempel fälschen, Kleidung nähen und Reiseproviand organisieren. Die benötigten Materialien erhielten sie nach und nach in Paketen aus ihren Heimatländern. Diese Pakete hatten Kennzeichnungen, und da Damiaan van Dorninck und Willem de Lange es schafften, praktisch für alle Türschlösser in Colditz Schlüssel herzustellen, hatten die Offiziere überall Zugang und fischten die entsprechenden Pakete vor der Ausgabe durch die Lagerverwaltung heraus. Auf diese Weise kam sogar eine Schreibmaschine ins Lager.

Das deutsche Wachpersonal entdeckte den einen oder anderen Fluchtweg, und dann musste ein neuer Weg gefunden werden. Besonders bitter war, dass den Wachmannschaften ein nach wochenlanger Arbeit gegrabener Fluchttunnel kurz vor der Fertigstellung auffiel (Abb. 13). Die Wachen waren immer sicher, dass die Niederländer an all diesen Aktionen beteiligt waren. Nur zwei von ihnen waren bei ihrem Fluchtversuch wieder aufgegriffen worden. Die anderen blieben verschwunden. Also wurde die Gruppe am 11. Juni 1943 wieder einmal verlegt, diesmal in das Stalag 371 in Stanislaw in der Ukraine. Doch bevor sie Colditz verließen, verschenkten sie schweren Herzens ihr mühsam zusammengetragenes Hilfsmaterial für die Fluchten an die britischen Gefangenen, die es bis zum Kriegsende erfolgreich weiter einsetzten¹³.



Abb. 13: Suche nach Ausbruchswegen in Colditz – es buddeln (v.l.n.r.) Frits Kruimink, Machiel van den Heuvel und der Brite Peter Story-Pugh. Foto: Sammlung Schloss Colditz

13 Zur Geschichte dieser Fluchten siehe Patrick Robert Reid: Flucht aus Oflag IV C. Zug (Schweiz) 1976.



Abb. 14: Diese Marine-Offiziere sind geflohen: links hinten: Hans Larive, mittlere Reihe v. l. n. r.: Damiaan van Doorninck, Fraser, Francis Steinmetz, Charles Douw van der Krap, sitzend v. l. n. r.: Frits Kruimink, Baron van Lynden. Foto in: Larive (wie Anm. 7), S. 64.

Als die niederländische Gruppe aus Colditz in Stanislaw ankam, traf sie zum ersten Mal auf eine größere Zahl anderer Niederländer. In der zweiten Kriegshälfte war die Zahl derer gestiegen, die sich an die Ehrenworterklärung nicht mehr gebunden fühlten und im Widerstand gegen die Deutschen in Kriegsgefangenschaft geraten waren. Deshalb ließen die Nationalsozialisten inzwischen die Unterschrift unter die Ehrenworterklärung jährlich wiederholen. Wer sie verweigerte, geriet folgerichtig in Kriegsgefangenschaft. Das betrachteten die Colditzer zunächst mit Misstrauen. Das legte sich bald, und Machiel van den Heuvel erweiterte den Kreis derer, denen er zur Flucht verhalf (Abb. 14). Die Niederländer hatten von den polnischen Offizieren in Colditz Namen für den Kontakt mit der polnischen Heimatarmee erhalten, was sich für Fluchten aus Stanislaw als sehr hilfreich erwies.

Die beiden Kadetten Ary Ligtermoet und Hans von Seydlitz-Kurzbach (Abb. 15) wandten sich bei ihrer Flucht nach Osten, weil der Weg zu den russischen Alliierten kürzer war. Sie waren dann die Einzigen aus der Soester Gruppe, die ihre Kriegsgefangenschaft nicht überlebten. Hans von Seydlitz-Kurzbach starb am 17. September 1944 in Lemberg an Wund-

starrkrampf. Ary Ligtermoet wurde mit anderen Niederländern, die die Sowjets als Kollaborateure einstufte, in verschiedenen Lagern festgehalten. Obwohl seine Freunde sich sehr bemühten, ihn nach Hause zu holen, wurde er nicht entlassen. Er starb am 12. Oktober 1948 in einem Krankenhaus in Odessa an Tuberkulose.

Die Entfernung zu den Niederlanden betrug nun gut 2.000 km. Charles Douw van der Krap und Frits Kruimink entschieden sich trotzdem für den Weg nach Westen. Sie kamen gemeinsam bis Warschau, wo sie sich trennten. Kruimink überquerte mit einem Australier die Ostsee und erreichte schließlich England. Van



Abb. 15: Ary Ligtermoet und Hans von Seydlitz-Kurzbach. Aus: Hartog (wie Anm. 3, S. 230).

der Krap schlüpfte im Philips-Werk¹⁴ in Warschau unter und organisierte später dessen Evakuierung nach Westen. Nach seiner Ankunft in den Niederlanden im August 1944 schloss er sich dem dortigen Widerstand an und schaffte am 22. Oktober 1944 in einer größeren Gruppe die Weiterreise nach England. Bei dieser Gelegenheit traf er einen alten Bekannten aus Colditz wieder, den Briten Airey Neave, der von dort zusammen mit Tony Luteyn aus der Gruppe der niederländischen Offiziere geflohen war.

Der Grund für die Verlegung von Stanislaw am 10. Januar 1944 in das Oflag II E in Neubrandenburg war zum ersten Mal nicht mehr das Verhalten der niederländischen Offiziere, sondern die militärische Lage der Deutschen und der Kriegsverlauf. Bei Kriegsende befanden sich in Neubrandenburg ca. 8.000 Kriegsgefangene, unter ihnen 1.500 Niederländer. Bei einer Flucht war es schon lange nicht mehr die Frage, wie jemand aus einem Lager herauskommen konnte. Das Problem war der Weg durch das zerstörte und zerbombte Deutschland, an dem auch Leo de Hartog scheiterte. Die Eintragung auf seiner Lagerkarte besagt, dass er am 22. Januar 1944 an Tumulten mit dem Torposten beteiligt war und (vermutlich) bei dieser Gelegenheit durch das Haupttor flüchtete. Wann und wo er aufgegriffen wurde, ist nicht vermerkt. Jedenfalls galt seine „Strafe

¹⁴ Philips ist eine niederländische Firma.



Abb. 16: Die niederländischen Offiziere im Hof von Schloss Colditz (von den Marine-Offizieren (dunkle Uniformen) waren zum Zeitpunkt der Aufnahme bereits einige geflohen). Foto: Sammlung Schloss Colditz

durch den Gewahrsam im Stalag III D Berlin-Lichterfelde am 23.9.1944 als verbüßt¹⁵.

Die Flucht von Kriegsgefangenen war nach den Statuten der Genfer Konvention bei der erneuten Festnahme mit Arrest zu bestrafen, was bis März 1944 galt. Doch je größer der Einfluss der SS auf das Kriegsgefangenenwesen wurde, desto mehr verschärften sich die Sanktionen. Vom 2. März 1944 galt die sog. „Aktion Kugel“, nach der wieder aufgegriffene Flüchtlinge in das KZ Mauthausen überstellt und dort erschossen wurden. Noch später wurden sie nicht mehr erschossen, sondern man ließ sie einfach verhungern. Doch davon wussten die nichts, die weiter ihre Flucht aus der Kriegsgefangenschaft planten. Also hatte diese brutale Maßnahme auch keine Auswirkungen auf das Fluchtverhalten. Beim Rücktransport von Stanislaw nach Westen waren 140 niederländische Offiziere geflohen, von denen nachweislich neun in Mauthausen hingerichtet wurden¹⁶.

Trotzdem blieb Machiel van den Heuvel weiter aktiv. Nur nach dem Attentat auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944 setzte er seine Aktivitäten vorübergehend aus. Den deutschen Wachmannschaften war längst klar geworden, dass Major Engles mit seiner offen gezeigten Verachtung für die Deut-

schen und Machiel van den Heuvel die Köpfe des Unternehmens „Flucht“ waren. Beweisen konnten sie ihnen das aber nicht. In der Hoffnung, beide endlich unter Kontrolle zu bringen, wurden sie ohne die übrige Gruppe in das Oflag VII D nach Tittmoning verlegt, Engles bereits im November 1944 und van den Heuvel im Januar 1945. Dort arbeiteten sie ein letztes Mal erfolgreich zusammen: Sie verhalfen Gilles Romilly, einem Neffen von Winston Churchill, zur Flucht! Die in Neubrandenburg verbliebenen Kameraden wurden am 28. April 1945 befreit. Auf ihrem Heimweg fuhr der Transport auch über Soest und Rheine, bevor er in Enschede befreites niederländisches Territorium erreichte.

Das Ziel vor allem der Marine-Offiziere der Gruppe, wieder am Kampf gegen Hitler-Deutschland teilzunehmen, war nicht so einfach zu verwirklichen. Wer von ihnen in der Schweiz ankam, war zwar auf neutralem Boden, aber keineswegs in der Nähe eines großen Hafens. Außerdem war die Schweiz gegenüber Flüchtlingen kritisch eingestellt. Hans Larive und Francis Steinmetz erhielten falsche Papiere, mit denen sie nach Barcelona weiterreisen konnten. Dort bestiegen sie ein Schiff nach Kuba, das vor Gibraltar von einem Schiff der britischen Marine gestoppt wurde, damit sie von Bord gehen konnten. Mit einem weiteren Umstieg auf ein britisches U-Boot erreichten sie schließlich die englische Küste und ihr Ziel, wieder am Kampf gegen das Dritte Reich beteiligt zu sein.

Die später als „Colditz-Gruppe“ bezeichneten niederländischen Offiziere, für die die Kriegsgefangenschaft 1940 im Oflag VI A in Soest begonnen hatte (Abb. 16), blieben einander auch nach dem Krieg freundschaftlich verbunden. Königin Wilhelmina schätzte sie sehr und hätte sie gern mehr ins öffentliche Bewusstsein gerückt. Aber daran waren nicht nur die vielen „Ehrenwort-Unterzeichner“ nicht interessiert. Die große Zahl der Niederländer, die während des Krieges Widerstand gegen die Deutschen im ganzen Land geleistet und oft ihr Leben riskiert hatte, fand mehr Beachtung. Die „Colditz-Gruppe“ war einfach vergessen. Das schmerzte durchaus. Diese Erfahrung teilte sie aber mit allen, die nach fünf Jahren Kriegsgefangenschaft heimkehrten, wie z. B. in Frankreich, Großbritannien, Polen oder den USA. An ihrer Verbundenheit untereinander und ihrer engen Freundschaft änderte das bis an ihr Lebensende nichts.

15 Siehe Lagerkarte Leo de Hartog – Rückseite (Abb. 3).

16 Christian Kretschmer: „Gelungene Flucht – Stufe III“. Hintergründe, Entstehung und Opfer der „Aktion Kugel“. In: Christoph Diekmann, Babette Quinkert (Hrsg.): Kriegsführung und Hunger 1939-1945. Göttingen 2015, S. 228 ff.



Abb. 17 (ohne Verweis im Beitrag): Die höchsten Offiziere der in Schloss Colditz inhaftierten Kriegsgefangenen-Einheiten: Sitzend v. l. n. r. Admiral Unrug (Polen), General Piskor (Polen), General Le Bleu (Frankreich); stehend v. l. n. r.: Oberst Trifonow (Jugoslawien), Oberst de Smet (Belgien), Oberstleutnant Stayner (Großbritannien), Major Engles (Niederlande). Foto: Sammlung Schloss Colditz

KARIN BURGHARDT

SIE WARTETEN FÜNF LANGE JAHRE DIE FRAUEN DER FRANZÖSISCHEN KRIEGSGEFANGENEN DES OFLAG VIA IN SOEST

I. Die andere Seite des Stacheldrahtes

Am 10. Mai 1940 begann der Blitzkrieg von Hitlerdeutschland gegen Frankreich. Nach nur sechs Wochen war er entschieden. Der Waffenstillstand, im Wald von Compiègne am 22. Juni unterzeichnet, erkannte die französische Niederlage an. Er brachte für weite Teile des Landes im Norden und Westen die deutsche Besetzung und Militärverwaltung. Die sogenannte „Zone libre“ im Süden unterstand dem mit Deutschland kollaborierenden und nur begrenzt selbstständigen Vichy Regime unter Marschall Pétain. Mit dem Ende der Dritten Republik hatte er das Amt des Staatsoberhauptes des „Etat Français“ und die Leitung der Waffenstillstandsverhandlungen übernommen. Der französische Regierungssitz war jetzt in Vichy, in Paris bestimmte der deutsche Militärbefehlshaber die Geschicke der



Abb. 1: Ehemaliges Oflag VI A. Foto: GFK Soest

Menschen. Elsass und Lothringen kamen unter die Zivilverwaltung der angrenzenden deutschen Gaue, was einer völkerrechtswidrigen De-facto-Annexion entsprach. Die Départements Nord und Pas de Calais waren der Militärverwaltung in Belgien und Nordfrankreich zugeordnet.

Für 1.800.000¹ französische Soldaten führte der Weg in die Kriegsgefangenschaft. Über Nancy, das Rheintal, Wuppertal und Hagen erreichten am 31. Juli 1940 etwa 1.300 französische Offiziere und ihre Ordonnanzen als „Reisende ohne Billet“, wie es Oberstleutnant Henri Soulier beschrieb, das Offizierslager VI A in Soest². Ursprünglich als NS-Infanteriekaserne geplant, wurde das Areal ab Juni 1940 als Oflag VI A genutzt (Abb. 1).

Über das Leben der Gefangenen haben sich die Soester Bürgerinnen und Bürger, zahlreiche deutsch-französische Schulklassen, einige tausend Gäste aus dem In- und Ausland in den letzten zwanzig Jahren informieren können. Bis zur Schließung der Gedenkstätte Französische Kapelle Soest 2018 im Zuge der Baumaßnahmen für das neue belgische Viertel haben vielfältige Dokumentationen und Aktivitäten immer wieder am authentischen Ort zu einer Begegnung mit der Geschichte der Kriegsgefangenen eingeladen. Im Block 3 der Adam-Kaserne mit ihrer Französischen Kapelle unter dem Dach erlebten die Besucher den Alltag der französischen



Abb. 2: Blick in die Französische Kapelle. Foto: GFK Soest

- 1 Unterschiedliche Angaben zu der Zahl der Kriegsgefangenen: Vgl. Yves Durand: Prisonniers de guerre dans les Stalags, les Oflags et les Kommandos. Paris 1994, S. 293f.
- 2 Gisela Rogge: Der Weg in die Gefangenschaft. In: Das Oflag VI A. Gefangen in Westfalen. Geschichtswerkstatt Französische Kapelle e. V. Soest (künftig GFK Soest) (Hrsg.). 2. Aufl. Bad Sassendorf 2000, S. 13.

Offiziere, ihre Entbehrungen und Ängste, sie erhielten einen Einblick in ihr reiches religiöses und kulturelles Lagerleben (Abb. 2).

Zur Geschichte dieser fünf Jahre von 1940-1945 gehörte aber auch das Leid der französischen Frauen und Familien, die die Trennung von ihrem Ehemann, Vater und Sohn ertragen mussten. Erst relativ spät richtete sich der Fokus historischer Untersuchungen auch auf deren Erinnerungen und sie wurden ermuntert zu erzählen. Einige Offiziersfrauen ergriffen selbst die Initiative³. Sie wollten Zeugnis ablegen für die nachfolgenden Generationen. An den regelmäßig in Paris stattfindenden Tagen des OFLAG tauschten sie sich aus über ihren Kriegsalltag, ihre Sorgen und Erfahrungen in der Zeit der Gefangenschaft ihrer Ehemänner in Soest. Sie sammelten Stimmen und Quellenmaterial. Zwei von ihnen waren Jacqueline Deroy und Françoise Pineau. Ihnen gelang die eindrucksvolle Dokumentation „Celles qui attendaient [...] témoignent aujourd'hui“. Sie beklagten, dass auch zum 40. Jahrestag nach Kriegsende in den Medien und in der französischen Öffentlichkeit insgesamt nur der Mut und die Ausdauer der Kriegsgefangenen gewürdigt wurden. Die Frauen und der Krieg, den sie führen mussten, wurden vergessen. Aber die von Deroy und Pineau befragten Frauen wollten antworten: „Frühling 1945. Man feiert die Gedenktage. Einige Frauen haben beschlossen zu reden. Damit die Geschichte nicht vergisst, dass auch sie den 2. Weltkrieg durchgestanden haben, auf ihre Art, unsichtbar, aber wirkungsvoll. Sie wollen Antworten geben auf die Fragen ihrer Kinder und Enkelkinder.“⁴

Bei der Zusammenkunft zum Tag des OFLAG im November 1991 hielt Pierre de Calan, der als junger Vater im Oflag VI A gewesen war, eine emotionale Ansprache über die Nöte und das Leid der Frauen: Man spreche über die eigenen Entbehrungen hinter dem Stacheldraht gerade so, als würde man vergessen, dass er zwei Seiten hatte. Der Stacheldraht hatte nicht nur die Offiziere von ihren Familien getrennt, auch die Frauen waren für lange Zeit auf der anderen Seite allein gewesen. Sie hatten tagtäglich mit den Problemen der Versorgung der Familie gekämpft. Sie hatten die ganze Last und Verantwortung für die Erziehung der Kinder getragen. De Calan unterstützte begeistert das Anliegen von Deroy und Pineau. Auf derselben Versammlung bedankte sich auch der ehemalige Kriegsgefan-

- 3 Association des anciens prisonniers de l'Oflag VI A (Hrsg.): Bulletin 144. Paris 1992, S. 8f.
- 4 Jacqueline Deroy/Françoise Pineau: Celles qui attendaient ... témoignent aujourd'hui. Paris 1985, S. 3. (Alle Übersetzungen der französischen Originalzitate ins Deutsche von der Verfasserin). „Printemps 1945. On fête les anniversaires. Des femmes ont décidé qu'elles parleraient. Pour que l'Histoire n'oublie pas qu'elles aussi, ont vécu la seconde guerre mondiale, à leur manière, invisible mais efficace. Elles veulent répondre aux questions de leurs enfants et petits-enfants.“

gene Cadillat überschwänglich bei den Frauen für das, was sie für ihn und andere Heimkehrer getan hatten. Die Frauen wären „sensationell“ gewesen trotz ihrer eigenen Not. All das dürfte nicht in Vergessenheit geraten⁵.

Pionierarbeit leisteten die Recherchen der amerikanischen Historikerin Sarah Fishman: „*Femmes de Prisonniers de Guerre 1940-1945*“. In seinem Vorwort hierzu betonte der französische Historiker Yves Durand, der sich intensiv mit der Geschichte der französischen Kriegsgefangenen in den verschiedenen Kriegen des 20. Jahrhunderts beschäftigt hat, dass es angemessen und wichtig sei, nicht nur die Menschen hinter dem Stacheldraht zu sehen, sondern an die Frauen und ihre Familien in der französischen Heimat zu denken: „Die Kriegsgefangenen waren lange Zeit die Vergessenen der Geschichte - und so fühlen sie sich oft noch heute. Was soll man da erst von denen sagen, die auf sie warteten, die Frauen der Kriegsgefangenen! [...] Sarah Fishman bewahrt sie vor dem Vergessen.“⁶

Der Aufarbeitung der Lücke in der Geschichte des Oflag VI A widmet sich der nachfolgende Aufsatz. Das Leben der Frauen, die fünf Jahre lang auf ihre in Soest in Gefangenschaft gehaltenen Ehemänner warten mussten, soll lebendig werden.

II. Ungewisses Warten

Nach wenigen Wochen waren die unmittelbaren Kriegshandlungen in Frankreich vorüber. Die Menschen im ganzen Land atmeten auf. Die einen blickten mit Hoffnung und Zuversicht in die Zukunft, orientierten sich neu, das Leben ging weiter. Der Krieg war für sie zu Ende. Dass es erst nur ein Waffenstillstand war, daran dachte man nicht gerne. Andere mussten den Verlust eines nahen Angehörigen verkraften. Für manche, unter ihnen die vielen Ehefrauen der kriegsgefangenen Soldaten, begann nun eine Zeit des ungewissen Wartens.

Es dauerte, bis dass das Rote Kreuz die erleichternde Nachricht brachte: Der Ehemann lebte, er war in Kriegsgefangenschaft. In welchem Oflag oder Stalag (Stammlager für einfache Soldaten), das musste noch ermittelt werden. Aber das konnte nicht lange dauern. Und die Gefangenschaft würde bald nur noch eine dunkle Erinnerung sein, so hoffte man.

Am 3. August 1940 notierte Laure, eine der Frauen aus der Dokumentation von Deroy und Pineau, voller Zuversicht in ihr Tagebuch: „Du bist

⁵ Bulletin 144 (wie Anm. 3), S. 8.

⁶ Sarah Fishman: *Femmes de Prisonniers de Guerre 1940 – 1945*. Paris 1996, S. 7. „Les prisonniers de guerre ont été longtemps et se sentent souvent encore – des „oubliés de l’histoire“. Que dire alors de celles qui les attendaient: les femmes de prisonniers! [...] Sarah Fishman les tire de l’oubli.“

Kriegsgefangener [...] das ist wahr [...] aber ich kann daraus kein Drama machen. Du lebst, das ist es, was zählt.“ Zwei Tage später schrieb sie: „Ich kann es kaum erwarten, dich wiederzusehen“⁷.

Die Meinung, dass die Trennung von daheim kurz sein würde, teilten die Frauen⁸ mit den französischen Kriegsgefangenen überall in den Oflags und den Stalags. Sie waren politisch größtenteils naiv und glaubten nur allzu leicht den Versprechungen der Pétain-Regierung mit Georges Scapini als *Chef de Service des Prisonniers de Guerre*. Aber der Wunsch, schon Weihnachten 1940 wieder zu Hause zu sein, erfüllte sich nur in einigen Sonderfällen, wie sie die Genfer Konvention zur Behandlung von Kriegsgefangenen vorsah, z. B. für die Väter kinderreicher Familien oder für erkrankte oder verletzte Gefangene⁹. Deutschland hatte großes Interesse an französischen Arbeitskräften in der Landwirtschaft, in der Industrie, nicht zuletzt in der Rüstungsindustrie als Ersatz für die zum Kriegsdienst eingezogenen deutschen Soldaten. Außerdem sprach einiges gegen die sofortige Freilassung von mehr als einer Million wehrfähiger Franzosen. Der Krieg war noch nicht zu Ende. Die Kriegsgefangenen wurden zum Spielball der Politik, sie waren ein Faustpfand in deutschen Händen¹⁰.

Leutnant Guy Raclet konnte vorzeitig aus dem Oflag nach Paris zurückkehren. Durch die Erkrankung seines Vaters wurde er dringend im elterlichen Unternehmen gebraucht. Dort produzierte man Stoffe für die Herstellung von Zeltplanen, aus deutscher Sicht ein kriegswichtiger Wirtschaftszweig. Im Zeichen der Versöhnung hat Raclet nach dem Krieg Soest, den Block 3 des ehemaligen Oflag VI A und die Französische Kapelle wiedergesehen¹¹.

Die Frauen und Mütter in der Heimat, die ihren Alltag Jahr um Jahr allein meistern mussten, beneideten andere Familien, die den Ehemann, Vater oder Sohn wieder in die Arme schließen konnten. Die Großmutter von Marie Mayer war seit 1935 Witwe und lebte allein. Sie war verzweifelt und hatte Angst, ihren einzigen Sohn, den 25 Jahre alten Leutnant Marcel Guérin, niemals wiederzusehen¹². Kinderlose Frauen schauten mit Wehmut auf die Mütter in ihrer Nachbarschaft, weil sie durch die Liebe und Nähe der Kinder gestützt wurden und so neuen Lebensmut gewannen. Sie

⁷ Deroy/Pineau (wie Anm. 4), S. 49. „Tu es prisonnier, c’est vrai mais je n’arrive pas à en faire un drame puisque tu es vivant. VIVANT. Ça compte, ça! [...] J’espère te voir bientôt [...] je grille d’impatience.“

⁸ Ebd., S. 50.

⁹ Rogge (wie Anm. 2), S. 14f.

¹⁰ Kriegsgefangene als Spielball der Politik. In: www.Deuframat.de, o. S. Aufgerufen am 10.10.2019.

¹¹ Zeitzeugenbericht Guy Raclet (Soest 1999), Archiv GfK SOEST. Eingesehen 2018.

¹² Briefliche Korrespondenz Mayer mit Burghardt (2019).



Abb. 3: «Frankreichkarte». Detail in der Französischen Kapelle. Foto: GFK Soest

grübelten darüber nach, ob die Gefangenschaft nicht vielleicht zu lange dauern und ihnen die Mutterrolle deshalb für immer versagt bleiben könnte. Viele verlobte Mädchen waren traurig, wenn sie an die Hochzeit ihrer Freundinnen dachten. Die jungen Ehefrauen hatten wenigstens für kurze Zeit das Glück verheirateter Paare genießen können. Sie selbst mussten sich mit der Vorfreude und Hoffnung auf eine bessere Zukunft zufrieden geben¹³.

Ihnen allen gemeinsam war das ungewisse Warten. Die Mehrzahl von ihnen feierte auch das zweite und dritte Weihnachtsfest ohne den Ehemann, Verlobten, Vater, Sohn oder Bruder. Viele fühlten sich ihnen im Gebet nahe. An den hohen christlichen Festtagen, wenn die Messe zu Hause und im Lager zur selben Zeit gefeiert wurde, stärkte und verband sie der christliche Glaube. Die Malereien in der Französischen Kapelle, dem kleinen Raum unter dem Dach im Block 3 der Kaserne, gestaltet von Guillaume Gillet, René Coulon und Abbé de Vielliard, legen bis heute eindrucksvoll Zeugnis dafür ab (Abb. 3).

13 Les Editions du cerf (Hrsg.): *Femmes d'Absents. Fêtes et saisons*. Paris 1943, S. 14, und Deroy/Pineau (wie Anm. 4), S. 51.

Im März 2002 schrieb Raclet seine Gedanken und Erinnerungen an diesen besonderen Ort auf: „Von nun an konnte unser Leben von der Angst zerfressen werden, der Angst um das Schicksal unserer Familien, die nach der Niederlage zerrissen waren [...] Die Karte Frankreichs¹⁴, übersät mit Heiligen, die auf unserem Boden gelebt haben, mit ihrer Geschichte, mit den Orten, wo sie seit Jahrhunderten verehrt werden, nährten unsere Hoffnung: wir lasen dort die Vornamen unserer Frauen und Kinder, von denen wir getrennt waren, und wir ergänzten in unseren Gedanken die Namen, die wir unseren zukünftigen Kindern geben wollten.“¹⁵ Auch Rose Gillet, Witwe von Guillaume Gillet, spürte nach ihrem Besuch in der Kapelle diese Verbindung. „Heute, genau wie damals und in alle Zukunft, zieht uns Christus [...] in die Erinnerung an sein Martyrium [...]. Viele Fragen beantwortet auch die Landkarte Frankreichs, [...] ein stolzes Sechseck, das seinerseits von allen heiligen und wohlbekannten Stätten bevölkert wird [...]. Unauslöschliche Erinnerung – geprägt durch unsere Betrachtung dieses Universums aus Leben und Farben mit so vielen schmerzhaften Erinnerungen, mit so viel Hoffnung.“¹⁶

Die katholische Kirche rief auf, im Gebet und im Glauben an den auferstandenen Christus Trost zu finden, in Demut und mit Gottvertrauen das eigene Schicksal anzunehmen, selbst im schlimmsten Fall der endgültigen Trennung. Glaube, Hoffnung und Liebe waren Pflicht, Mutlosigkeit und Verzweiflung dagegen eine schwere Sünde in den Augen der Kirchenvertreter. Eine Liturgie des vertrauensvollen Wartens, Vorbilder aus der Bibel, Psalmen, Gebete, Fürbitten, Lieder sollten als Hoffnungsträger helfen in den schweren Stunden. „Die Bibel gibt Antwort auf alle menschlichen Fragen, ist Balsam für alle menschlichen Ängste. Mögen diejenigen, die auf einen Gefangenen oder Vertriebenen warten, sie öffnen und sie finden die Antwort des Herrn.“¹⁷

14 Bildwerk auf der Ostwand der Kapelle, gestaltet von René Coulon.

15 Brief von Guy Raclet, Archiv GFK Soest, eingesehen 2018. „Nos vies alors pouvaient être dévorées par l'angoisse pour le sort de nos familles [...] dispersées lors de la débacle [...] La carte de France avec le sémis des Saints qui vécurent sur notre sol, l'histoire de chacun, les lieux où ils sont vénérés depuis des siècles soutenaient notre confiance: Nous y lisions les prénoms de nos épouses, des enfants dont nous étions séparés [...] Nous insérions dans nos mémoires ceux que nous voulions donner à nos futurs enfants.“

16 Brief von Rose Gillet, Archiv GFK SOEST, eingesehen 2018. „Aujourd'hui, encore et toujours, le Christ [...] nous entraîne dans le souvenir de son martyr [...] Autant de réponses à la carte de France [...] fier hexagone peuplé à son tour de tous les saints lieux présents et familiers [...] Souvenir inoubliable que notre contemplation de cet univers vivant et coloré, empreint de tant de souvenirs douloureux et de tant d'espérance“.

17 *Femmes d'Absents* (wie Anm. 13), S. 4. „La Bible offre à toutes les questions humaines une réponse, à toutes les angoisses humaines un baume. Que celles qui attendent un captif ou un exilé l'ouvrent et elles y trouveront la réponse du Seigneur.“

III. Der harte Alltag

III.1 Der tägliche Überlebenskampf

Der Alltag wurde zum ständigen Überlebenskampf. Fishman beschrieb ihn in ihrer Untersuchung mit vielen Details, Zahlen und Fakten. Die von Deroy und Pineau befragten Frauen gaben diesen Informationen ein Gesicht¹⁸. Überall, so erfährt der Leser, sah man damals lange Schlangen vor den Geschäften, überall war die Versorgung unzureichend. Die offiziellen Rationen lagen weit unter der als erforderlich eingestuften Kalorienzahl, die Familien hungerten, im Winter 1942/43 wurde die Lage dramatisch. Besonders hart traf die Rationierung der Lebensmittel die Menschen in den großen Städten. Sie hatten keine Möglichkeit der Selbstversorgung.

Von der Zeitzeugin Renée hörten Deroy und Pineau, dass sie ihre Kinder möglichst lange im Bett hielt, um auf diese Weise eine Mahlzeit zu überspringen. Die Soesterin Edith E. lebte zu dieser Zeit als kleines Mädchen in Paris. Ihre Mutter musste die schweren Kriegsjahre nicht alleine durchstehen, der Vater war Zahnarzt und arbeitete in seiner Praxis in einem Vorort von Paris. Aber auch Edith E. bestätigte die Aussagen, die bei De-

roy und Pineau zu finden sind: Alle mussten leidvoll erfahren, was Hunger bedeutete. Vier Wochen im Jahr verbrachten die Eltern von Edith E. deshalb mit den Kindern auf einem kleinen, etwas heruntergekommenen Bauernhof in La Dorée. Es war dort sehr einfach, aber es gab genug zu essen. In unregelmäßigen Abständen schickte die Mutter Geld nach La Dorée, damit die Bauern aus ihren Überschüssen Pakete für sie packten und nach Paris schickten. So



Abb. 4: «Le pain du jour». Foto: «Femmes d'Absents»

18 Fishman (wie Anm. 6), S. 92-115. Deroy/Pineau (wie Anm. 4), S. 11ff. u. S. 25ff. Femmes d'Absents (wie Anm. 13), S. 8ff. passim.

machten es viele, die keine Freunde oder Verwandten auf dem Lande hatten (Abb. 4)¹⁹.

In Paris wurden Heizstoffe knapp, die Winter waren kalt. Wenn die Heizung ausfiel, bildeten sich Eisblumen auf dem Spiegel im Badezimmer. Holz wurde in der einen oder anderen Schreinerei zu hohen Preisen angeboten, aber es musste noch gesägt und gespalten werden, eine ungewohnte, körperlich anstrengende Arbeit. Edith E. erinnerte sich an das Angebot von deutschen Soldaten, die ihr Vater in seiner kalten Praxis behandelt hatte. Sie wollten der Familie einige Marken für Heizstoffe zukommen lassen. Aber ihre Mutter hatte zu viel gehört und gesehen von dem, was durch die Deutschen in Frankreich geschehen war, um irgendwelche Annehmlichkeiten von ihnen entgegennehmen zu können²⁰.

Kleidung war teuer und oft nur gegen Textilmarken zu bekommen. Für ein neues Paar Schuhe war teilweise eine Genehmigung erforderlich. Die Suche konnte zermürend werden und die Kinder wuchsen schnell aus allem heraus.

In den Handwerksbetrieben und bei der Feldarbeit fehlten Arbeitskräfte, Maschinen, Rohstoffe, Saatgut und Düngemittel; Zugtiere waren beschlagnahmt. Es gab viele kleine, einsam gelegene Bauernhöfe. Kontakte zwischen den Landfrauen waren selten. Nicht immer konnten Knechte oder Fremdarbeiter den Ehemann und Sohn auf dem Hof oder im Betrieb ersetzen, nicht immer wurde die Frau als Chefin akzeptiert. Auf die Frauen warteten nicht endende Arbeitstage (Abb. 5). Das Vieh und die Natur gaben auf dem Lande den Arbeitsrhythmus vor. In den Handwerksbetrieben oder Unternehmen waren neue, bis dahin unbekannte Tätigkeiten zu erlernen, vom Führerschein über die Buchführung bis zum Schweißen.

Folgen blieben nicht aus: ständige Müdigkeit, Überlastung, Erschöpfung für Körper, Geist und Seele²¹. Hilfe leisteten für viele ganz selbstverständlich die Familien der Eltern und Schwiegereltern. Sie waren die erste Anlaufstelle, wenn die Not groß



Abb. 5: «Les remplaçantes». Foto: «Femmes d'Absents»

19 Gespräch mit der Zeitzeugin Edith E. (10.10.2019).

20 Ebd.

21 Femmes d'Absents (wie Anm. 13), S. 10f.

war. Die Mutter von Hervé Pennel kehrte in dieser Zeit zurück zu ihren Eltern. Von ihnen wurde sie versorgt und konnte gelegentlich ihrem Mann ins Oflag nach Soest ein Paket schicken²². So wertvoll und nötig diese Unterstützung auch sein mochte, sie bedeutete immer einen gewissen Verlust an Autonomie und die Möglichkeit der ständigen Kontrolle. Es konnten sich Spannungen ergeben, nicht zuletzt bei der Kindererziehung und beim Überwachen der Kontakte und Aktivitäten außerhalb des Hauses. In einigen Fällen zogen die jungen Frauen die Trennung vom Elternhaus vor und hofften auf die Solidarität anderer Frauen und Hilfsorganisationen²³.

III.2 Staatliche Unterstützungsmaßnahmen

Tag für Tag mussten die Frauen vielfältige Probleme und Anforderungen für sich und ihre Kinder bewältigen. Auch in der Zeit von Krieg und Kriegsgefangenschaft blieben Klassenunterschiede²⁴. Die Frauen der Offiziere erhielten als finanzielle Unterstützung bis zu 75 % aus dem Sold ihres Mannes ausgezahlt, abhängig von seinem militärischen Rang, den Dienstjahren und ähnlichen Kriterien. Estelle Sergent erinnerte sich bei Fishman an das formelle Verbot für sie, einem Beruf nachzugehen. Sie hatte das monatliche Budget etwas aufbessern wollen. Marie Mayer schrieb über die Sorgen ihrer Großmutter, deren Sohn fünf Jahre in Gefangenschaft bleiben musste. In dieser Zeit lebte die Witwe von den Überweisungen aus dem Offizierssold ihres Sohnes; sie überlebte, wie Mayer hinzufügte²⁵.

War der Ehemann vor der Gefangenschaft im Staatsdienst, sollte das Auskommen durch Zahlungen aus dem Beamtengehalt gesichert werden. So war es bei de Calan geregelt, der als Finanzinspektor im öffentlichen Dienst gewesen war. Dennoch, berichtete seine Tochter Odile Villeroy de Galhau, waren die Lebensmittelvorräte und die finanziellen Ressourcen der Familie immer sehr knapp bemessen²⁶.

Noch schwieriger als bei den Offizieren sah die Lage der Frauen der übrigen Kriegsgefangenen aus. Niemand konnte auf eine ausreichende finanzielle Unterstützung zählen. Das umfangreiche, komplizierte System der verschiedenen *Allocations militaires* der Vichy Regierung sollte die Rolle der Frau als Ehefrau und Mutter am heimischen Herd, als „*Femme au Foyer*“, stützen und ermöglichen²⁷. Man beschloss neben finanziellen

22 Briefliche Korrespondenz Pennel mit Burghardt (2019).

23 Deroy/Pineau (wie Anm. 4), S. 50f.

24 Fishman (wie Anm. 6), S. 80ff.

25 Briefliche Korrespondenz Mayer mit Burghardt (2019).

26 Briefliche Korrespondenz Villeroy de Galhau mit Burghardt (2019).

27 Fishman (wie Anm. 6), S. 80ff.

Zahlungen Steuererleichterungen, Hilfen bei drückenden Kreditlasten, Reduzierung der monatlichen Mieten auf ein Viertel, monatlich ein Paket zum Verschicken an den Ehemann, Entschädigungszahlungen und zwei Wochen Urlaub nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft. Starb der Ehemann in dieser Zeit, erhielt die Witwe dieselben Leistungen wie nach dem Tod auf dem Schlachtfeld. Frauenarbeit außerhalb des Hauses passte nicht ins traditionelle Bild. Es wurde gewarnt vor Frauen- und Kinderprostitution, vor deutschen Vätern. Doch die Kosten der deutschen Besatzung verhinderten die geforderten Erhöhungen der Zahlungen an die Familien. Die vielen Klagen, zahlreichen Änderungsvorschläge und Gesetzesvorlagen, die eingebracht wurden, zeigten, dass es als Schande empfunden wurde, die Frauen und ihre Familien nicht angemessen versorgen zu können. Jacques Chevalier, Staatssekretär für Familie und Gesundheit, betonte: „Die Nation hat eine Schuld gegenüber den Familien der Kriegsgefangenen und diese Schuld ist noch nicht bezahlt [...]. Die Gemeinschaft trug die Verantwortung für die Familien während der Gefangenschaft des Familienoberhauptes und die Familien litten.“²⁸

Die Offiziere im Oflag VI A nutzten den ihnen zustehenden Sold nicht nur für den Eigenbedarf in der Kantine oder im Gemischtwarenladen des Lagers. Sie übernahmen die Patenschaft für verschiedene Stalags. Jeden Monat überwiesen sie 100.000 Francs an das C.E.P. (Hauptverwaltung der Lagerhilfsstellen). Das Geld wurde proportional zur Belegungsstärke der Stalags an deren Familien verteilt²⁹.

III.3 Die Association des anciens prisonniers de guerre de l'Oflag VI A

Kirchliche und private Hilfsorganisationen, *La Famille du Prisonnier*, *Le Commissariat général aux prisonniers de guerre rapatriés et aux familles de prisonniers de guerre CGPGR*, *le Centre d'entraide*, *le Commissariat général à la famille*, *La Fédération des associations de femmes de prisonniers* und viele andere sorgten sich auf unterschiedliche Weise um die Frauen und Familien der Kriegsgefangenen³⁰.

Noch im Krieg wurde von den ersten aus Soest heimgekehrten Offizieren die *Association des anciens prisonniers de guerre de l'Oflag VI A* ins Leben gerufen, zunächst von Hauptmann Charles Marais als „*Centre d'Entraide*“, dann als „*Amicale des prisonniers de l'Oflag VI A*“. Sie

28 Ebd., S. 82. „La nation a une dette envers les familles de prisonniers [...] et cette dette n'a pas encore été payée [...] Les familles étaient à la charge de la collectivité pendant la captivité de leurs chefs de famille et elles souffraient.“

29 Rogge (wie Anm. 2), S. 36.

30 Fishman (wie Anm. 6), S. 116ff.



Abb. 6: v. l.: Serge Avengas, Jean Cuene Grandidier, Marcel Guérin, Joseph de Chateaufieux, Guy Raclet Ehemalige Offiziere des Oflag VI A und Mitglieder der « Association des anciens prisonniers de guerre de l'Oflag VI A. Foto: Soester Anzeiger April 2005

wurde zur entscheidenden Zentrale in Paris, hier gab es Neuigkeiten, hier gab es Hilfe, hier kümmerte man sich um die Familien der Gefangenen³¹ (Abb. 6).

Neben der finanziellen und materiellen Unterstützung suchten die Frauen praktische Hilfen im Alltag: Frauen halfen Frauen. In der Gemeinschaft gewannen sie an Kraft und an Selbstbewusstsein: „Glücklicherweise haben sie sich gegenseitig geholfen. Wenn ihre Ehemänner hinter dem Stacheldraht [...] lernten in brüderlichem Geist zusammen zu leben, so haben auch die Frauen in Frankreich Gemeinschaftsgefühle entwickelt [...]. Durch die Einsamkeit merkten sie, dass es nötig war, Gleichgesinnte zu finden. Auf diese Weise sind die Freundschaftsvereinigungen, ihre gegenseitigen Hilfsdienste, ihre Zeitschriften und ihre Rundschreiben entstanden.“³²

Sie übernahmen für andere die Aufsicht der kleinen Kinder, begleiteten sie beim Arztbesuch, gaben untereinander Tipps für das Ausbessern oder Ändern der Kleidung, stellten Briefkontakte her, richteten zentrale Stellen ein für das Packen und Versenden der Pakete und vieles mehr³³. Hier

31 Bulletin 150, 1995, S. 11.

32 Deroy/Pineau (wie Anm. 4), S. 69. „Heureusement elles se sont serré les coudes. Si leurs époux, derrière leurs barbelés [...] se sont formé une âme fraternelle, les femmes en France se sont aussi retrouvé des sentiments communs [...] C'est la solitude qui leur a fait éprouver le besoin de rechercher leurs semblables. C'est ainsi que sont nées leurs associations, leurs services d'entraide, leurs journaux et leurs circulaires.“

33 Femmes d'Absents (wie Anm. 13), S. 18.

engagierte sich auch die Großmutter von Marie Mayer, sie half beim Roten Kreuz und leistete ihren Beitrag beim Sammeln und Zusammenstellen der Pakete³⁴. Es gab Schulungen und kulturelle Veranstaltungen, die man gemeinsam besuchte. Zeitschriften wurden herausgegeben, die dazu aufriefen, sich gesund, jung und schön zu halten. Gewissensbisse seien hier unangebracht, so ermutigte man die Frauen. Der heimkehrende Ehemann würde dafür dankbar sein³⁵.

Die Frauen der *Association des anciens prisonniers* waren kreative Organisationstalente³⁶. Mit regelmäßig stattfindenden Lotterien vor allem zur Weihnachtszeit stockten sie das schmale Budget der Hilfsorganisation auf. Sie engagierten sich bei den *Colonies de vacances*, den Ferienfreizeiten, die den Kindern an Leib und Seele gut taten. Sie stellten sicher, dass dabei die Unterkunft, Aufsicht und Versorgung für Kinder, deren Väter noch im Stalag oder Oflag waren, kostenlos zur Verfügung standen. Willkommen waren private Angebote einzelner Eltern, ein Kind zusätzlich mit in die Ferien zu nehmen, es auch länger bei sich zu beherbergen und gegebenenfalls zu Hause für den Unterricht zu sorgen. Zum Muttertag 1943 wurde eine Ausstellung angeregt mit Fotos und Malereien von Kindern. Anerkennung und moralische Hilfe waren wichtig im schwierigen Alltag.

Die *Association des anciens prisonniers* informierte in ihren *Bulletins* über die Möglichkeiten der juristischen Beratung, z. B. bei Unstimmigkeiten mit den *Allocations sociales*, den staatlichen Hilfszahlungen, sie lieferte Hinweise auf die Angebote einer medizinischen Versorgung im Krankheitsfall. Wiederholt wurde nach verlustreichen Bombardements ein Aufruf gestartet, um Spenden für ausgebombte Familien zu sammeln. Die *Association* bat um Marken, Wäsche, Kleidung, beispielsweise im *Bulletin* vom April 1944. Die Listen der in Not geratenen Familien wurden kontinuierlich aktualisiert.

Das Vermitteln von Arbeitsangeboten außerhalb des Hauses, um etwas Geld hinzu zu verdienen, wurde allerdings nicht überall begrüßt, in den *Bulletins* konnten die Frauen dazu keine Adressen finden. Es verstieß gegen das patriarchalische Familien- und Frauenbild. Hierin waren sich bei allen Differenzen und politisch-ideologischen Meinungsverschiedenheiten die Hilfsorganisationen weitgehend einig. Dennoch, so berichtete Fishman, konnten die meisten Frauen nicht nur von der finanziellen staatlichen Unterstützung leben. Sie arbeiteten außerhalb etwa in einer Wäscherei oder als Schneiderin. Zählt man die Frauen hinzu, die auf dem eigenen Hof arbeiteten oder in der eigenen Firma, so waren 80 % be-

34 Schriftliche Korrespondenz Mayer mit Burghardt (2019).

35 Femmes d'Absents (wie Anm. 13), S. 28.

36 Bulletins, 1943-1945, passim.

rufstätig. Im Vergleich dazu waren es Ende der 30er Jahre nur 30 %. „Es wäre undenkbar gewesen, dass so viele verheiratete Frauen oder Mütter außerhalb arbeiten gingen. Aber Krisenzeiten [...] konnten die Frauen dazu bringen, außerhalb zu arbeiten.“³⁷

III.4 Die Résistance

Aufzeichnungen über aktive Arbeit in der Résistance sind selten. Die Zeitzeugin Julia wehrte sich gegen die einseitige Betrachtung der Geschichte der Résistance:

„Im Augenblick wird viel von der Résistance gesprochen. Niemals spricht man von den Frauen der ehemaligen Kriegsgefangenen. Und doch, sie haben gekämpft. Sie hatten Probleme. Sie haben sie auf ihre Weise gelöst. Hier auf dem Lande und überall. Man musste die Stellung halten, Moral zeigen, die Kinder erziehen. Davon spricht man nicht mehr. Und doch haben wir den Haushalt in Ordnung gehalten und gewartet, dass ‚Er‘ zurückkommt.“³⁸

Einige Frauen folgten dem Engagement ihrer Ehemänner in der Résistance und übernahmen von Zeit zu Zeit entsprechende Aufgaben. Hierüber fehlen genauere Hinweise in den *Bulletins* der *Association*. Ein Beispiel kann Oberstleutnant Robert Tréhoust sein. Er wurde aus Krankheitsgründen vorzeitig aus der Gefangenschaft im Oflag entlassen und schloss sich in Ascq in der Nähe von Lille dem Widerstand an. Es ist davon auszugehen, dass seine Frau eingeweiht war und die Entscheidung ihres Mannes mittrug. Nach der Explosion eines Munitionszuges, bei der niemand zu Schaden gekommen war, wurde die gesamte männliche Bevölkerung des Ortes, unter ihnen Robert Tréhoust, von den Deutschen erschossen. In der Trauerrede zum Tod seiner Mutter 2011 sprach der Sohn voller Emotionen über sie und ihr gemeinsames Schicksal: Sie hat nie wieder geheiratet. Die Kinder sollten den Vater in lebendiger Erinnerung behalten. Sie tat alles, um ihren Kindern trotz des Schmerzes, den Ehemann auf so grausame Weise verloren zu haben, eine unbeschwerte Kindheit und Jugend zu ermöglichen. Als Christin konnte sie den deutschen Soldaten verzeihen, sie hat das Gesuch für die Aufhebung der Todesstrafe unterzeichnet. Dass

37 Fishman (wie Anm. 6), S. 94. „[...] il eût été impensable que tant de femmes mariées ou de mères de familles, aillent travailler en dehors de chez elles. Mais en période de crise [...] les femmes pouvaient être amenées à travailler à l'extérieur.“

38 Deroy/Pineau (wie Anm. 4), S. 11. „En ce moment on parle beaucoup de la Résistance. On ne parle jamais des femmes des anciens P.G. Et pourtant, elles ont lutté. Elles avaient des problèmes. Elles les ont résolus à leur façon. Dans ma campagne et partout, il fallait tenir le coup, ouais, avoir le moral et élever les gosses. On n'en parle plus de tout ça. Pourtant, nous avons gardé le foyer intact et nous avons attendu qu' il revienne.“



Abb. 7: Widmung an der Fassade des Blocks I. Foto: Privat

die Soldaten aber ihr Leben nicht bis zum Ende im Gefängnis verbringen mussten, das konnte und wollte sie nicht verstehen³⁹.

Nach dem Einzug der belgischen Armee in die Kaserne des ehemaligen Oflag VI A erhielten auf Initiative des ersten belgischen Kommandanten Oberst Bouhon die Mannschaftsblocks Namensschilder mit der Regimentszugehörigkeit, den Lebensdaten der französischen Kriegsgefangenen und dem Satz: MORT POUR LA FRANCE. Der Block I erinnerte an Robert Tréhoust (Abb. 7).

Von besonderer Wichtigkeit für das ganze Oflag VI A wurden die Pakete, mit denen die Frauen nach und nach alle nötigen abmontierten Teile von Rundfunkempfängern nach Soest ins Lager schmuggelten. Unter den Kameraden gab es Ingenieure, die alles heimlich wieder zusammensetzten. Zweimal am Tag konnte mit Hilfe der Radionachrichten ein geheimes Informationsbulletin herausgegeben werden. Die Gefangenen waren somit ab 1942 über die aktuelle Kriegslage informiert, wie der Zeitzeuge Leutnant Marcel Gaucher stolz erzählte⁴⁰.

IV. Einsamkeit

Wenn am Abend die Arbeit getan war und die Kinder schliefen, spürten die Frauen ihre Einsamkeit besonders intensiv. Viele wurden durch den Glauben und ihr Gebet durch die schwere Zeit getragen. Das Tagebuch wurde zum zuverlässigen Freund, dem man alles anvertraute, wenn sonst niemand da war, mit dem man die Sorgen und Kümernisse teilen konnte. Die Briefe ihrer Ehemänner, die die Frauen aus dem Oflag erreichten, wurden wieder und wieder gelesen. Es lastete schwer auf den Ehefrauen und Müttern, dass sie die Verantwortung für den eigenen Betrieb, für den

39 Carine Bausière. In: <https://villeneuve-d-ascq.maville.com/actu/actudet>. Aufgerufen 10.10.2019.

40 Zeitzeugenbericht Gaucher (1994), Archiv GFK SOEST. Eingesehen 2018.



Abb. 8 : « En attendant qu'il revienne. Foto: « Femmes d'Absents »

Bauernhof, für die Familie ganz alleine tragen mussten (Abb. 8).

Für die Erziehung der Kinder fehlte vielen die Autorität des strengen Vaters. Oft fühlte sich die Mutter schwach und unsicher, wenn es Schwierigkeiten in der Schule oder mit Freundinnen und Freunden gab und sie den Wünschen und Forderungen der Heranwachsenden Grenzen setzen musste.

„Ich bräuchte ihn so sehr, um meine Aufgabe als Mutter gut erfüllen zu können. Wie oft rufe ich die Erinnerung an ihn wach zu meiner Hilfe“, klagte eine überforderte, ängstliche Mutter⁴¹.

Erleichtert und dankbar waren die Frauen, wenn der Ehemann bei seiner Rückkehr die Kinder zufrieden in die Arme schließen konnte.

Odile Villeroy de Galhau beschrieb es als große Herausforderung für ihre Mutter, als diese nach der Geburt der dritten Tochter mit den Kindern allein dastand. Zum Glück wurde Leutnant de Calan bereits 1941 vorzeitig entlassen.



Abb. 9: Leutnant Maurice Vantelot († 10. 6. 1942). Foto: GFK Soest

Bis dahin fand die Mutter bei ihrem Engagement in der Kirchengemeinde Trost und Ablenkung⁴².

Unvorstellbar musste die Verzweiflung sein, wenn es klar wurde, dass die Trennung und die Einsamkeit endgültig waren, ein Albtraum, wenn die Frau die Nachricht vom Tod ihres Ehemannes verkraften sollte. Ein entsetzliches Beispiel für viele war der Tod von Leutnant Maurice Vantelot am 10. Juni 1942 (Abb. 9). Der junge Vater zweier kleiner Kinder wurde ohne Warnung bei einem Fluchtversuch von hinten erschossen. Die Witwe hat diesen Schicksalsschlag nie verwinden können. Bei einem Besuch der Töch-

41 Femmes d'Absents (wie Anm. 13), S. 12. „J'aurais tant besoin de lui pour mener à bien ma tâche de maman. Combien de fois j'appelle ses souvenirs à mon aide.“

42 Schriftliche Korrespondenz Villeroy de Galhau mit Burghardt (2019).

ter Vantelots, Claude Perrez und Françoise Dessertenne, im Juni 2002 in Soest erklärten sie, dass die Mutter zeitlebens die Uniform des Vaters auf dem Ehebett liegen ließ. Sie wussten nur wenig darüber, wie ihr Vater im Krieg gestorben war. „Darüber haben wir in der Familie nicht viel gesprochen.“⁴³ Manches haben die Geschwister erst hier in Soest gesehen und erfahren.

Sehr diskret äußerten sich die Befragten zu ihren sexuellen Entbehrungen. Alle Unternehmungen, die Entspannung und Ablenkung in den Alltag brachten, wurden von der Umgebung registriert und kritisch beobachtet. Misstrauisch verfolgte man das Verhalten der Frau und Mutter, auf deren Bauernhof Maschinen und Fahrzeuge requiriert waren und die auf Anforderung Fahrten und Aufträge für die deutschen Soldaten oder auch zusammen mit ihnen zu erledigen hatte. Das Auftragen von Lippenstift konnte in Verruf bringen. Schnell hieß es: „Die hat einen anderen gefunden!“ Es kam vor, dass Schwiegereltern dem Sohn ihr Misstrauen gegenüber der Schwiegertochter in ihren Briefen mitteilten. Es gab Angst in der Heimat ebenso wie in der Gefangenschaft: Werde ich noch erwartet?



Im Lager wurde über Eheprobleme nicht gesprochen. Das machte man mit sich alleine aus. In Blancpains⁴⁴ humorvoller Beschreibung der unterschiedlichen Facetten des Lagerlebens, der Aktivitäten im Oflag und der verschiedenen Charaktere der gefangenen Offiziere sucht man Hinweise zu diesem Thema ebenso vergebens wie in den Erinnerungen der zahlreichen *Bulletins* der *Association*. Auch die im Archiv der GFK Soest vorhandenen Briefwechsel der Kriegsgefangenen mit ihren Ehefrauen enthalten dazu keinerlei Andeutungen.

Die Zeitzeugin Marie-Thérèse gestand Deroy und Pineau: „Alle waren leider nicht vorbildlich [...] Madame Y. ertrug die Einsamkeit nicht. Obwohl sie zwei Töchter hatte. Aber der Mangel an sexuellen Kontakten war ihr unerträglich [...]. Schwanger geworden, bekam sie einen Sohn. Der

43 Bulletin 165, o. S.

44 GFK Soest (Hrsg.): Oflag VI A. Erzählt von Marc Blancpain. Aus leidvoller Erfahrung der O.P.G. Sonderdruck, o. J.

Ehemann, in Kriegsgefangenschaft, reagierte völlig unerwartet: „Ich bin glücklich, dass ich einen Sohn habe.“ Nach seiner Rückkehr erkannte er ihn an und wurde ein vorbildlicher Vater.⁴⁵ Ein außergewöhnlicher Fall.

Edith E. wusste von einem Jungen zu berichten, der bei der Großmutter aufwachsen musste. Erst sehr spät hat er erfahren, warum⁴⁶. In einer anderen Familie wollten die Geschwister dem heimkehrenden Vater eine kleine Schwester als Überraschung schenken und legten deshalb, so wie man es den Kindern immer erzählte, Zucker auf die Fensterbank für den Storch. Die Mutter hielt sie irritiert zurück und erklärte, dass der Papa keine Überraschungen mehr mochte⁴⁷.

Francis Boulouart war selbst ein „enfant de la guerre“, ein Besatzungs-Kind, der Sohn der verheirateten Georgette und eines Soldaten der deutschen Wehrmacht⁴⁸. Seiner Mutter blieb die Demütigung des Kahlscherens erspart, sie umsorgte ihren Sohn liebevoll und gab ihn nicht zur Adoption frei. Aber ihn schmerzte die Verachtung in den Blicken seiner Umgebung, die ihn trafen, den blonden Jungen mit den blauen Augen. Als der Ehemann seiner Mutter aus der Gefangenschaft zurück nach Calais kam, reichte er umgehend die Scheidung ein. Georgette sah den deutschen Soldaten Willi K. nie wieder, er kehrte nach einigen Monaten in den Schwarzwald zurück und heiratete dort seine Verlobte. Viele Jahre empfand Francis seine Herkunft als Schande. Nach und nach erzählte ihm die Mutter von seinem deutschen Vater. Andere Frauen litten ihr Leben lang und gaben ihr Geheimnis erst auf dem Sterbebett preis. Mit 63 machte sich Boulouart auf den Weg und suchte seine deutschen Wurzeln. Er erfuhr, dass er kein Einzelschicksal hatte, sondern dass es zwischen 1940-1945 etwa 200.000 Kinder gegeben hatte, die aus einer solchen deutsch-französischen Verbindung entstanden waren. Boulouart wurde engagiertes Mitglied von ANEG und leistet heute Aufklärungsarbeit zum Schicksal und zur Geschichte deutsch-französischer Besatzerkinder.

Eheliche Untreue bei Männern und Frauen wurde gesellschaftlich durchaus unterschiedlich beurteilt und verurteilt. Die Maßstäbe, die für die oftmals idealisierte *Femme au Foyer*, die Ehefrau und Mutter am heimischen Herd galten, waren dabei erheblich strenger angelegt. Strafandrohungen unterschieden: 16 FF oder 15 Tage Gefängnis auf Bewährung für einen

45 Deroy/Pineau (wie Anm. 4), S. 28. „Toutes, hélas, ne furent pas exemplaires [...] Madame Y. ne supportait pas la solitude. Pourtant, elle avait deux filles, mais le manque de relations sexuelles lui était insupportable [...] Enceinte, elle donna naissance à un garçon. Le mari, en captivité, réagit d'une façon tout à fait inattendue: 'Je suis heureux d'avoir un fils.' Il reconnut l'enfant à son retour et fut un père exemplaire.”

46 Gespräch mit der Zeitzeugin Edith E. (2019).

47 Deroy/Pineau (wie Anm. 4), S. 45.

48 Schriftliche Korrespondenz Boulouart mit Burghardt (2019).

verurteilten Mann, auf die Frau konnten neben der gesellschaftlichen Ächtung eine Strafe von 25.000 FF und bis zu drei Jahre Gefängnis zukommen. Ehebruch mit einem deutschen Liebhaber wurde der Kollaboration gleichgestellt⁴⁹. Nach der Befreiung Frankreichs wurden 1944/45 ca. 20.000 Französisinnen durch das grausame Zeremoniell des Kahlscherens an den Pranger gestellt.

„Die Racheaktionen galten Frauen, denen ‚horizontale Kollaboration‘ vorgeworfen wurde. Frauen, die sich mit Wehrmachtssoldaten eingelassen hatten - angeblich. Denn die Aktionen trafen auch diejenigen, die für die Besatzer beispielsweise nur geputzt oder etwas übersetzt hatten. Der Kontakt hatte ihnen Vorteile gebracht und den Neid darüber bekamen die Frauen im Nachhinein zu spüren. Sie wurden bei Razzien festgenommen und im Schnellverfahren verurteilt, dann öffentlich geschoren und durch den Ort getrieben. Die ‚Verräterinnen‘ wurden zu Sündenböcken, auf denen die Schuld der Kollaboration abgeladen wurde.“⁵⁰

V. Verbindung halten

In Verbindung blieben die Frauen mit ihren Männern durch ihre Briefe, Päckchen und Pakete. Fotos erinnerten an die Lieben daheim und zeigten, wie groß die Kinder in der Zwischenzeit geworden waren (Abb. 10).



Abb. 10: Kinder der Familie Cros. Foto: GFK Soest

49 Fishman (wie Anm. 6), S. 176ff.

50 <https://zwischenbetrachtung.de/2018/06/18/kahlscheren-zur-demuetigung/> Aufgerufen am 18.10.2019.



Abb. 11: Lucienne und Fernand Pennel. Foto: Privat

Der Briefverkehr und die Paketsendungen wurden detailliert reglementiert und zensiert, Fräulein Kühlich und Fräulein Schneider übernahmen als Briefprüferinnen im Oflag VI A diese nicht immer leichte Aufgabe, durch die sie teilweise sehr vertrauliche Informationen übersetzen mussten⁵¹.

Madeleine Cros beklagte in einem ihrer Briefe⁵², dass sie auf den wenigen vorgegebenen Zeilen nicht so offen über ihre Liebe schreiben konnte, wie sie es auf dem Herzen hatte. Ihr geliebter Ehemann musste zwischen den Zeilen lesen. Sie zeigte sich besorgt über seinen Gesundheitszustand, hoffte, dass die Pakete bald ankämen. Nach der Rückkehr würde sie ihm die seiner Diät entsprechenden Mahlzeiten zubereiten und das Glück ihres Wiedersehens könnte zusätzlich eine bemerkenswert heilsame Wirkung zeigen. Über ihre eigenen Nöte und Ängste schrieb sie nichts.

Die Ehefrauen hofften sehnsüchtig auf die nächste Postlieferung. Pierre Cros hatte seiner Frau am 7. Juli eine Karte und am 8. Juli einen langen Brief geschrieben. Briefe konnten mehr vom Leben in der Gefangenschaft erzählen als kurze Postkarten. Im Oflag durften die Gefangenen pro Monat vier Postkarten und drei Briefe schreiben auf speziellen Briefbögen, gut leserlich, auf den vorgezeichneten Linien, ohne Punkte (Verhinderung möglicher Morsezeichen!). Alle zwei Monate konnten die Familien ein

⁵¹ Rogge (wie Anm. 2), S. 39.

⁵² Archiv GFK Soest. Eingesehen 2018.



Paket bis zu 5 kg und jeden Monat ein Päckchen bis zu 1000 g verschicken. Für Pakete waren spezielle farbige Aufkleber zur Kennzeichnung des Inhalts erforderlich (blau für Lebensmittel, rot für Bekleidung).

Fernand Pennel war im Oflag mit kleineren Reparaturarbeiten beauftragt: Werkzeuge, Küchengeräte, Fahrräder usw. Manchmal wurde er auch von den deutschen Wachsoldaten um Hilfe gebeten. Als Dankeschön besorgten sie ihm alles, was er brauchte, um jeden Tag einen Brief in die Heimat an seine geliebte Frau schicken zu können (Abb. 11)⁵³.

Mit großem Einfallsreichtum entwickelten die Frauen einen Geheimcode, den nur ihre Männer verstanden, und umgingen die Zensur. Geheime Nachrichten oder verbotene Waren wurden im Brot und im Kuchen eingebacken oder bildeten den „doppelten“ Boden im Marmeladenglas. Sehr begehrt waren haltbare, unverderbliche Sachen wie Wurstkonserven oder Reis und Nudeln, die den schmalen Speiseplan mit seinen ungeliebten Kartoffeln und Rüben ergänzten und aufbesserten, ebenso Wäsche, Seife, Tabakwaren. Für Bücher gab es eine Indexliste zu beachten⁵⁴.

Über ein außergewöhnliches Paket konnte sich die Mutter von Guillaume Gillet freuen. Aus seinem Kreuzwegzyklus, den er im Oflag gemalt hatte, schickte ihr der Sohn die Station des auferstandenen Christus, das Symbol der Hoffnung. Sie ließ das Bild in ihrem Schlafzimmer aufhängen und fühlte sich dort ihrem Sohn auf diese Weise besonders nahe⁵⁵.

Leutnant Albert Lalanne fertigte im Oflag niedliche kleine Holzschuhe an, ein Weihnachtsgeschenk für seine Tochter Clothilde in der Ferne. Als diese zusammen mit ihrem Bruder 70 Jahre später im Juni 2017 Soest besuchte, standen sie gerührt vor der Vitrine im Museum der Gedenkstätte: Die Holzschühchen hatten den Weg zurück nach Soest gefunden und bereicherten als Leihgaben die Ausstellung. Für beide war es ein bewegendes Augenblick (Abb. 12)⁵⁶.



Abb. 12: Holzschühchen. Foto: GFK Soest

VI. Wiedersehen nach fünf langen Jahren

Die Zukunft war und blieb ungewiss. In Paris wurde die *Association des anciens prisonniers* zum Treffpunkt für vorzeitig Heimgekehrte. Sie lie-

⁵³ Schriftliche Korrespondenz Pennel mit Burghardt (2019).

⁵⁴ Rogge (wie Anm. 2), S. 37.

⁵⁵ Information Köster (2019).

⁵⁶ Astrid Gunnemann: Wichtiger Ort für den Frieden. In: Soester Anzeiger 10.06.2017.

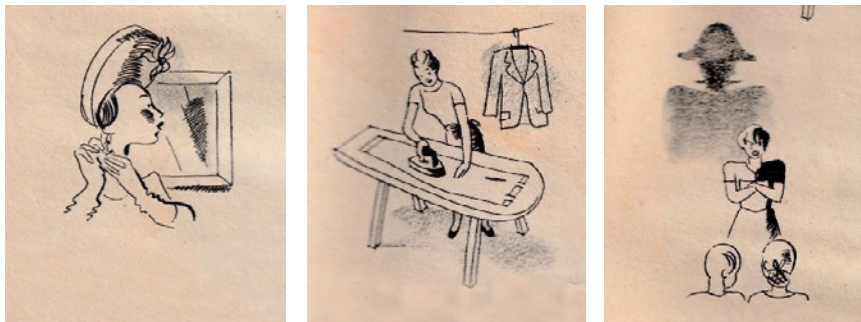


Abb. 13: « *Simple conseils* ». Foto: « *Femmes d'Absents* »

ferten wichtige Informationen aus dem Lager in Soest und ihre Ankunft wurde immer ungeduldig erwartet.

Das Leben der Frauen und ihrer Familien hatte sich ganz auf den Tag des Wiedersehens auszurichten. Die einfachen Ratschläge in den „*Femmes d'Absents*“ zeigten deutlich, was von ihnen erwartet wurde⁵⁷: Halten Sie sich gesund, gepflegt, fröhlich! Sie dürfen weder sich selbst noch den Haushalt oder die Wohnung vernachlässigen. Lassen Sie alles weitgehend so bestehen, wie es vor der Gefangenschaft war. Nur so wird sich der Ehemann nicht fremd fühlen bei seiner Heimkehr (Abb.13).

Vor den Kindern sollte möglichst oft von ihm gesprochen werden, damit er der geliebte Papa blieb und nicht zum Monsieur wurde, den sie gar nicht mehr kannten. Auf vielfältige Weise konnte die Erinnerung an den Vater wach gehalten werden. Sein Foto stand auf der Kommode, sein Platz bei den Mahlzeiten blieb frei für ihn. Die Kinder halfen beim Packen der Pakete. Sie verzichteten, um dem Vater etwas Schokolade schicken zu können.

Als selbstverständlich galt, dass der Ehemann seine Verantwortlichkeiten und Aufgaben und damit seine Stellung als Familienoberhaupt, als „*Chef de la famille*“, wieder aufnehmen würde. In den Briefen an den Ehemann sollte man deshalb mit viel Fingerspitzengefühl über das Leben zu Hause schreiben und auf eventuelle Veränderungen vorbereiten. Es war wichtig, dass die Ehefrau Verständnis zeigte für die Schwierigkeiten, die es dem Ehemann nach der Rückkehr vielleicht bereitete, sich wieder in das Ehe- und Familienleben zu integrieren. Sie sollte geduldig und zurückhaltend bleiben, auch wenn sie sicher war, dass der Mann Unrecht hatte. Die Liebe Christi zu seiner Kirche konnte christlichen Eheleuten als Vorbild dienen⁵⁸.

⁵⁷ *Femmes d'Absents* (wie Anm. 13), S. 28f.

⁵⁸ Ebd., S. 28f.

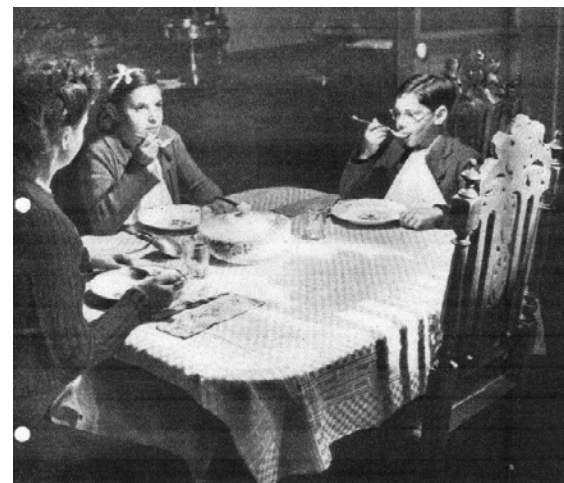


Abb. 14 : « *Sa place est gardée* ». Foto: « *Femmes d'Absents* »

die Frauen allein die Kinder erzogen, den Hof bewirtschaftet, den Handwerksbetrieb, das Unternehmen geführt. Jetzt war dafür wieder der Ehemann zuständig als „*Chef de la famille*“. Das ging nicht in allen Fällen ohne Spannungen und Verletzungen. Nicht jede Frau war dazu bereit.

Eine grausame Erfahrung war es, wenn das vierjährige Kind, das seinen Vater erst nach dessen Rückkehr zum ersten Mal sah, zur Mutter sagte: „Sag mal, Mama, wird er denn nicht bald wieder gehen, der Mann?“⁵⁹

Die Zeitzeugin Marie-Thérèse erzählte die Geschichte von Madame I. und ihrer Tochter Frédérique, die drei war, als der Vater in Gefangenschaft



Abb. 15 « *Simple conseils* ». Foto : « *Femmes d'Absents* »

⁵⁹ Ebd., S. 22. „Dis, maman, il ne va pas s'en aller bientôt, le monsieur?“

geriet. Als der Vater zurückkam, weigerte sich das Mädchen, das bis dahin der Mittelpunkt der Familie gewesen war, die Mutter nun wieder mit dem Vater zu teilen und ihn am Familienleben teilhaben zu lassen. Er wurde als Eindringling abgelehnt. Der Vater seinerseits verstand seine Tochter nicht. Sie verließ die Familie, sobald es für sie möglich wurde⁶⁰.

Fishman verglich die Scheidungszahlen vor und nach dem Krieg. 1945 schnellten sie in die Höhe, danach nahmen sie bis 1951 kontinuierlich ab. Fishman hielt sich mit ihrer Interpretation der Zahlen zurück⁶¹. Sicher war für sie, dass die Rückkehr in das zivile Leben nicht leicht war (Abb. 15).

Die wirtschaftliche Situation hatte sich in Frankreich durch die steigende Inflation für alle verschlechtert, die Lage vieler Familien war angespannt. Wie belastend musste es für den Künstler Gillet gewesen sein, als er aus finanziellen Gründen gezwungen war, sich von einigen seiner Bilder zu trennen⁶². Der berufliche Wiedereinstieg der Heimkehrer gelang nicht immer sofort und problemlos. Arbeitslosigkeit drohte. Pennel zog mit seiner Frau nach der Befreiung nach Roubaix, suchte und fand Arbeit und belegte Abendkurse, um Ingenieur werden zu können⁶³.

Durand zeigte in seiner Geschichte der französischen Kriegsgefangenen, dass es neben der Wiedersehensfreude auch Dramen und Probleme gegeben hat⁶⁴. Von den von ihm befragten 1.801 ehemaligen Gefangenen hatten 13% ein Kind während der Gefangenschaft verloren, etwa 5% sahen ihr Kind zum ersten Mal, bei 15% war die Ehefrau in der Zwischenzeit verstorben, knapp 2% waren von ihrer Ehefrau verlassen worden, etwa 6% der Ehen wurden nach ihrer Rückkehr geschieden, etwa 9% hatten Schwierigkeiten mit der beruflichen Wiedereingliederung.

Das bewegende Tagebuch der Laure⁶⁵, das Deroy und Pineau in Auszügen für die Jahre 1940-1945 veröffentlichten, zeigte am Ende nicht mehr die großen Emotionen des Anfangs. Es klang nüchtern, vielleicht sogar enttäuscht. Laure unterbrach das Schreiben 1945 und setzte es 1951 kurz fort. Das Miteinander der Eheleute hatte sich verändert. Die alltäglichen Meinungsverschiedenheiten waren bedrückend und hatten nichts mehr zu tun mit den großen gemeinsamen Zielen von früher.

Nicht nur die gewachsene Selbstständigkeit der Ehefrau spielte eine wichtige Rolle, es konnte mancherlei Gründe für die Entfremdung zwi-

60 Deroy/Pineau (wie Anm. 4), S. 45.

61 Fishman (wie Anm. 6), S. 205ff.

62 Information Köster (2019).

63 Schriftliche Korrespondenz Pennel mit Burghardt (2019).

64 Yves Durand: La captivité. Histoire des prisonniers de guerre français 1939-1945. Paris 1982, S. 519f.

65 Deroy/Pineau (wie Anm. 4), S. 49ff.



Abb. 16 : Au Bourget à Paris « ... nos femmes, nos enfants ». Foto: GFK Soest

schen den Eheleuten geben. Die Kriegsgefangenen mussten die Erinnerungen an ihre Kriegserlebnisse verarbeiten.

Gillet, so berichtete seine Ehefrau 2000 bei ihrem Besuch in Soest, hat mit seiner Familie kaum über die Zeit seiner Kriegsgefangenschaft gesprochen. „Dieses Kapitel seines Lebens war für ihn abgeschlossen. Nie hat er den Wunsch geäußert, sein in Soest verbliebenes Werk noch einmal zu sehen.“⁶⁶ Für Hervé Pennel und seine Geschwister waren Krieg und Kriegsgefangenschaft des Vaters kein Tabu, aber auch in ihrer Familie sprach man nur selten darüber⁶⁷.

Die ehemaligen Kriegsgefangenen hatten sich verändert, selbst wenn sie nur kurz und nicht bis zur Befreiung im April 1945 im Oflag bleiben mussten. Odile Villeroy de Galhau war noch ein kleines Mädchen, als der Vater schon nach wenigen Monaten wieder nach Hause durfte. Dennoch, erinnerte sie sich, waren das Wiedersehen und der Neuanfang in ihrer Familie durch das Erlebte belastet gewesen⁶⁸.

Als der Vater von Marie Mayer aus der Kriegsgefangenschaft zurückkam, war er durch die Jahre in Unfreiheit für immer gezeichnet. Auch die

66 GFK Soest (Hrsg.): Guillaume Gillet. Architekt – Maler – Literat. Soest 2000, S. 13.

67 Schriftliche Korrespondenz Pennel mit Burghardt (2019).

68 Schriftliche Korrespondenz Villeroy de Galhau mit Burghardt (2019).

Großmutter brauchte viel Zeit, um sich von dem Alptraum zu erholen⁶⁹.

Die Ankunft in der Heimat brachte Enttäuschungen mit sich, nicht nur in der Familie. Die französische Gesellschaft schenkte den Heimgekehrten nicht die Anerkennung, die sie erwartet hatten (Abb. 16)⁷⁰. Sie mussten sich verteidigen gegen die Vorwürfe, ihre Zeit im Oflag wäre wie ein Leben im Schloss gewesen, „*la vie de château*“⁷¹. Sie waren empört über die Kritik an ihrem Verhalten im Krieg, über den „*Mépris d'un académicien*“, die abwertenden Artikel in der Presse. Raymond Gangloff, Kriegsgefangener in Münster und später in Soest, betonte: „*Sans gloire, mais non pas sans honneur*“, ohne Ruhm und Heldentaten, aber nicht ehrlos wären sie zurückgekommen. Die Ehefrauen der ehemaligen Offiziere verstanden und unterstützten bei den Treffen zum Tag des Oflag, dass ihre Ehemänner sich wehrten, dass sie Wertschätzung verlangten⁷².

Insgesamt verlief die Entwicklung für die Offiziere aus dem Oflag VI A und auch für ihre Frauen und Familien im Laufe der Nachkriegszeit durchaus positiv. Die Heimkehrer kamen mehr und mehr in der französischen Gesellschaft an, viele machten Karriere in der Wirtschaft, in der Wissenschaft, in der Politik. Gillet erlangte als Architekt privater, staatlicher und sakraler Bauwerke Weltruhm, er war Maler und Literat, gehörte der *Académie des Beaux Arts* in Paris an, zweimal wurde er zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Ein weiteres Beispiel von vielen war de Calan, von dem am 27. Januar 1993 in der Kirche La Madeleine in Paris eine riesige Trauergemeinde Abschied nahm. Das *Bulletin* 146 übermittelte den Mitgliedern der *Association* einen Nachruf, der die lange Liste seiner Verdienste, Veröffentlichungen und Ehrungen enthielt, mit dem Orden als *Officier de la Légion d'Honneur*, der ranghöchsten Auszeichnung Frankreichs, an der Spitze⁷³. Viele der ehemaligen Oflag Offiziere konnten herausragende Positionen erreichen und hohen Respekt und große Anerkennung gewinnen. Sie blickten ohne Groll auf ihre Gefangenschaft in Soest zurück. Rose Gillet wusste von ihrem Ehemann: „Was ihm aus dieser Zeit blieb und was ihm teuer war, waren die Freundschaften. Die Bande, die in der Gefangenschaft geknüpft wurden, dauerten ein Leben lang.“⁷⁴

69 Schriftliche Korrespondenz Mayer mit Burghardt (2019).

70 Durand (wie Anm. 64), S. 521f.

71 Rogge (wie Anm. 2), S. 44.

72 Bulletin 150, S. 17, und 151, S. 6.

73 Bulletin 146, S. 1f.

74 GFK Soest (wie nm. 66), S. 13.

VII. Blick in die Zukunft

Auch nach der Rückkehr ihrer Ehemänner aus der Gefangenschaft waren und blieben die Frauen eine wichtige Säule im Leben der *Association des anciens prisonniers*. 1995 gab es noch 150 Mitglieder, darunter 30 Ehefrauen und Töchter, am 31. Dezember 2000 waren es 55 ehemalige Kriegsgefangene, 45 Ehefrauen, Witwen und Kinder⁷⁵. Nie wurden die Frauen bei den Einladungen des Vereins vergessen. Sie wurden gebraucht als Schreibkräfte bei der Herausgabe der *Bulletins*, sie waren unverzichtbar bei der Organisation des Vereinslebens. ihnen gebührte der Dank bei der Zusammenstellung der jährlichen Tombola, bei der Vorbereitung des Freundschaftssessens an den Tagen des OFLAG, bei der Planung der gemeinsamen Pilgerfahrten nach Lourdes. Ihre Leistungen während des Krieges wurden immer stärker anerkannt.

Das gesellschaftliche Rollenbild schien sich allerdings nur langsam zu wandeln. Von den Frauen, die fünf lange Jahre die Aufgaben ihrer Männer unter schwierigsten Bedingungen erfüllt hatten, waren nicht mehr alle bereit, an den heimischen Herd zurückzukehren und den *Chef de la famille* uneingeschränkt in seiner alten Position anzuerkennen. In den zusammenfassenden Bemerkungen am Ende ihrer Dokumentation erklärte Deroy voller Emotionen mit Blick auf die Töchter und Enkelinnen:

„Bei der Rückkehr der P. G. haben sie ihre Blicke zurück auf die Keimzelle der Familie, den heimischen Herd, gewandt. Sie haben sich gebeugt [...]. ‚Unverzichtbar‘, ja, das war die Frau seit jeher [...] aber gesellschaftlich beachtet und geehrt als produktiv? Nie. [...] einmal im normalen Leben wieder angekommen, haben wir es vernachlässigt, eine gewisse kraftvolle Initiative zu erhalten [...]. Wir haben oft eine passive Haltung gegenüber dem ‚*Chef de famille*‘ eingenommen, stärker als es erforderlich war. Man muss sagen, man hatte uns gut konditioniert.“⁷⁶

Es lässt sich nur vermuten, dass dieses scharfe Urteil auch auf die Mehrzahl der Frauen der Kriegsgefangenen aus dem Oflag in Soest zutraf. So gut wie nie wurde in einem Nachruf in den *Bulletins* auf die eigene Lebensleistung der verstorbenen Ehefrau in ihrer beruflichen Laufbahn, in der Wissenschaft, im kulturellen Bereich oder auf ihr gesellschaftspoliti-

75 Bulletin 152, S. 7, und 162, o. S.

76 Deroy/Pineau (wie Anm. 4), S. 70. „Au retour des P.G. elles ont retourné leurs regards vers la cellule familiale, le foyer. Elles s'y sont pliées [...] 'Indispensable', oui, la femme le fut depuis toujours [...] Mais considérée socialement et honorée comme productrice? Jamais [...] une fois la vie normale retrouvée nous avons négligé de conserver un certain pouvoir d'initiative [...] Nous avons souvent repris une attitude passive devant le 'chef de famille', plus qu'il n'était nécessaire. Il faut dire qu'on nous avait bien conditionnées.“

sches Engagement hingewiesen. Madame Desvernois wurde nach ihrem Tod 1999 gewürdigt: „Wie viele unserer Ehefrauen war sie eine wirkungsvolle Mitarbeiterin ihres Ehemannes.“⁷⁷ Madame Andrée d'Hoop stellte mit ihrer universitären Karriere eine große Ausnahme dar. In dieses Bild passt auch die Tatsache, dass die Ehefrauen bereit waren, nicht nur den Familiennamen, sondern auch den Vornamen des Ehemannes anzunehmen. So schrieb der Gefangene Paul Lefèvre vom Zimmer 58 im Block III an seine Ehefrau „Madame Paul Lefèvre“, Pierre Cros erhielt einen Brief von „Madame Pierre Cros“⁷⁸. Eine Gepflogenheit, die es bis in die Gegenwart geschafft hat.

Fishman stellte in ihren Schlussbetrachtungen fest, dass die gewaltigen Veränderungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erst die Generation der Kinder und Enkel der Ehefrauen der Kriegsgefangenen erreichen würden.

VIII. Die Gemeinschaft des Leidens - eine Botschaft an die Frauen in Deutschland

Am 23. Dezember 1947 konnten die Hörer über den französischen Rundfunk in Baden eine bemerkenswerte Weihnachtsansprache verfolgen. Hélène de Suzannet wandte sich in deutscher Sprache an die deutschen Frauen⁷⁹. Suzannet war Witwe, ihr Ehemann war deportiert worden. Sie selbst hatte sich in der Résistance engagiert. Lange war sie deshalb inhaftiert gewesen und musste in dieser Zeit auch Folterungen ertragen. Einer ihrer Söhne fiel am Ende des Krieges als Soldat. Nach der Befreiung blieb sie politisch aktiv und setzte sich schon bald für die deutsch-französische Versöhnung ein.

Ihrer Ansprache gab sie den Titel „Gemeinschaft des Leidens“. Ohne jeden Hass, ohne pauschale Schuldzuweisungen an die Deutschen erinnerte sie an die grausamen Verluste in beiden Ländern. Deutsche und französische Frauen hatten dieselben Ängste ausgestanden. Sie empfand es als Pflicht, gegen den allgemeinen Hang anzukämpfen, nur das eigene Leid zu sehen und das des Nachbarn zu vernachlässigen. Nur so würde es zu einer Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich kommen. Diese Verständigung, davon war sie überzeugt, war nötig zum Wohle der beiden Länder und zum Wohle Europas. Die Frauen, so betonte sie, hatten die Aufgabe, die Menschen in ihrer Umgebung zu mehr Mut, mehr

⁷⁷ Bulletin 160, S. 5. „Comme beaucoup de nos épouses, elle fut une efficace collaboratrice de son mari.“

⁷⁸ Briefe aus dem Archiv der GFK Soest. Eingesehen 2018.

⁷⁹ Dokumente/Documents, 2/48. Lohmar, S. 94ff.

Generosität und mehr Einsicht anzuhalten. Ein besonderer Gruß und ihre größte Hochachtung galten den deutschen Frauen, die wie sie selbst dem Widerstand angehört hatten. Am Ende ihrer Ansprache nahm sie Bezug auf die Weihnachtsbotschaft: „Jetzt läuten die Friedensglocken der Weihnacht [...]. Christus hat uns gelehrt: ‚Liebet einander!‘ In dieser Stunde bringt Ihnen eine französische Frau der Widerstandsbewegung, die schon in der Kindheit während des ersten Weltkrieges und noch mehr während des zweiten viel durch Deutschland zu leiden gehabt hat, eine Botschaft



Abb. 17: Deutsch-französische Begegnung. Foto: Soester Anzeiger, Oktober 2014

gegenseitigen Verstehens, eine Botschaft des Mitgefühls [...]. Bedenken wir, daß [sic] unser aller größter Feind der Haß [sic] ist.“⁸⁰

Die leidenschaftlichen Appelle von Hélène de Suzannet so kurz nach dem Ende des zweiten Weltkrieges waren mutig und visionär. Sie wurden nicht von allen geteilt oder verstanden. Es wurde ihr vorgeworfen, dass sie mit ihrer verständnisvollen Argumentation Nazideutschland rein waschen würde. Ihre Biografie lässt solche Unterstellungen ins Leere laufen. Ihre Ideen, ihre Hoffnungen sollten sich viele Jahre später erfüllen und Realität werden: 1963 wurde der deutsch-französische Vertrag unterzeichnet. Anlässlich der Gedenkfeiern im Jahre 2013 wurde an Hélène de Suzannet erinnert.

⁸⁰ Ebd., S. 97.

Thierry Heckmann, Direktor der *Archives de la Vendée* schrieb eine Würdigung der überzeugten Kämpferin für die deutsch-französische Verständigung: „Wir haben im Januar 2013 das erste halbe Jahrhundert des Elysée Vertrags gefeiert. [...] Wenn es 1963 notwendig war, unsere Verbindungen weiter zu festigen, so war es vorher nicht einfach gewesen, sich friedliche Beziehungen vorzustellen. Man hatte es nicht nach 1871 erreicht, nicht nach 1919. Nur freie Geister konnten dazu beitragen, hervorgegangen aus der Résistance. ihre mutigen Stimmen eckten unvermeidlich an, nach so viel erlittenem Leid, aber sie besaßen die Legitimität eines heldenhaften Verhaltens und durch ihren Anteil am allgemeinen Leid.“⁸¹

Deutsch-französische Verständigung haben auch die ehemaligen Kriegsgefangenen des Oflag VI A und ihre Frauen gelebt. Als Mitglieder von *MACS (Mémoire et Avenir Chapelle Française de Soest)*, die hervorgegangen ist aus der *Amicale des Anciens Prisonniers de l'Oflag VI A de Soest*, haben sie sich intensiv engagiert bei der Entstehung und dem Aufbau der Gedenkstätte Französische Kapelle. Ihre zahlreichen Besuche in Soest, häufig in Begleitung ihrer Kinder und Enkel, gehören zu einem neuen Kapitel in der Nachkriegsgeschichte, das geprägt ist von Versöhnung und guter Nachbarschaft, ohne die Spuren der Vergangenheit zu vergessen (Abb. 17).

BERICHTIGUNGEN

Berichtigung zum Aufsatz von Roland Götz über die Ausstattung der evangelischen Kirche St. Albanus und Cyriacus in Welver in der Soester Zeitschrift 131 (2019), S. 61-9

Bedauerlicherweise ist bei der Benennung der Abbildungen im Beitrag von Roland Götz ein Fehler unterlaufen: Die Abbildungen 1, 2, 4, 5, 6, und 7 wurden nicht vom Verfasser fotografiert, sondern von Hartmut Sokolski, Welver.

Wir bitten um Entschuldigung.
Die Redaktion

Maria Perrefort: Berichtigung zum Aufsatz Maria Viegener in der Soester Zeitschrift 131 (2019), S. 161-180. Einem aufmerksamen Leser der Soester Zeitschrift fiel bei der Lektüre ein Fehler auf, den ich hier berichtigen möchte:

Der Maler Eberhard Viegener hat sehr wohl einen Antrag auf Wiedergutmachung gestellt und dann auch entsprechende Gelder erhalten. Zu diesem Vorgang sind folgende Unterlagen aussagekräftig: Landesarchiv Nordrhein Westfalen, Abt. Westfalen in Münster, K 104, Regierung Arnsberg, Wiedergutmachungen, Nr. 462452 sowie Kreisarchiv Soest, Altkrs. SO/851. Ferner ist zu Rate zu ziehen: Hans Jürgen Hoeck: Der Kunstring Soest 1935-1961. Eine nationalsozialistische Gründung und was daraus wurde. Soest 2013, S. 179f. Für die Beurteilung der Wiedergutmachungsbemühungen der Mitglieder der Familie Viegener bleiben die Arbeiten des Historikers Gerhard Köhn – wenn auch angefochten – doch unübertroffen, hier besonders: Gerhard Köhn: Wiedergutmachung für Verfolgte des Nationalsozialismus, aufgezeigt an einigen Beispielen aus Soest. In: Ilse Maas-Steinhoff (Hrsg.): Nachkriegszeit in Soest. Soest 2011, S. 227-267.

81 Thierry Heckmann: Avant le traité franco-allemand de 1963, l'effort de paix d'Hélène de Suzannet. In: <http://www.archives.vendee.fr/Decouvrir/Pages-d-histoire/Miscellanees2/Seconde-Guerre-mondiale-et-reconstruction>. Aufgerufen am 10. 10. 2019.

„Nous avons célébré en janvier 2013 le premier demi-siècle du traité de l'Élysée [...] S'il fallait encore consolider nos relations en 1963, il n'avait pas été simple auparavant de les envisager sur un mode pacifié. On n'y était pas arrivé après 1871 ni après 1919. Seuls pouvaient y contribuer des esprits libres, issus de la Résistance. Leurs voix audacieuses heurtaient inévitablement, après tant de souffrances endurées, mais elles disposaient de la légitimité conférée par une conduite héroïque et par la part prise au poids de souffrance générale.”

DIRK ELBERT, WOLFGANG STELBRINK

NEUERSCHEINUNGEN – ANZEIGEN UND BESPRECHUNGEN

Alexander Baimann: Das Dorf an der Blögge. Ein Beitrag zur Dorf-, Kirchen- und Heimatgeschichte von Schwefe, 3 Bde. (Bd. I: Von frühen Zeugnissen bis zum späten Mittelalter, 438 S., 19,99 €; Bd. II: Vom späten Mittelalter bis zur frühen Neuzeit, 608 S., 27,99 €; Bd. III: Von der frühen Neuzeit bis zum Wiener Kongress (1815), 262 S., 15,99 €), Books on Demand, Norderstedt 2020.

Anzuzeigen ist ein Werk, das es im wahrsten Sinne des Wortes in sich hat. Auf nicht weniger als 1308 Seiten in drei Bänden unternimmt es der junge Historiker Alexander Baimann – seit Mai 2020 Studienreferendar für Geschichte und evangelische Religion am Marien-Gymnasium in Werl – eine Geschichte seines Heimatdorfes Schwefe von den Anfängen in der Steinzeit bis ins beginnende 19. Jahrhundert zu schreiben. Er kann dabei zwar an eine unveröffentlichte „Heimatkunde“ von Inge Bierbrodt aus dem Jahre 1952 anknüpfen, geht jedoch weit über diese frühe Veröffentlichung hinaus. Dafür hat der Autor in siebenjähriger Arbeit parallel zu seinem Studium in Münster nicht nur die Sekundärliteratur und die veröffentlichten Quellen erschöpfend ausgewertet, sondern ist darüber hinaus auch tief in die einschlägigen Archive gestiegen. Sein Weg führte ihn dabei u. a. ins Kirchenarchiv Schwefe, ins Landeskirchliche Archiv Bielefeld, ins Landesarchiv Münster und – aufgrund der engen Verflechtungen Schwefes mit Soest – natürlich auch ausgiebig ins hiesige Stadtarchiv. Auf diese Weise wird das sehr detailfreudige und quellennah geschriebene Werk, das dabei jedoch die überörtliche und vergleichende Perspektive niemals aus den Augen verliert, mit seinen 3875 Fußnoten zu einer Fundgrube für jeden einschlägig Interessierten. Insgesamt 69 farbige Abbildungen runden das Bild ab. Jedem einzelnen Band ist ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis beigegeben.

Die erste urkundliche Erwähnung von Schwefe datiert Baimann auf das Jahr 1250, bereits ab 1212 belegt sind indes Personen mit dem Familiennamen „de Sveve“. Die sprachgeschichtliche Interpretation des Ortsnamens spricht indes laut Autor für eine wesentlich frühere Besiedlung, die

bereits vor der sächsischen Landnahme (um 690) existiert haben dürfte. Ausführlich beschreibt der Autor die vor- und frühgeschichtlichen Funde im Raum Schwefe und seiner näheren Umgebung, wobei er als „häufigsten Aufenthaltsort“ und „frühste Besiedlungsstelle des Dorfes“ den heutigen Pfarrgarten ausmacht, wo „Funde aus den unterschiedlichsten Epochen“ (Bd. I, S. 55) gemacht wurden. Aus der Zeit der Völkerwanderung ist vor allem der Fund eines Goldsolidus des römischen Kaisers Honorius in der Schwefer Feldflur erwähnenswert, dessen Interpretation allerdings – wie so vieles aus der Vor- und Frühgeschichte – verschiedene Deutungen zulässt. Für seine sachkundigen Darlegungen zu den Themen sächsische Landnahme und fränkische Eroberung, Christianisierung, Herausbildung von Grundherrschaft, Allmende- und Vöhdewirtschaft etc. muss Baimann allerdings mangels einschlägiger Quellen zum Raum Schwefe vornehmlich auf (über-)regionale Entwicklungen zurückgreifen, mit deren Hilfe er vorsichtige Rückschlüsse auf die örtliche Entwicklung zieht. Trotz aller Quellenprobleme versucht sich der Autor indes an einer Siedlungsgenese. Der zufolge entstand Schwefe – anders als die umliegenden Dörfer – nicht aus einem, sondern aus vier oder fünf „Urhöfen“ (Bd. I, S. 97).

Erst für das 13. Jahrhundert ist es dem Autor dank einer deutlich verbesserten Quellenlage möglich, „lokale Entwicklungen besser und vor allem sicherer nachzuvollziehen, als es bisher der Fall gewesen ist“ (Bd. I, S. 205). Im 13. und 14. Jahrhundert gingen fast alle Höfe in Schwefe, die vorher gewöhnlich im Besitz von Ministerialen oder Altfreien waren, für fast 500 Jahre in das Eigentum von Klöstern über, die sie mit abhängigen Bauern (Eigenhörigen) besetzten; Baimann spricht von einer „wahren Welle von Eigenhörigkeitserklärungen“ (Bd. I, S. 382). Insbesondere das 1251 gegründete Dominikanerinnenkloster Paradiese erwarb damit beträchtlichen Einfluss in Schwefe. Der Autor interpretiert diese Entwicklung als tiefe „Zäsur“ (Bd. II, S. 25) in der Dorfgeschichte. Mit dem Kauf der Freigrafschaft Rüdenberg durch die Stadt Soest 1328 geriet Schwefe darüber hinaus zunehmend in deren Herrschaftsbereich (Soester Börde).

Im Band II widmet sich Baimann vor allem der Geschichte der Schwefer Kirche und der dazu gehörenden Kirchengemeinde. Auch dabei setzt der Autor seine Untersuchungen früh an. Mit Sorgfalt erarbeitet er eine hypothetische Vorgeschichte der 1263 erstmals urkundlich erwähnten Steinkirche. Dabei geht er von einem hölzernen Vorgängerbau aus, der von einem sächsischen Adligen auf dem Fundament eines heidnischen Heiligtums errichtet wurde. Der baugeschichtlichen Entwicklung der etwa zwischen den Jahren 1200-1250 von den Herren von Rüdenberg erbauten, romanisch-gotischen Pfarrkirche samt ihrer Kirchhofsburg bis zur dritten Umbauphase ab 1706 widmet Baimann – teils im Anschluss an, biswei-

len aber in kritischer Auseinandersetzung mit Hubertus Schwartz – nicht weniger als 78 Seiten, dem darin befindlichen spätgotischen Passionsaltar, der wohl während des katholischen Interims von 1548-1565 aus der Kölner Stiftskirche St. Severin nach Schwefe gelangte, sogar 83 Seiten.

Die Eigenkirche der Herren von Rüdenberg ging 1263 samt Patronatsrecht an das Kloster Paradiese über. Die Inkorporation der Pfarrei in das Kloster sorgte nicht zuletzt für ein über die Jahrhunderte häufig gespanntes Verhältnis zwischen den Äbtissinnen und den Schwefer Pfarrern. Dieses Konfliktpotential wurde nicht kleiner, nachdem die Kirchengemeinde 1533 auf Verlangen des Soester Stadtrats eine „Reformation von oben“ (Bd. II, S. 238) erfahren hatte. Aus diversen Urkunden erarbeitet Baimann eine Abfolge der vorreformatorischen Pfarrer von Schwefe ab 1261. Ausführlich lässt er die vierzehn Priester der Schwefer Pfarre und ihre Amtszeiten zwischen 1533 und 1814 nacheinander Revue passieren. Geradezu spannend ist dabei etwa die Auseinandersetzung zwischen der Priorin des Kloster Paradiese und dem Soester Stadtrat um die Besetzung der Pfarrstelle im Jahre 1637 zu lesen. Sogar die kaiserliche Intervention aus Wien vermochte es allerdings nicht, das de jure bestehende Kollationsrecht des Klosters in der Praxis auch durchzusetzen. Schließlich triumphierte der evangelische Kandidat des Soester Stadtrats; in der Sicht Baimanns stellte erst dies den „endgültigen“ Abschluss der Reformation in Schwefe dar. Fortan wurde der Einfluss des Klosters auf die Personalauswahl geringer. Ungleich entspannter waren naturgemäß die Beziehungen zwischen der Pfarrei und dem 1660 eingerichteten evangelischen Damenstift des Klosters, dessen Mitglieder den evangelischen Gottesdienst in Schwefe hoch über der Gemeinde auf einer eigenen „Jungfernbühne“ verfolgen konnten. Eingehende Darstellung erfährt auch die Abfolge der Kirchenküster, zu deren Aufgabenbereich nicht zuletzt der – noch Ende des 18. Jahrhunderts in kläglichen Anfängen verharrende – Schulunterricht gehörte. Erst die von der preußischen Regierung in Hamm im Jahre 1806 veranlasste Absetzung eines Küsters wegen erwiesener Unfähigkeit als Lehrer ließ das aufziehende „pädagogische Jahrhundert“ erahnen. Selbst die minder bekannten kirchlichen Ämter der Organisten, Kalkanten, Kirchenvögte, Glöckner, Baumschließer, Lohnherren und Armenvorsteher finden die ihnen gebührende Berücksichtigung.

Der Schwerpunkt des III. Bandes liegt auf der Darstellung der Schwefer Hofstellen in der Frühen Neuzeit. In einem methodischen Dreischritt gelingt dem Autor mit Hilfe der – im Anhang 38 Seiten lang neu edierten – Schatzungslisten im Stadtarchiv Soest, dem Bördekataster von 1685 und grundherrschaftlicher Akten meist klösterlicher Provenienz ein teilweise „detailreicher Einblick in die Dorfstruktur“ (Bd. III, S. 3). Die Darstellung

schließt ab mit den weitreichenden Auswirkungen der napoleonischen Reformen auf das Kirchspiel Schwefe und das Kloster Paradiese, die Baimann als die zweite große Zäsur der Schwefer Dorfgeschichte interpretiert.

Wer das gesamte Werk liest, bracht einen langen Atem, denn der Autor ist ein Freund der kleinen und gern auch mal großen Exkurse. Für den Leser, der nicht nur die schnelle Information sucht, sondern sich auf Baimanns bisweilen weit ausholenden Gedankengänge einlässt, wird die Lektüre aber nie langweilig. Denn auf jeder Seite kann man etwas lernen, entweder über Schwefe, die Vormoderne im Raum Soest oder die Vormoderne im Allgemeinen. Eine erkleckliche Anzahl von Interpunktions- und Grammatikfehlern, etliche sprachliche Eigenwilligkeiten und ein gewisser Hang zur Redundanz fallen demgegenüber kaum ins Gewicht. Deutlich ärgerlicher sind da schon etliche (Flüchtigkeits-) Fehler, die Jahresangaben und Eigennamen betreffen: So wird etwa der Beginn von Karls Sachsenkriegen mehrfach fälschlich auf das Jahr 722 statt 772 datiert (Bd. I, S. 105f.), das Bürgerliche Gesetzbuch ist nicht 1890 (Bd. III, S. 166) in Deutschland eingeführt worden und die Freigrafschaft Rüdenberg ging auch nicht 1338 (Bd. III, S. 160) an die Stadt Soest, sondern – wie im vorangehenden Text mehrfach korrekt angegeben – 1328. Der Soester Reformator Kelberg kommt ausschließlich als „Kelbig“ daher (Bd. II, S. 217f.), der Kölner Erzbischof hieß bekanntlich Gebhard und nicht „Gerhard“ (Bd. II, S. 265) Truchseß von Waldburg und der Verfasser der Topographisch-historisch-statistischen Beschreibung der Stadt Soest aus dem Jahre 1825 hörte auf den Namen Geck und nicht etwa „Beck“ (Bd. III, S. 161). Die Liste einschlägiger Fehler ließe sich mühelos verlängern. Wie gut den drei Bänden ein sorgfältiges Lektorat getan hätte, wird an keiner Stelle so deutlich wie auf den Seiten 364 (Zeile 21-24) und 366 (Zeile 4-7) des zweiten Bandes. Dort bekommt der verblüffte Leser zweimal kurz hintereinander wortwörtlich den gleichen Satz präsentiert. Diese eher formalen Kritikpunkte sollen aber den insgesamt positiven Gesamteindruck nicht schmälern. Am Ende der Lektüre bleibt daher das Bedauern, das Baimanns Werk nur bis ins frühe 19. Jahrhundert reicht. Es besteht aber Hoffnung: Eine chronologische Fortsetzung wird vom Autor ebenso angekündigt wie eine spezielle Schulgeschichte Schwefes.

Stelbrink

Walter Melzer, Julia Ricken, Frederik Heinze, Ingo Pfeffer: Was habt ihr denn in Soest gefunden? Ausgewählte Funde von 1990 bis 2020 geben Antwort (Soester Beiträge zur Archäologie 16). Soest 2020, 208 Seiten mit 232 Abbildungen, geb. EUR 20,– ISBN 978-3-87902-315-8 Westfälische Verlagsbuchhandlung Mocker & Jahn

Was habt ihr denn gefunden? Diese häufig gestellte Frage klingt auch nach 30 Jahren dem Soester Stadtarchäologen immer noch in den Ohren, wenn er an die zahllosen interessierten Bürgerinnen und Bürger denkt, die sich bei den vielen Grabungseinsätzen der Stadtarchäologie, besonders in der Altstadt, an den Bauzaungittern drängten und einen Blick über die Schultern der Archäologen warfen.

Und in der Tat haben die zahlreichen Ausgrabungen, Baustellenbeobachtungen und Prospektionen seit August 1990, damals wurde die Soester Stadtarchäologie ins Leben gerufen, nicht nur eine Fülle von neuen Erkenntnissen zur Soester Stadtgeschichte erbracht, sondern auch einen immensen Zuwachs an archäologischem Fundgut. Zumindest einen Teil der Exponate kann man seit 2009 im neu konzipierten Burghofmuseum der Stadt mit seinen vielen archäologischen Abteilungen betrachten. Aber natürlich lagert das meiste Fundmaterial weiterhin im Magazin.

In zahlreichen Aufsätzen zu Soester Ausgrabungen in der Soester Zeitschrift und auch anderswo, natürlich auch durch die Reihe „Soester Beiträge zur Archäologie“, hat die Stadtarchäologie bisher versucht, die Erkenntnisse aus ihren Grabungen interessierten Laien, aber auch Fachkolleginnen und -kollegen näher zu bringen. Dabei wurden immer wieder auch archäologische Funde präsentiert. Dennoch war es nach 30 Jahren Stadtarchäologie nun an der Zeit, einen Bildband zu präsentieren, der einen völlig zufälligen und unvollständigen, vielleicht einseitigen, aber nicht langweiligen, sehr kleinen Einblick auf das archäologische Fundmaterial aus Soest von 1990 bis 2020 zulässt. Die Funde decken dabei einen Zeitraum von 8000 Jahren ab, nämlich von der Bandkeramischen Kultur der Jungsteinzeit im 6. Jahrtausend v. Chr. hinein bis ins 20. Jahrhundert in die Zeit des Zweiten Weltkrieges. Die 100 Antworten auf die am Anfang gestellte Frage sollen in erster Linie jedoch Geschmack auf noch mehr Soester Archäologie machen.

In den vergangenen 30 Jahren konnten zahllose Fundobjekte für die Nachwelt erhalten werden. Oft mussten sie aufwendig restauriert werden oder blieben fragmentarisch. Nicht unerwähnt bleiben soll, dass auch viele lizenzierte Detektorgänger mit ihren Metallsuchgeräten so manches schöne und wichtige Fundstück vor der Zerstörung auf den Soester Äckern

gerettet haben und so zahlreiche archäologische Fundstellen neu entdeckt haben. Zum Schluss ist der Bad Sassendorfer Fotograf Christian Theopold zu nennen, der fast alle Fotos für den Band angefertigt und so manches Fundstück in ein neues Licht gerückt hat.

Elbert

GÜNTER KÜKENSCHÖNER

JAHRESBERICHT DES VEREINS FÜR GESCHICHTE UND HEIMATPFLEGE SOEST E.V. FÜR DAS JAHR 2019

Ausnahmsweise beginnt dieser Jahresrückblick mit einem Ereignis vom Ende des Jahres: Am 11. Dezember 2019 beschloss der Rat der Stadt Soest, den ersten Heimatpreis der Stadt dem Geschichtsverein zu verleihen. Den Preis haben wir bei der feierlichen Überreichung am 12. Januar 2020 gerne entgegengenommen. Wir verstehen dies als ein Zeichen der Anerkennung für das fast 140jährige Wirken des Vereins in Stadt und Börde und als Ansporn, uns weiterhin der Erforschung der Geschichte unserer Heimat zu widmen, Interesse an der Geschichte zu wecken, wenn möglich auch in der jüngeren Generation. Dies soll aber selbstverständlich kein Selbstzweck sein, sondern dem Verständnis des historisch Gewachsenen und dem Erhalt unserer fantastischen, historischen Altstadt dienen. Der Preis richtet sich daher nicht nur an heutige Akteure, sondern vor allem an die Leistungen unserer Vorgänger. Da wären zunächst die vorigen Vorsitzenden Ilse Maas-Steinhoff und Dr. Ulrich Lör zu nennen, aber auch für den Verein und für Soest so wichtige Persönlichkeiten wie Senator Hubertus Schwartz. Ohne ihn und seine damaligen Mitstreiter hätte Soest nach dem Krieg vermutlich den Charakter einer historischen Altstadt verloren und damit die heutige Attraktivität als Wohnort und Touristenziel. Der Preis richtet sich aber auch an alle Mitglieder des Vereins, denn ein Verein besteht per definitionem aus den Mitgliedern, die ehrenamtlich gemeinsam ein Ziel verfolgen.

Aber das vergangene Jahr war nicht nur wegen dieser Preisverleihung etwas Besonderes. Im Bauhaus-Jubiläumsjahr konnten wir am landesweiten Projekt „Bauhaus100 im Westen“ teilnehmen. Die zunächst zehn Führungen zu den Bruno-Paul-Möbeln in der Villa Plange waren bereits Ende Januar praktisch ausgebucht. Die Ausstellung „schönheit ist freude“ zu Bruno Paul in Soest, die von Juni bis September im Museum Wilhelm Morgner zu sehen war, fand guten Anklang. Beide, Führungen und Aus-

stellung, hatten eine überregionale Strahlkraft. Besucher kamen aus ganz Nordrhein-Westfalen, aber auch aus Berlin. Deshalb gilt an dieser Stelle nochmal ein besonderer Dank an Thomas Drebusch für die unglaublichen Mühen, die er auf sich genommen hat für Ausstellung und Katalog und an Dr. Annette Werntze als Vorstandsmitglied und Leiterin des Museums Wilhelm Morgner, die uns die Ausstellung erst ermöglicht haben.

Dazu passte auch die Wochenendstudienfahrt nach Berlin unter Leitung von Vorstandsmitglied Frank Markiewicz, die für alle Teilnehmer nochmal eine profunde Vertiefung des Bauhaus-Themas gebracht hat.

Thematisch weit weg vom Bauhaus und dem Architekten Bruno Paul, aber nicht minder ein Höhepunkt in unserem Programm des vorigen Jahres war das Konzert in Neu St. Thomä mit den liturgischen Gesängen der Dominikanerinnen aus dem Kloster Paradiese. Wir sind sehr froh, dass wir die wunderbare Frauenschola Ars Choralis Coeln für ein Konzert in Soest gewinnen konnten. Gemeinsam mit der Wirtschaftsförderung der Stadt und der Thomägemeinde wurde daraus ein musikalisches Highlight mit mehr als 300 Zuhörern.

In diesem Jahr haben wir eine kleine Vortragsreihe begonnen – „Objekt des Monats im Burghofmuseum“: Kurze Referate stellen die unterschiedlichsten Exponate aus der Soester Geschichte, vor allem aus dem Burghofmuseum vor.

Nach zehn Jahren hatten wir auch wieder eine Delegation unseres Partnervereins aus Herzberg/Elster zu Gast, mit der wir ein harmonisches Wochenende mit dem Besuch der Soester Fehde, der Besichtigung der Falkenburg bei Detmold und vielen nach wie vor interessanten deutsch-deutschen Gesprächen verbracht haben.

Manchem dürfte aufgefallen sein, dass wir auch im Bereich Neue Medien aktiv sind. Unser Online-Angebot wurde und wird nach und nach ausgeweitet. Aus technischen Gründen musste die Homepage des Vereins auf ein neues System übertragen werden. Vorteilhaft ist, dass sie nun auch auf mobilen Geräten besser lesbar ist, und auch die Beitrittserklärung und die Anmeldung zum Newsletter sind nun online durchführbar.

Aber es ist nach wie vor eine Herausforderung, junge Leute für die Beschäftigung mit der lokalen Geschichte zu begeistern. Ein Workshop Geschichte mit dem Ziel einer Ausstellung zum Thema „Soest vor 50 Jahren“ kam leider wegen zu geringer Teilnehmerzahl nicht zustande. Aber immerhin konnten wir erreichen, dass es nun eine Bildungspartnerschaft zwischen der Europaschule Aldegrevier-Gymnasium und dem Stadtarchiv gibt.

Nicht zuletzt geht es uns seit einigen Jahren verstärkt um Kontakte auch zu den Nachbarvereinen. Gegenseitige Besuche oder gemeinsame Ver-

anstaltungen mit beispielsweise dem Lippstädter Heimatbund oder dem Heimatverein Möhnesee werden immer selbstverständlicher. Die Zusammenarbeit läuft hier sehr gut. Im Berichtsjahr wurden wir vom Neuen Heimat- und Geschichtsverein Werl e. V. angefragt, ob wir nicht etwas Gemeinsames machen könnten, z. B. einen Vortrag über die Soester Fehde mit besonderer Berücksichtigung der Auseinandersetzungen zwischen Soest und Werl. Vorstandsmitglied Joachim Grade hat schließlich in Werl einen gut besuchten Vortrag zu dem Thema gehalten.

I. Mitgliederbewegung

Die Zahlen im Einzelnen:

Am 1. Januar 2019 zählte der Verein	677 Mitglieder.
Ausgeschieden sind im Jahr 2019	25 Mitglieder
Davon verstarben	6 Mitglieder
Es traten dem Verein bei:	15 Personen
Entsprechend hatte der Verein am 31.12.2019	667 Mitglieder

Der Verein bewahrt seinen verstorbenen Mitgliedern ein ehrendes Andenken!

Egbert Bremen, Ochtendung
Hedwig Düchting, Soest
Margret Krönert, Soest
Josef Sander, Soest
Heinrich Schulte-Hostede, Erwitte
Helene Zens, Soest

Wir freuen uns sehr, die folgenden Damen und Herren als neue Mitglieder in unseren Reihen begrüßen zu können:

Gabriele Anhäuser, Soest
Christian Hermann Aßhoff gen. Grae, Ense-Bremen
Dr. Hermann Buschmeyer, Soest
Till Heemann, Soest
Dorita König, Soest
Dr. Astrid Krake, München
Franz Peters, Lippetal
Gunhild Potthoff, Soest
Yves Powroznik, Soest
Waltraud Schmidt, Soest

Elfriede Schulte-Derne, Soest
 Prof. Dr. Detlev Sternberg-Lieben, Radebeul
 Irene Sternberg-Lieben, Radebeul
 Manuela Wohlgethan, Möhnesee
 Dr. Bernhard Zünkeler, Baltimore

II. Vorstand

Der Vorstand traf sich zu sechs regulären und zwei Sondersitzungen. Da ging es verständlicherweise öfters um Fragen der aktuellen Stadtentwicklung wie Stadtmauer und Wall oder um das Thema Französische Kapelle. Zu beiden Themenbereichen gab es mehrere informative Treffen mit den jeweiligen Akteuren. Zum Museumskonzept Französische Kapelle haben wir Stellung bezogen und für die sogenannte „große Lösung“ geworben. Nur in einer adäquaten musealen Darstellung der vielfältigen Geschichte dieses in Deutschland singulären Erinnerungsortes lassen sich für Soest wichtige Themen der jüngeren Vergangenheit aufarbeiten und diesem Ort einen Platz im Netzwerk der nordrhein-westfälischen NS-Gedenkstätten geben. Zum Thema Wallentwicklungskonzept haben wir immer wieder auf die Beachtung der Denkmalwürdigkeit des Walls in seinen drei Teilen Stadtmauer, Wall und Gräfte hingewiesen. Weitere Schwerpunkte waren die Vorbereitungen der Ausstellung und die Führungen zu Bruno Paul in Soest wegen des Bauhaus-Jubiläumsjahres sowie die Organisation des Konzerts im August.

III. Veranstaltungen

Vorträge

- 14.01.2019 Ärzte und der Massenmord an behinderten Menschen (Euthanasie) im nationalsozialistischen Deutschland von 1939 bis 1945 (Prof. Dr. Hans-Ulrich Thamer)
- 17.02.2019 Der Soester Spagat – im Spannungsfeld von Fachwerk-Idylle und digitaler Evolution (Matthias Abel)
- 20.03.2019 Die Um- und Neubenennung von Straßen im Nationalsozialismus (Dr. Marcus Weidner)
- 03.04.2019 Optische Telegraphie in Preußen 1832-1852 (Peter Sukkau)
- 09.04.2019 „Demokratur in höchster Potenz“? – Der Kreis Soest und die kommunale Neuordnung Nordrhein-Westfalens (Prof. Dr. Sabine Mecking)

- 05.07.2019 Bruno Paul – Architektur zwischen Tradition und Moderne
- 19.09.2019 (Thomas Drebusch)

- 08.10.2019 Medizin an der "Heimatfront". Von der Lazarettversorgung bis zur Bekämpfung der Spanischen Grippe im Ersten Weltkrieg (Dr. Ralf Forsbach)

- 26.10.2019 „Objekt des Monats“ – Die älteste Fotografie aus Soest (Günter Kükenshöner)

- 12.11.2019 Die Soester Fehde – Ursachen, Verlauf, Folgen und Bewertung (Joachim Grade)

- 30.11.2019 „Objekt des Monats“ – Das Epitaph des Bürgermeisters Klotz (Ilse Maas-Steinhoff)

- 08.12.2019 Mach's wie die Ameise - Der Soester Superintendent Johannes Schwartz (1565-1632) und der Trost der Bücher in der Kriegszeit (Prof. Dr. Christian Peters)

Ausstellung

- 30.6.-22.9.2019 Bruno Paul „Schönheit ist Freude“ (Thomas Drebusch, Museum Wilhelm Morgner)

Konzert

- 04.08.2019 Die liturgischen Gesänge aus dem Kloster Paradiese bei Soest (Ars Choralis Coeln)

Exkursionen

– mit Zielen außerhalb Soests und der Börde:

- 22.05.2019 Halbtagesexkursion zum Geseker Steinbruchpark „Mythos Stein“ (Joachim Bandel)

- 14.-16.06.2019 Wochenendstudienfahrt nach Berlin: Bruno Paul und das Bauhaus (Frank Markiewicz)

- 03.08.2019 Halbtagesexkursion: Die Falkenburg bei Detmold und die „Soester Fehde“ (Günter Kükenshöner)

21.09.2019 Tagesexkursion in die Eifel: Vogelsang IP – NS-Ordensburg und belgischer Truppenübungsplatz im „Kalten Krieg“ (PD Dr. Claudia Hiepel)

– innerhalb Soests:

20.09.2019 Betriebsbesichtigung Augenoptik Berner (Christoph Berner)

06.10.2019 Stadtspaziergang: Soester Geschäfte (Prof. Dr. Petra Senne, Gerhild H'loch)

– in der Börde:

13.07.2019 Radtour und Dorf-Spaziergang: Ostönnen (Elisabeth Prolingheuer, Dr. Norbert Wex)

IV. Arbeitskreise

Der Arbeitskreis Genealogie trifft sich einmal pro Vierteljahr, Leitung: Dr. Joachim Rüffer. Der Geschichtsarbeitskreis Soester Börde behandelt die Geschichte der Dörfer und der Landschaft im ehemaligen Herrschaftsgebiet der Stadt Soest, Leitung: Horst Braukmann.

V. Projekte

Das Buchprojekt „Soester Schau-Stücke“ macht Fortschritte. Die Vortragsreihe „Objekt des Monats“ im Burghofmuseum hat begonnen. Vorstandsmitglied Dr. Wolfgang Stelbrink hat sich bereit erklärt, sich eingehender mit dem bisher wenig erforschten Thema „Euthanasie und Zwangssterilisation in Soest“ zu befassen.

VI. Veröffentlichungen

Im Dezember 2019 wurde Heft 131 der „Soester Zeitschrift“ mit zehn Beiträgen an die Mitglieder verschickt. Insgesamt umfasst das Heft 228 Seiten mit zahlreichen, auch farbigen Abbildungen. Die Mitteilungen Nr. 48, die im August erschienen, enthielten die Fortsetzung der kurzen Soester Geschäftschroniken mit Beiträgen zur Fahnenfabrik Keienburg an der Marktstraße, zum Einheitspreisgeschäft, zur WEKA und zum Schuhhaus Schreiber, alle in der Brüderstraße.